



Michael  
**Ridpath**  
Der Spekulant  
Roman

GOLDMANN

## Buch

»Ich hatte in einer knappen halben Stunde eine halbe Million Dollar verloren, und der Kaffeeautomat funktionierte nicht. Der Tag schien sich zum Schlechten zu wenden ...«

Paul Murray ist einer jener ehrgeizigen jungen Trader, die tagtäglich gewaltige Summen bewegen, Summen, von denen Normalsterbliche nicht einmal zu träumen wagen. Devisengeschäfte, Anleihen, Junk Bonds – gewagte Entscheidungen müssen in Sekundenschnelle getroffen werden, nur der Profit zählt. Doch Paul ist zufrieden, denn er hat Erfolg und liebt das Risiko. Bis eines Tages die junge Debbie, seine attraktive Kollegin in der renommierten Investmentfirma De Jong, tot aus der Themse gefischt wird. Der Vorfall lässt Paul keine Ruhe, denn er ahnt, daß einige Leute in ihrer Geldgier zu weit gegangen sind. Auf eigene Faust stellt er Nachforschungen an und stößt bald auf Unstimmigkeiten, die auf einen gigantischen Betrug schließen lassen. Wenig überraschend sorgt Pauls Neugier bei den mächtigen Drahtziehern dieser Machenschaften für einige Unruhe. Und so gerät der Finanzjongleur bei einer dramatischen Hetzjagd quer durch England und die USA schließlich selbst ins Fadenkreuz eines mörderischen Komplotts. Eines Komplotts, in dem es um zwanzig Millionen geht – und um sein Leben ...

## Autor

Michael Ridpath, Jahrgang 1961, wuchs in Yorkshire auf und studierte in Oxford Geschichte. Bis 1991 arbeitete er erfolgreich als Trader bei einer internationalen Großbank in London, und noch heute ist er bei einer Investmentfirma angestellt. Mit »Der Spekulant«, seinem Debüt als Schriftsteller, schaffte er sofort den Sprung an die Spitze der Bestsellerlisten. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in London. Weitere Informationen über den Autor und seine Projekte unter [www.michaelridpath.com](http://www.michaelridpath.com).

Michael Ridpath

Der Spekulant

Roman

Aus dem Englischen  
von Karin Kersten

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel  
»Free to Trade«  
bei William Heinemann, London.

1. Auflage  
Neuveröffentlichung Oktober 2005  
Copyright © der Originalausgabe 1995  
by Michael Ridpath  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995  
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: zefa/Corrie  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
AB • Herstellung: sc  
Made in Germany  
ISBN-10: 3-442-45971-0  
ISBN-13: 978-3-442-45971-1  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für Candy



# 1

Ich hatte in einer knappen halben Stunde eine halbe Million Dollar verloren, und der Kaffeeautomat funktionierte nicht. Der Tag schien sich zum Schlechten zu wenden. Eine halbe Million Dollar sind eine Menge Geld. Und ich brauchte dringend einen Kaffee.

Dabei hatte alles recht gut begonnen. Ein ruhiger Dienstag im Juli in der Investmentfirma De Jong & Co. Hamilton McKenzie, mein Chef, war nicht da. Ich gähnte, während ich die langweiligen Berichte über die gestrigen Nicht-Ereignisse in der Financial Times las. Mehr als die Hälfte der Arbeitsplätze um mich herum waren leer, meine Kollegen entweder geschäftlich unterwegs oder im Urlaub. Auf den verwaisten Schreibtischen herrschte ein Gewirr von Unterlagen und Telefonen. Das Chaos im Zustand der Ruhe. Man hatte eher das Gefühl, in einer Bibliothek zu sein als im Büro einer Investmentfirma.

Ich sah aus dem Fenster. Die hohen grauen Häuser der Londoner City ragten schweigend aus der trügen Hitze der Straßen empor. Ich bemerkte einen Turmfalken, der um die oberen Stockwerke der Mercantile Unions Insurance hundert Meter weiter westlich kreiste. Das gewaltige Finanzzentrum döste vor sich hin. Schwer vorstellbar, daß dort draußen irgendwelches Leben sein sollte.

Ein einsames Lämpchen leuchtete am Telefonboard vor mir auf. Ich nahm den Hörer ab. »Ja?«

»Paul? Hier ist Cash. Es geht los. Wir machen es.«

Ich erkannte den breiten New Yorker Akzent von Cash Callaghan, dem Topverkäufer bei Bloomfield Weiss, der großen amerikanischen Investmentbank. Als ich den dringlichen Ton seiner Stimme hörte, setzte ich mich gleich etwas gerader hin.

»Was geht los? Was macht ihr?«

»Wir bringen die neue Schwedische in zehn Minuten. Wollen Sie die Konditionen?«

»Ja, bitte.«

»Okay. Fünfhundert Millionen Dollar mit einem Coupon von 9¼ Prozent. Laufzeit zehn Jahre. Wird zu 99 angeboten. Rendite 9,41 Prozent. Alles klar?«

»Alles klar.«

Die Schweden nahmen fünfhundert Millionen Dollar über eine Eurobond-Emission auf. Sie benutzten Bloomfield Weiss als Unterzeichner. Bloomfield Weiss' Aufgabe war es, die Anleihe an Investoren zu verkaufen: Die Bezeichnung »Euro« bedeutete, daß sie an Investoren in der ganzen Welt verkauft wurde. Meine Aufgabe war es, zu entscheiden, ob wir kaufen sollten.

»9,41 sind doch eine gute Rendite«, fuhr Cash fort. »Die zehnjährige Italienische wirft 9,38 Prozent ab, und kein Mensch findet Italien so gut wie Schweden. Die Kanadische läßt sich schon eher damit vergleichen, und die bringt 9,25. Also kein Grund zur Sorge. Die Sache wird hochgehen wie eine Rakete, verstehen Sie mich? Soll ich Sie für zehn Millionen vormerkeln?«

Wenn Cash etwas zu verkaufen hatte, war er sowieso immer Feuer und Flamme. Wenn es dabei um Anleihen für fünfhundert Millionen ging, kannte sein Enthusiasmus keine Grenzen. Was er da sagte, war aber wirklich nicht uninteressant. Ich tippte ein bißchen auf meinem Tischrechner herum. Wenn die Rendite der neuen Anleihe auf das Niveau der Kanada-Anleihe mit ihren 9,25 Prozent fiel, dann hieß das, daß der Kurs von 99 auf 100 steigen würde. Ein hübscher Gewinn für einen Investor, der schnell genug war, um die Anleihe zum anfänglichen Ausgabepreis zu kaufen. Wenn die Emission allerdings ein Fehlschlag war, dann mußte Bloomfield Weiss den Kurs senken, bis die Rendite hoch genug war, um Käufer anzuziehen.

»Warten Sie noch. Ich muß mir die Sache erst durch den Kopf gehen lassen.«

»Okay. Aber beeilen Sie sich. Und nur, daß Sie's wissen – wir haben schon dreihundert Millionen in Tokio untergebracht.« Die Leitung verstummte, als Cash sich eilends an den nächsten Anruf machte.

Ich hatte nur sehr wenig Zeit, um Informationen einzuholen und eine Entscheidung zu fällen. Ich tippte hastig die Nummer von David Barratt ein, einem Verkäufer bei Harrison Brothers, und wiederholte, was ich von Cash gehört hatte. Ich fragte David, was er von dem Geschäft hielt.

»Gefällt mir nicht. Hört sich zwar gut an, aber Sie erinnern sich, wie schlecht die Emission der Weltbank lief, die vor zwei Wochen aufgelegt wurde? Kein Mensch kauft derzeit Eurobonds. Ich glaube nicht, daß da auch nur ei-

ner meiner Kunden in England anbeißen wird.« Davids entschiedene, besonnene Art zu sprechen beruhte auf reicher Erfahrung und einem verlässlichen analytischen Kopf. Dadurch, daß er fast immer richtig lag, hatte er sich einen getreuen Kundenstamm aufgebaut.

»Das hilft mir sehr. Danke«, sagte ich und hängte ein.

Ein anderes Lämpchen an meinem Telefonboard leuchtete auf. Es war Claire Duhamel, eine Französin von ziemlicher Überzeugungskraft, die Anleihen für die Banque de Lausanne et Genève verkaufte, kurz BLG genannt.

»Hallo, Paul. Na, wie steht's mit Ihnen? Sind Sie gewillt, mir ein paar Anleihen abzukaufen?« Ihr schleppender kehliger Akzent war sorgfältig darauf berechnet, auch noch die Aufmerksamkeit des hartgesottensten Kunden zu erringen.

An diesem Morgen hatte ich jedoch keine Zeit für Claires Gegurre. Ich brauchte ihre Meinung. Obwohl sie alles tat, um es zu verbergen, besaß sie ein ausgezeichnetes Urteil. »Was halten Sie von der neuen Schwedischen?«

»Ein Flop. Ein gigantischer Flop. Ich finde den Markt im Augenblick widerlich. Meine Kunden und meine Händler auch. Wenn Sie also wirklich kaufen wollen, dann kriegen Sie sie bestimmt noch billiger.«

Sie meinte, daß ihre Wertpapierhändler sich so wenig von der Emission versprachen, daß sie versuchen würden, sie, sobald sie ausgegeben war, zu verkaufen – in der Hoffnung, sie später billiger zurückkaufen zu können.

»Bei Bloomfield Weiss behaupten sie, daß der Großteil des Volumens bereits in Tokio plaziert sei.«

In Claires Antwort schwang Ärger mit. »Das glaube ich erst, wenn ich es sehe. Vorsicht, Paul. Eine Menge Leute haben schon viel Geld verloren, weil sie Cash Callaghan geglaubt haben.«

Während der nächsten Minuten leuchteten die Lämpchen der Telefonanlage vor mir unaufhörlich auf. Verkäufer riefen an, um die Transaktion zu erörtern. Keinem gefiel sie.

Ich mußte nachdenken. Ich bat Karen, unsere Sekretärin, sämtliche Anrufe von mir fernzuhalten. Mir gefiel das Geschäft. Es stimmte zwar, daß der Markt sehr ruhig war. Richtig war auch, daß die Emission der Weltbank vor zwei Wochen äußerst schleppend gelaufen war. Es hatte seitdem jedoch keine neuen Emissionen gegeben, und ich hatte das Gefühl, daß die Investoren auf ihrem Geld saßen und nur auf die richtige Anlagemöglichkeit warteten. Und das konnte die Schwedische sein. Die Rendite war zweifellos attraktiv.

Beunruhigend war die Sache mit den Japanern. Wenn Cash recht hatte und sie wirklich schon dreihundert von den fünfhundert Millionen nach Japan verkauft hatten, dann würde der Absatz bestens laufen. Aber durfte ich Cash trauen? Wenn er mich nun einfach nur für einen Grünschnabel hielt, den er auflaufen lassen konnte, einen achtundzwanzigjährigen Trader mit nur sechs Monaten Erfahrung auf dem Anleihenmarkt? Was Hamilton wohl tun würde, wenn er da wäre?

Ich sah mich um. Wahrscheinlich täte ich gut daran, das Ganze mit Jeff Richards durchzusprechen. Er war Hamiltons Stellvertreter und für die Firmenstrategie im

Hinblick auf Wechselkurse und Zinssätze zuständig. Allerdings verließ er sich am liebsten auf gründliche Analysen. Der schnelle Handel mit einer neuen Emission war ganz und gar nicht das, was ihm behagte. Er saß an seinem Schreibtisch und gab Zahlen aus einer Statistik in seinen Computer ein. Besser, ich behelligte ihn damit nicht.

Der einzige andere Mensch im Büro außer Karen war Debbie Chater. Bis vor kurzem war sie mit der Verwaltung der Fonds beschäftigt gewesen, die die Firma managte, und erst vor zwei Monaten zu den Tradern versetzt worden. Sie besaß noch weniger Erfahrung als ich. Aber sie war ein kluger Kopf, und ich beratschlagte mich oft mit ihr.

Ich sah sie unschlüssig an.

»Ich weiß zwar nicht, worum es geht, aber Selbstmord ist bestimmt nicht die Lösung«, meinte sie. »Du siehst aus, als wolltest du gleich aus dem Fenster springen.« Ihr Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln.

Ich lächelte zurück. »Ich muß nur nachdenken«, sagte ich. Mit ein paar Worten erklärte ich ihr, was Cash über die neue Schwedische gesagt hatte und wie wenig Begeisterung seine Konkurrenten für das Geschäft gezeigt hatten.

Debbie hörte aufmerksam zu. Nach kurzem Nachdenken meinte sie: »Na ja, was Cash gut findet, würde ich nicht mal mit der sprichwörtlichen Kneifzange anfassen.«

Sie schob mir eine Ausgabe der Mail zu. »Wenn du schon das Geld unserer Kunden verspielen willst, warum tust du's dann nicht mit was Sicherem wie den Vier-Dreißigern von Kempton Park?«

Ich warf die Zeitung in den Papierkorb. »Im Ernst, ich glaube, daß da was dran sein könnte.«

»Ich mein's auch ernst. Wenn Cash mitmischt, laß die Finger davon«, sagte sie.

»Wenn Hamilton da wäre, würde er bestimmt einsteigen.«

»Na, dann frag ihn doch. Er müßte jetzt eigentlich wieder im Hotel sein.«

Sie hatte recht. Hamilton hatte den Tag in Tokio damit verbracht, Gespräche mit einigen der Institutionen zu führen, die einen Teil ihres Geldes von De Jong & Co. verwalteten ließen. Diese Besprechungen mußten mittlerweile eigentlich beendet sein.

Ich wandte mich an Karen. »Hol mir mal Hamilton ans Telefon. Ich glaube, er wohnt im Imperial. Mach schnell.«

Ein paar Minuten hatte ich noch. Karen brauchte nur eine, um Hamilton an den Apparat zu bekommen.

»Hallo, Hamilton. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nach Feierabend störe.«

»Tun Sie nicht. Ich wollte gerade noch ein paar Sachen nachlesen. Ich weiß allerdings nicht, warum ich mir die Mühe mache. Diese sogenannte ›Analyse‹, die ich hier habe, ist doch nur Gefasel. Was gibt's denn?«

Ich skizzierte ihm kurz das Geschäft und wiederholte die negativen Kommentare von David, Claire und den anderen. Dann erzählte ich ihm, was Cash über die Japaner gesagt hatte.

Ein paar Sekunden herrschte Schweigen, dann hörte ich Hamiltons leise, ruhige Stimme mit ihrer leicht schot-

tischen Färbung. Wie ein guter Malt Whisky beruhigte sie meine Nerven: »Sehr interessant. Könnte übrigens sein, daß wir hier bald was zu tun bekommen, Paul, mein Junge. Ich habe heute morgen mit zwei Lebensversicherungen gesprochen. Beide sorgen sich wegen des Aktienmarkts in Amerika und haben kräftig Anteile abgestoßen. Sie haben mehrere hundert Millionen Dollar, die sie in den Rentenmarkt stecken wollen, warten aber noch auf eine neue große Emission, um in dem Umfang kaufen zu können, den sie sich vorstellen. Sie wissen doch, wie die Japaner sind: Wenn zwei von denen so denken, dann gibt es wahrscheinlich noch ein weiteres halbes Dutzend mit denselben Vorstellungen.«

»Sie meinen also, Cash hat tatsächlich die Wahrheit gesagt?«

»So ungeheuerlich das klingt, es könnte sein.«

»Soll ich also zehn Millionen kaufen?«

»Nein.«

»Nein?« Ich verstand nicht. Nach allem, was Hamilton gesagt hatte, sah es doch so aus, als könnte das Geschäft laufen.

»Kaufen Sie hundert.«

»Hundert Millionen Dollar? Sind Sie sicher? Das ist eine ganze Menge für ein Geschäft, das niemandem gefällt. Das ist es auch so schon, egal, worin man es investiert. Wir haben bestimmt gar nicht so viel flüssig.«

»Na, dann verkaufen Sie eben ein paar andere Anleihen. Hören Sie, Paul. Wir haben schließlich nur ganz selten mal Gelegenheit, richtig Geld zu machen. Dies ist so eine. Kaufen Sie hundert!«

»Also gut. Sind Sie auch für den Rest des Abends noch im Hotel erreichbar?«

»Ja, aber ich habe noch zu arbeiten, also stören Sie mich nur, wenn es wirklich nötig ist.« Hamilton legte auf.

Hundert Millionen Dollar zu kaufen war ein großes Risiko. Wenn die Sache schiefging, würden die Verluste unser ganzes Jahresergebnis ruinieren. Auf der anderen Seite, wenn die Japaner wirklich dreihundert Millionen Dollar gekauft hatten und wir hundert Millionen drauflegten, dann blieben nur hundert Millionen für den Rest der Welt. Hamilton stand in dem Ruf, gelegentlich große, kalkulierte Risiken einzugehen und damit gut zu fahren.

Ein Lämpchen leuchtete auf. Es war Cash.

»Wir geben sie jetzt aus. Was ist denn nun, alter Junge? Wollen Sie zehn? Ich habe ein gutes Gefühl diesmal. Machen wir doch ein bißchen Knete.«

Ich spürte, wie mir die Kehle eng wurde, als ich langsam und mit Bedacht sagte: »Ich nehme hundert.«

Das verschlug sogar Cash die Sprache. Ich hörte gerade nur ein geflüstertes »Wow!« Er forderte mich auf, ein paar Sekunden dranzubleiben.

»Hundert zu 99 können wir nicht machen. Wir können euch fünfzig zu 99 verkaufen, die zweiten fünfzig müssen wir zu 99,20 abgeben.«

Da hatten sie sich aber geschnitten.

»Hören Sie. Sie wissen genauso gut wie ich, daß die Leute diese Offerte nicht gerade lieben. Ich mag sie nun zufällig, aber nur zu einem Preis von 99. Entweder hundert zu 99 oder gar nichts.«

»Paul, Sie begreifen nicht, wie das läuft. Wenn Sie so groß einsteigen wollen, müssen Sie dafür auch was hinlegen«

Cashs schmeichelrische Stimme reizte mich.

»Hundert zu 99, oder Sie gucken in die Röhre.«

Pause. »Na, okay. Wir verkaufen Ihnen einhundert Millionen Dollar von der neuen Schwedischen zum Preis von 99.«

Meine Hand bebte, als ich den Hörer auflegte. Das war der weitaus größte Deal, den ich je im Leben abgeschlossen hatte. Einhundert Millionen Dollar gegen die Meinung des ganzen restlichen Marktes zu setzen, das machte mich schon mehr als nur ein bißchen nervös. Mein Hirn beschwore die schrecklichen Folgen, die das haben konnte. Was, wenn wir uns völlig verrannt hatten? Was, wenn wir binnen der nächsten paar Minuten Hunderttausende von Dollars verloren? Wie sollten wir das Mr. De Jong erklären? Wie würden wir das den Anlegern erklären, die uns ihr Geld anvertraut hatten?

So ging das nicht. Ich mußte das ganze Wenn und Aber aus meinem Kopf verbannen. Ich mußte dafür sorgen, daß mein Hirn sich von allem inneren Aufruhr und allen wilden Vermutungen befreite und zu einer absolut verlässlichen Rechenmaschine wurde. Ich mußte mich entspannen. Ich sah, wie weiß die Fingerknöchel meiner Hand waren, mit der ich den Hörer meines Telefons umklammert hielt. Ich zwang mich, den Griff zu lockern.

Die Lämpchen sämtlicher Leitungen leuchteten auf. Ich beantwortete eine davon. Es war Claire.

»Was habe ich Ihnen gesagt? Ein Flop. Ein gigantischer Flop. Haben Sie welche gekauft?«

»Ja, doch, haben wir tatsächlich.«

»Oh, nein.« Sie klang mitfühlend. »Sie müssen sich vor diesem Cash in acht nehmen. Sollten Sie allerdings noch wollen, wenden Sie sich an uns: Wir bieten die Schwedische zu 98,90 an.«

»Nein, danke. Bye.«

Die BLG bot also bereits Anleihen unter dem anfänglichen Ausgabekurs von 99 an. Doch Claire hatte erwähnt, daß sie versuchen würden, Leerverkäufe zu tätigen – in der Hoffnung, sie später zurückkaufen zu können. Kein Wunder, daß ihr Preis niedrig war.

Ich ging auf die nächste Leitung.

»Hi, Paul – David hier. Haben Sie welche von dieser neuen Schwedischen gekauft?«

»Ein paar.«

»Na, das Ding geht den Bach runter. Wir nehmen die Anleihen zu 98,75 rein und bieten sie für 98,80 an. Keiner von meinen Kunden will da ran.«

Oh, Gott. Das ging fürchterlich daneben. Der Preis fiel schnell. Bei einem Gebot von 98,75 büßte ich schon 250 000 Dollar ein. Sollte ich mich mit dem Verlust abfinden? Eine alte Maxime fiel mir ein: »Verluste soll man begrenzen, Gewinne laufen lassen.« Dann erinnerte ich mich an eine andere: »Wer einmal einen Standpunkt eingenommen hat, sollte daran festhalten.« Das half mir auch nicht weiter. Denk nach, Paul, denk nach!

Wieder leuchtete eine Leitung auf. Es war noch mal Claire. »Das sieht leider gar nicht gut aus. Wir sind jetzt

bei einem Gebot von 98,50. Es wimmelt von Verkäufern. Diese Anleihe kann gar nicht anders als runtergehen. Wollen Sie irgendwas unternehmen?«

98,50! Meine Verluste beliefen sich mittlerweile auf eine halbe Million Dollar. Eine innere Stimme schrie: Verkaufen! Aber irgendwie gelang es mir, mit ruhiger, wenn auch heiserer Stimme zu antworten: »Nein, gegenwärtig nicht. Danke.«

Ich rief Bloomfield Weiss an. Cash war am Apparat. »Was läuft denn schief bei dem Geschäft? Ich dachte, Sie hätten bereits fast alles untergebracht?« fragte ich, und dabei hatte ich alle Mühe, nicht laut zu werden.

»Immer mit der Ruhe, Paul. Wir haben die dreihundert Millionen in Japan verkauft. Wir haben euch hundert Millionen verkauft. Dazu fünfzig Millionen an einen Amerikaner. Und wir haben selbst gerade ungefähr fünfzig Millionen von den anderen Händlern gekauft. Das macht fünfhundert Millionen. Mehr ist nicht im Umlauf.«

Am liebsten hätte ich Cash angeschrien und beschimpft. Doch ich tat es nicht. Ich murmelte nur ein Auf-Wiederhören.

Ich fühlte mich betrogen und belogen. Schlimmer noch, ich kam mir dämlich vor. Jeder kann einen Markt falsch deuten, aber nur ein Dummkopf konnte Cash Calaghan hundert Millionen anvertrauen. Und er gab seine Lüge noch nicht mal zu, als sie durch den Zusammenbruch der Anleihe für alle erkennbar wurde. Ich versuchte, Hamilton in Tokio anzurufen, doch ich konnte ihn nicht erreichen. Ich ließ es Karen weiter probieren, wäh-

rend ich irgendeinen Weg zu finden versuchte, wie man den Schaden in diesem Schlamassel begrenzen konnte.

Die ganze Zeit war ich völlig von der Welt am anderen Ende der Leitung in Anspruch genommen gewesen. Jetzt blickte ich auf und sah, daß Debbie mich beobachtete. Sie hatte alles verfolgt. Schien sie sonst auch jederzeit zu einem Lächeln aufgelegt, jetzt war davon nichts zu sehen. Ihre Miene war besorgt.

»Hattest du nicht was von Aus-dem-Fenster-Springen gesagt?« fragte ich und bemühte mich, das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken.

Sie rang sich ein flüchtiges Lächeln ab, dann kehrte die besorgte Miene zurück.

»Irgendein Einfall?« fragte ich.

Debbie runzelte für einen Augenblick die Stirn. Es war nicht fair, daß ich sie fragte. Es gab für dieses Problem keine Lösung, die sich einfach so aus dem Hut würde zaubern lassen, und ich durfte Debbie nicht die Verantwortung für Schwierigkeiten aufladen, in die ich mich selbst gebracht hatte. Dennoch, während sie schwieg, ertappte ich mich dabei, wie ich die wahnwitzige Hoffnung nährte, daß sie mit irgendeiner Lösung aufwarten würde, die ich übersehen hatte.

»Du könntest verkaufen«, sagte sie.

Ich konnte verkaufen. Und eine halbe Million Dollar verlieren. Und vielleicht meinen Job. Oder ich konnte nichts tun und riskieren, noch mehr zu verlieren.

Ich verspürte ein plötzliches Verlangen nach Kaffee. Vielleicht würde der ja meinem Gehirn auf die Sprünge helfen. Zumaldest würden meine Hände etwas zu tun ha-

ben. Ich stand auf und ging in die Ecke des Raums hinüber, wo der Kaffeeautomat stand. Der »echte« Filterkaffee, der aus ihm herauskam, schmeckte zwar schlechter als Pulverkaffee, enthielt jedoch einiges an Koffein. Ich drückte einen Knopf und zog an einem Hebel. Nichts. Ich schlug mit der Handkante gegen den Automaten. Immer noch nichts. Ich trat kräftig gegen die Blechverkleidung, empfand eine gewisse Genugtuung über die Delle, die mein Fuß in ihr hinterließ, und kehrte wütend an meinen Platz zurück.

Denk nach! Wenn Cash gelogen hatte, was höchst wahrscheinlich war, dann standen eine Menge unverkaufter Anleihen zum Verkauf und der Preis würde sicher noch eine ganze Weile nicht steigen. Aber bei einem Preis von 98,5 warf die Anleihe mittlerweile 9,49 Prozent ab, mehr als irgendwelche Eurobonds von vergleichbarer Qualität. Mit der Zeit mußte ihr Kurs wieder anziehen. Wenn Cash gelogen hatte, durfte ich nicht verkaufen, sondern mußte ausharren. Mit einiger Geduld sollte ich dann imstande sein, meine Verluste wettzumachen und womöglich noch einiges zu verdienen.

Wenn Cash nun aber nicht gelogen hatte? Wenn alle anderen Händler sich irrten? Wenn Bloomfield Weiss nun wirklich dreihundert Millionen von der Emission nach Japan verkauft hatte? Dann waren die Händler, sowie sie ihren Irrtum erkannten, genötigt, ihre Short-Positionen glattzustellen, mit anderen Worten: die Anleihen zurückzukaufen, die sie bereits verkauft hatten. Der Kurs würde durch die Decke gehen. Und jeder, der jetzt wagemutig genug war, noch mehr Anleihen zu kaufen, würde ein Vermögen machen.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher schien es, daß Cash die Wahrheit sagte. Ich traute ihm zwar nicht, aber ich traute Hamilton. Wenn Hamilton glaubte, daß die Japaner eine attraktive neue Emission kaufen würden, dann sprach einiges dafür, daß sie das auch getan hatten. Nur, wie sollte ich wissen, wer recht hatte?

Ich hatte eine Idee. Sie war zwar ungeheuer riskant, aber der Gewinn würde enorm sein, wenn alles funktionierte. Ich hatte keine Zeit, das mit Hamilton abzuklären. Wenn es funktionieren sollte, dann mußte ich auf der Stelle handeln.

Ich rief Cash an. Mein Herz klopfte ein halbes dutzendmal während der wenigen Augenblicke, bis er den Hörer abnahm.

»Ich würde gern weitere fünfzig Millionen kaufen, wenn der Kurs stimmt.« Ich war erstaunt, wie ruhig meine Stimme klang.

Cash lachte. »Na, sehen Sie, Paul! Dann wollen wir mal ein bißchen Geld verdienen, wie? Bleiben Sie dran.«

Das besagte noch gar nichts. Mehr Absatz bedeutete mehr Provision für den Verkäufer. Wenigstens Cash würde von der Sache profitieren. Jetzt kam es darauf an, welchen Kurs Cash mir anbot. Falls immer noch Riesemengen von Anleihen zum Verkauf standen, würde er im Nu mit einem niedrigen Kurs zurück sein. In dein Fall würde ich alle Hände voll zu tun haben, um mich aus meinem Kauf wieder herauszuwinden. Wenn er jedoch tatsächlich die ganze Emission verkauft hatte, dann kämen alle möglichen Ausflüchte und ein höherer Kurs.

Ich wartete wahrscheinlich nicht mehr als eine Minute, aber die kam mir vor wie zehn. Endlich kam Cash wieder an den Apparat.

»Tut mir leid. Wir haben leider nur zehn Millionen anzubieten und die auch nur zum Kurs von 99.«

Cashs Stimme verriet mir, daß er Proteste von meiner Seite erwartete, weil er mir weniger Anleihen anbot, als ich haben wollte, und das zu einem Preis, der einen halben Punkt über dem Angebot seiner Konkurrenten lag. Er hatte sich geirrt. Ich protestierte nicht, ich war nicht böse. Hier bot sich eine Gelegenheit, und ich wollte das Beste daraus machen.

»Okay, dann nehme ich zehn zu 99.«

Ich mußte mich ranhalten. Der nächste Anruf galt Claire.

»Sind Sie immer noch so wild darauf, die neue Schwedische zu verkaufen?« fragte ich.

»Aber ja, selbstverständlich«, schnurrte sie. »Ich kann sie Ihnen zu 98,50 besorgen.«

»Prima. Dann kaufe ich zwanzig.«

Noch zwei Anrufe, und ich hatte weitere fünfzehn Millionen zu 98,60 gekauft. Damit belief sich mein Gesamtengagement auf hundertfünfundvierzig Millionen Dollar. Ich lehnte mich zurück und wartete. Ich war zwar immer noch angespannt, aber jetzt war es die Anspannung des Jägers, nicht des Gejagten.

Es dauerte nicht lange. Binnen zwei Minuten begannen die Lämpchen aufzuleuchten. Händler machten Kaufangebote. Die Angebote stiegen von 98,60 über 98,75 auf 98,90. Dann rief David Barratt an.

»Ich würde gern zwanzig Millionen von der Schwedischen kaufen, zu 99,10«

»Das ist aber ein sehr hoher Preis für eine Anleihe mit derart bescheidenen Aussichten«, zog ich ihn auf, und es gelang mir kaum, die Euphorie in meiner Stimme zu unterdrücken.

»Ist schon komisch«, sagte er. »Der Kurs fiel, wie ich's mir vorgestellt hatte. Dann hat irgendwer irgendwo gekauft. Seitdem überschlagen die Händler sich, um ihre Short-Positionen abzudecken, können aber nirgendwo Anleihen bekommen. Und treiben den Preis hoch. Was aber noch viel komischer ist – zwei von meinen englischen Kunden, die seit einem Monat auf ihrem Geld sitzen, haben sich plötzlich in den Kopf gesetzt zu kaufen. Sie finden, daß die Anleihe was taugt, und weil der Kurs so rasch gestiegen ist, fürchten sie, sie könnten eine Aufwärtsbewegung des Gesamtmarktes verpassen.«

Ich verkaufte David zwanzig Millionen Dollar und schlug im Lauf des Tages weitere fünfsundsiebzig Millionen los. Claire hatte mich ganz besonders bekneipt. Die BLG hatte mit der Anleihe eine Menge Geld verloren. Ich beschloß, fünfzig Millionen zu behalten, für den Fall, daß sie in den nächsten ein, zwei Wochen noch steigen würde, und verkaufte ein paar andere Anleihen, um den Kauf abzudecken. Dann rechnete ich meine Gewinne zusammen. Ich hatte im Lauf des Tages fast vierhunderttausend Dollar realisiert und war bei den verbleibenden fünfzig Millionen mit dreihunderttausend Dollar in der Gewinnzone.

Ich ließ mich zurücksinken. Ich fühlte mich ausge-

pumpt. Wie gerädert. Die Anspannung, das Adrenalin, der Schweiß der letzten paar Stunden hatten mich ausgezehrt. Aber ich hatte es geschafft. Im großen Stil. Ganz gleich, was Hamilton sagen mochte, das konnte er nicht leugnen. Zum erstenmal im Leben hatte ich erlebt, wie das war, es mit dem Markt aufzunehmen und zu gewinnen. Es war ein gutes Gefühl. Ich hatte bewiesen, daß ich ein guter Trader sein konnte, so gut wie die Besten. Ich hoffte, daß auch Hamilton das so sah.

»Nun komm schon, du selbstgefälliger Kerl«, unterbrach mich Debbie. »Wenn du dich wieder mal als erfolgreicher Schieber betätigen willst, sag mir Bescheid. Ich bin sicher, der Gebrauchtwagenhandel würde sich um ein Talent wie dich reißen. Aber wie wär's, wenn du mir fürs erste einen Drink spendierst?«

»Woher kommt das bloß, daß die Drinks immer an mir hängenbleiben? Wird hier sonst keiner bezahlt?« fragte ich, während ich mein Jackett anzog.

Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf. »Einen Augenblick noch. Ich muß nur noch ein einziges Mal telefonieren.«

Ich wählte die Nummer des Imperial Hotels. Als ich nach Hamilton McKenzie fragte, antwortete die Vermittlung, er habe ausdrücklich darum gebeten, nicht gestört zu werden. Ich konnte nur staunen über soviel Kältschnäuzigkeit. Da stand nun alles auf dem Spiel, und er hatte es so eingerichtet, daß er von dem Ergebnis nichts mitbekam. Er hatte genügend Vertrauen zu mir, um mich allein damit fertig werden zu lassen. Und wie üblich hatte er recht behalten.

Mit unverändert selbstgefälliger Miene schaltete ich die Geräte aus und folgte Debbie zum Lift. Jeff blieb, immer noch in seine Statistiken versunken, allein zurück.

## 2

Der Zug fuhr langsam in die Monument Station ein und kam zum Stehen. Schweigend stand etwa ein Viertel der Passagiere auf und schlängelte sich zu den Türen durch. Ich war einer von ihnen. Wir drängten auf den Bahnsteig, stiegen die Stufen bis zum Ausgang hoch und traten in die Julisonne hinaus. Dort verließ sich unser Trupp von Büroangestellten und ging in dem größeren Bataillon unter, das in ungeordnetem Schritt die London Bridge überquerte. Ich schloß mich einer Abteilung an, die eilends die Gracechurch Street hinaufstrebte, nach Bishops-gate, wo mein Büro lag. Ein paar verirrte Einzelgänger bahnten sich mühsam ihren Weg durch die in Gegenrich-tung vorrückenden Heerscharen. Sie bezahlten ihre Uner-schrockenheit mit Rippenstößen und Remplern. Seit dem »Big Bang« machte sich die pendelnde Menge immer frü-her auf den Weg: Die Verkäufer, die Effektenhändler und sämtliche für die Abwicklung zuständigen Mitarbeiter setzten alles daran, nicht als letzte an ihren Schreibtischen zu sitzen, um mit Tokio, Australien oder Bahrain zu spre-chen.

Wenn die Heerscharen auch durch eine gemeinsame Absicht geeint schienen, nämlich die, zu arbeiten und Geld zu verdienen, so schleppte doch jeder sein eigenes

Päckchen Sorgen, Befürchtungen und Pflichten mit sich herum. An manchen Tagen pflügte ich nur so durch die Menge, weil ich gar nicht schnell genug an meinen Schreibtisch kommen konnte, um an dem Problem zu arbeiten, das ich in der Nacht zuvor gewälzt hatte. An anderen Tagen trat man mir von hinten in die Hacken, so schleppend bewegte ich mich vorwärts, um die unvermeidliche Konfrontation mit den ungelösten Problemen des Vortags hinauszuzögern. Oft aber folgte ich einfach dem Menschenstrom, noch gar nicht recht wach im Kopf, und ließ die Ereignisse des Tages erst an mich herankommen, wenn ich mich mit einer Tasse Kaffee an den Schreibtisch gesetzt hatte.

Heute allerdings verlieh die Euphorie mir Flügel. Ich hatte binnen der letzten vierundzwanzig Stunden vierhunderttausend Dollar verdient. Wer wußte schon, wieviel ich in den nächsten vierundzwanzig Stunden machen würde? Meine Nase sagte mir, daß jedes Geschäft, das ich an diesem Tag abschloß, das Geld in noch mehr Geld verwandeln würde. Ich wußte zwar, daß das nicht ewig so weitergehen konnte, aber solange es währte, wollte ich es genießen. Irgendwann würde mich das Glück verlassen. Dann würden sämtliche Fifty-fifty-Geschäfte zu meinen Ungunsten ausgehen, ein sicherer Abschluß würde durch etwas Unvorhergesehenes durchkreuzt oder mein Computer von unauffindbaren Viren befallen werden. Mein Job mit seinen Höhen und Tiefen war wie eine Droge. Manchmal fragte ich mich, ob er auch süchtig mache. Wahrscheinlich.

Er war auf jeden Fall aufregender als die Arbeit bei der

großen amerikanischen Bank, in die ich nach dem Abschluß in Cambridge eingetreten war. Ich hatte sechs Jahre in der Kreditabteilung verbracht und Firmen unter die Lupe genommen, die Geld von der Bank leihen wollten. Ich hatte darüber zu befinden gehabt, ob diese Firmen in der Lage sein würden, das Geld zurückzuzahlen. In intellektueller Hinsicht war das eigentlich ein interessanter Job gewesen, doch die Bank hatte dafür gesorgt, daß er langweilig wurde. In den Büros dort ging es so eintönig zu wie in einer Fabrik, in der gesichtslose Roboter wöchentlich eine bestimmte Seitenzahl analytischen Materials produzierten.

Anfangs war mir das allerdings nur recht gewesen, denn die Bank war sehr entgegenkommend, was meine Arbeitszeiten betraf. Man ging offensichtlich davon aus, daß ein Mitarbeiter wie ich mit meiner Sportlerkarriere eine gute Reklame war. Der General Manager der Londoner Filiale war ein Amerikaner, zu seinen Collegezeiten Football-Spieler gewesen und immer noch ein begeisterter Sportfan. Er hatte nichts dagegen, wenn ich zu spät zur Arbeit kam oder früher ging. Mit freien Tagen war er ebenfalls nicht kleinlich, und ich konnte so viel unbezahlten Urlaub nehmen, wie ich nur wollte. Das ganze Büro war stolz auf seinen Bronzemedaillengewinner über acht-hundert Meter.

Sie konnten es nicht verstehen, daß ich das Laufen schließlich aufgab. Keiner. Der General Manager nahm es mir sogar ausgesprochen übel: Mir fehle doch nichts. Ich sei doch noch jung. In vier Jahren werde die Goldmedaille mir gehören. Wie ich ihn bloß so enttäuschen könne?

Die eintönige Arbeit wurde noch eintöniger. Man erwartete von mir, daß ich ganztags arbeitete, und nun, da der Ausgleich fehlte, wurde der Stumpfsinn unerträglich. Ich brauchte etwas Neues, eine Herausforderung, eine Aufgabe, bei der es etwas zu gewinnen gab.

Als ich dann das Stellenangebot in der Financial Times sah, setzte ich einen Lebenslauf auf und bewarb mich um den Job eines Junior Traders. Aus der Anzeige ging hervor, daß De Jong & Co. eine kleine Investmentfirma, jemanden suchte, der über Erfahrungen im Kreditgeschäft verfügte und den man zum Portfoliomanager ausbilden konnte. Nach weiteren öden zwei Wochen erhielt ich eine Antwort. Sie wollten mich kennenlernen! Die Leute, mit denen ich dann sprach, gefielen mir auf Anhieb. Sie wirkten auf mich gleichermaßen intelligent und freundlich, eben wie Leute, von denen ich eine Menge würde lernen können.

Besonders beeindruckt war ich von dem Mann, für den ich von Beginn an arbeitete. Hamilton McKenzie war ein gepflegter, schlanker Schotte, mittelgroß und Ende Dreißig. Sein vorzeitig ergrautes Haar sah immer aus, als wäre es gerade geschnitten worden, und er trug einen sorgfältig gestutzten Kinnbart. Der Blick seiner blauen Augen war kalt und herablassend. Wen Hamilton ansah, dem schien er bis ins Hirn zu blicken und dort alles zu analysieren, was er entdeckte. Tatsächlich schien er unaufhörlich zu denken, zu urteilen und zu kalkulieren. Zunächst fand ich das einschüchternd, und es gelang mir nicht, mich in seiner Gegenwart wohl zu fühlen. Er war jedoch ein ausgezeichneter Lehrmeister, der die Dinge klar und deutlich

sah und sie auch klar und deutlich erklärte. Er gab mir zwar oft das Gefühl, ein Trottel zu sein, weil ich nicht zu denselben Schlußfolgerungen zu gelangen vermochte wie er, nahm sich jedoch stets die Zeit, mir darzulegen, was ihn zu seinen Schlüssen gebracht hatte. Seine Kritik war harsch, aber immer konstruktiv, und er war entschlossen, mir alles beizubringen, was er selbst über das Portfolio-management wußte. Und er wußte eine Menge. Hamilton stand in dem Ruf, einen Riecher für lohnende Risiken zu haben. Die moderne Portfoliotheorie betont heute gern, wie sinnlos es sei, funktionierende Märkte schlagen zu wollen. Viele Portfoliomanager legen es denn auch nur darauf an, daß sie nicht schlechter oder höchstens geringfügig besser als der Gesamtmarkt liegen. Hamilton hielt das für lächerlich. Sein Standpunkt war, daß die Firmen, die De Jong ihr Geld anvertraut hatten, ihre Provisionen für Ideen bezahlten. Er hielt es für seine Pflicht diesen Firmen gegenüber, so viel Geld für sie zu verdienen, wie er nur konnte, und das auf jede erdenkliche Weise. Das bedeutete, daß er Risiken einging, große Risiken. Doch tat er das keineswegs unterschiedslos. Eher wartete er ab, bis sich eine attraktive Gelegenheit bot, analysierte sämtliche Unwägbarkeiten, mied sie oder deckte so viele ab, wie er nur konnte, und machte seinen Schachzug erst dann, wenn er sicher sein konnte, daß die Vorteile auf seiner Seite waren. Die Kunden von De Jong & Co. waren hoch zufrieden mit den Ergebnissen und vertrauten der Firma immer noch mehr Geld an.

Sie war zwanzig Jahre zuvor von George De Jong gegründet worden. Ursprünglich hatte sie die Gelder einer

Reihe prominenter Wohltätigkeitstrusts verwaltet. Seit Hamilton vor acht Jahren in die Firma eingetreten war, waren Kunden aus Übersee, vor allem aus Japan, dazugekommen, die die Gesamtsumme der zu verwaltenden Gelder auf zwei Milliarden Pfund gesteigert hatten. Seit nunmehr fünf Jahren kam Mr. De Jong, der mittlerweile Ende Sechzig war, nur noch an drei Vormittagen der Woche ins Geschäft. Er hatte die Firma aber immer noch vollständig in Besitz und lebte bestens davon. Die Fonds waren in Anleihen unterschiedlicher Währungen investiert, und das Wie und Wo aller Investitionen lag ausschließlich in Hamiltons Händen. Sechs Leute arbeiteten für ihn, darunter auch ich.

Jeff Richards war der älteste von uns und verfügte bereits über zwei Jahrzehnte Erfahrung im Investmentgeschäft. Sein Job bestand darin, vorherzusagen, in welche Richtung Wechselkurse und Zinssätze sich bewegen würden, und sein Portfolio entsprechend auszurichten. Jeff war ein sanftmütiger Mann mit einem sehr akademischen Ansatz und im allgemeinen recht erfolgreich. Rob Greenhalgh stand ihm bei seiner Arbeit zur Seite und war überdies für die Verwaltung der Nicht-Dollar-Anleihen zuständig. Er war etwa in meinem Alter und seit zwei Jahren in der Firma. Außerdem hatten wir Gordon Hurley, einen Chartisten. Er analysierte historische Kursentwicklungen, um künftige Kurse vorauszusagen. Ich hatte immer den Verdacht, daß das nicht verlässlicher war, als aus dem Kaffeesatz zu lesen, aber Gordon lag weit häufiger richtig als falsch.

Meine Rolle bestand darin, mich um den Dollar-Anteil

des Portfolios zu kümmern, der mehr als die Hälfte unserer Fonds ausmachte. Das war Hamiltons Interessengebiet und damit etwas, worin er sich immer noch aktiv betätigte. Längerfristig war aber geplant, daß ich mir diese Aufgabe mit Debbie teilen sollte, die noch neuer im Geschäft war als ich. Gegenwärtig verbrachte sie ihre Zeit überwiegend mit Verwaltungsaufgaben, Dokumentation und den harmloseren Geschäften.

Wir alle hatten zusammen eine Assistentin, ein ruhiges, aber ungeheuer tüchtiges Mädchen, die zwanzigjährige Karen.

Ich gehörte jetzt seit sechs Monaten zu diesem Team, und es gefiel mir außerordentlich gut.

Ich setzte meinen Weg in Richtung Bishopsgate fort, bis ich die hohe, schwarzverglaste Zentrale der Colonial Bank erreichte. In dem Maße, wie das Vermögen der Colonial Bank dahingeschwunden war, hatte sie Teile des Gebäudes vermietet. De Jong saß im zwanzigsten Stockwerk, dem vorletzten. Ich nahm den Lift nach oben und betrat den plüschigen Empfang, alles hochpoliertes Mahagoni, wertvolle ledergebundene Bücher und Drucke aus dem achtzehnten Jahrhundert von alten Handelsstraßen und schnittigen Teeschiffen unter vollen Segeln. Der Raum vermittelte einen Eindruck von Solidität und Vornehmheit, und er ließ an jenen Reichtum denken, den die Finanziers des Kolonialhandels vor einem Jahrhundert durch konservative Investitionsentscheidungen erworben hatten, die in aller Besonnenheit gefällt wurden. Die Wirklichkeit sah so aus, daß die Firma erst zwanzig Jahre bestand und Hamilton und sein Team hinter den Eichen-

türen mit dem Geld ihrer Kunden täglich gegen den Markt wetteten.

Ich durchschritt die Eichertüren und betrat das Büro von De Jong & Co. das im ganzen viel kleiner war als die Handelsräume der Investmentbanken oder Börsenmakler, die rund um die Uhr Wertpapiere kauften und verkauften. Als relativ kleine Investmentfirma hatte De Jong nicht viele Leute. Obwohl sie aktiver war als mancher andere Investmentmanager, handelte die Firma nicht rund um die Uhr. Wir kauften und verkauften nur dann, wenn wir eine begründete Einschätzung des Marktes hatten.

Trotzdem herrschte in dem Raum, in dem ich saß, selbst in den ruhigeren Momenten eine Atmosphäre unterdrückter Spannung, die ich belebend fand. Hier wurde über das Schicksal von zwei Milliarden Pfund entschieden. Informationen aus der ganzen Welt strömten herein, über Telefone, Monitore oder auf Papier. Sie wurden analysiert, erörtert, gesichtet und zusammengefügt. Eine Entscheidung wurde gefällt, das eine Wertpapier zu kaufen, das andere zu verkaufen oder einfach gar nichts zu tun. Fast jede Entscheidung mündete in die Bewegung von Millionen von Pfund. Wenn wir es richtig anstellten, standen unsere Kunden anschließend um Hunderte oder Tausende Pfund besser da. Wenn wir uns irrten ... Die Verantwortung wurde von uns allen ernst genommen.

Der Raum hatte zwei Außenwände, die gänzlich aus dickem Fensterglas bestanden. Sie gingen nach Südosten und Südwesten. Aus der Höhe von zwanzig Stockwerken konnte man über die Londoner City hinweg zu den niedrigen Hügeln jenseits von Upminster im Osten, die Nadel

des Crystal Palace im Süden und die Turmblöcke von Middlesex im Westen sehen. Die Innenwände waren nackt, einmal abgesehen von den unvermeidlichen Uhren, die die Zeit in Tokio, Frankfurt, London und New York anzeigen, und einer großen weißen Tafel, die mit blauem Gekritzeln bedeckt war und einen Abschluß festhielt, den wir vor Monaten getätigten hatten.

Acht Schreibtische standen in unserem Büro. Jeder war mit dem Zubehör ausgerüstet, das notwendig ist, um Geld um die ganze Welt zu bewegen: Reuters- und Teletype-Monitoren, die die allerneuesten Meldungen über Kurse, Ereignisse und Märkte lieferten, PCs für die Analyse von Portfolios und historischen Kurswerten, komplizierten Telefonanlagen mit Boards, auf denen etwa ein Dutzend Leitungen angezeigt wurden, die eher aufleuchteten als läuteten, und schließlich großen Papierkörben, in denen der Großteil des zwei Fuß hohen Stapels Marktanalysen landete, der jeden Tag mit der Post kam.

Einer der Schreibtische war größer als die anderen, mit ein bißchen weniger Papier übersät und leicht abseits von den anderen postiert. Im Augenblick war er unbesetzt, aber normalerweise saß Hamilton an ihm, und von dort aus kontrollierte er den Raum und tüftelte seine nächste Strategie aus, wie die Märkte zu schlagen waren. Nahe genug dran, um auf dem laufenden zu bleiben, weit genug weg, um die Kontrolle zu behalten.

Es war fünf nach acht, und ich traf an diesem Morgen als letzter ein, was mir, wie ich fand, mehr als zustand. Der Raum war voller und belebter, als er es am Vortag gewesen war. Rob war aus dem Urlaub zurück und Gor-

don von seinem Seminar. Beide telefonierten gerade, und Robs Stimme war zu einer Lautstärke angeschwollen, die erahnen ließ, daß er bereits Anlaß zur Beunruhigung hatte. Jeff klebte an seinem Computer in genau der gleichen Haltung, in der ich ihn am Abend zuvor zuletzt gesehen hatte.

»Morgen«, sagte ich im Vorbeigehen. Ein Grunzen war die Antwort.

Ich ging zu meinem Schreibtisch hinüber und schaltete die Ansammlung von Knöpfen auf ihm und unter ihm ein. Als die Apparate surrend lebendig wurden, begrüßte mich Debbie. »Morgen. Der Herr platzt also immer noch vor Selbstzufriedenheit. Danke für den Drink gestern abend.«

»Nun laß es aber gut sein«, sagte ich. »Schließlich kann jeder mal Glück haben.«

Ich öffnete meine Aktenmappe und warf die Bücher und Prospekte auf den Schreibtisch, die ich am Vorabend mitgenommen hatte.

»Erzähl mir bloß nicht, daß du das Zeug da wirklich gern liest«, sagte Debbie und wies auf ein gelbes Heft mit dem Logo von Bloomfield Weiss. Sie umrundete meinen Schreibtisch und nahm es in die Hand. »*Die Volatilität der Volatilität: Über den Informationsverfall im Zeitablauf* von Dr. George Feuchtwanger. Hört sich nach 'ner Lachnummer an.« Sie schlug das Heft auf einer Seite auf, die mit langen Gleichungen bedeckt war, unterbrochen von gewundenen Sätzen. »Okay, also was bedeutet das hier?« fragte sie und zeigte auf ein besonders langes Band aus griechischen Buchstaben und arabischen Ziffern.

»Das bedeutet: ›Guten Morgen, Paul, darf ich dir bitte eine Tasse Kaffee holen?‹«, sagte ich.

»Und das hier heißt: ›Hol dir deinen Kaffee gefälligst selbst, du fauler Hund‹«, sagte sie und zeigte auf eine fast genauso verzwickte Gleichung unmittelbar darunter. Sie ließ den Artikel jedoch auf den Schreibtisch fallen und steuerte auf den Kaffeeautomaten zu.

Ich hatte Debbie gern. Wir arbeiteten zwar erst seit zwei Monaten zusammen, verstanden uns aber immer besser. Sie fand, daß ich mich allzusehr in die Arbeit kniete, ich fand, daß sie es nicht genug tat. Debbie hatte Humor. Und sie rückte die kleinen Auf- und Abbewegungen des Rentenmarktes in die richtige Perspektive. Solange sie um einen herum war, war man dagegen gefeit, sich allzu ernst zu nehmen.

Debbie war Mitte Zwanzig, klein und hatte hellbraunes, zum Pferdeschwanz gebundenes Haar. Sie war ein kleines bißchen übergewichtig, obwohl ihr das eine Weichheit verlieh, die anziehend war. Sie war stets bereit zu einem breiten Lächeln, und ihr strahlender, brauner Blick war ständig in Bewegung und tanzte von einem Ziel zum anderen.

Von Haus aus war Debbie Anwältin. Nach zwei Jahren voller Schriftstücke-Verfassen für eine Anwaltskanzlei mittlerer Größe hatte sie von der Juristerei die Nase voll gehabt und war zu De Jong & Co. gekommen. Damit war sie freilich noch nicht endgültig aus dem Schneider, da sie ihre ersten beiden Jahre im »hinteren Büro« saß und ihre Zeit größtenteils damit verbrachte, sich um die rechtlichen Grundlagen unserer Fonds zu kümmern und sie in

Übereinstimmung mit der Flut von neuen Vorschriften zu bringen, die sicherstellen sollten, daß wir unseren Kunden kein Geld stahlen. Schließlich aber hatte sie Hamilton dazu überreden können, daß er sie als Junior Trainer einsetzte. Obwohl sie den Anschein erweckte, so gut wie überhaupt nicht zu arbeiten, hatte sie doch schnell gelernt.

Sie kam mit allen in der Firma gut zurecht. Selbst Jeff Richards erwärmte sich für ihre Neckerei. Nur Hamilton schien ihr gegenüber zwiespältige Empfindungen zu hegen. In seinen Augen gab es keine Entschuldigung für mangelnden Einsatz.

Ich sah auf die Untersuchung, die aufgeschlagen auf meinem Schreibtisch lag. Debbie hatte zufällig genau die Stelle herausgepickt, an der ich Dr. Feuchtwangers Argumentationsfaden endgültig verloren hatte. Ich hatte am Abend zuvor ziemlich spät noch anderthalb Stunden damit gerungen, es dann aber aufgegeben. Der Passus hatte zwar keine unmittelbare Bedeutung für meine Arbeit, doch ich war fest entschlossen, soviel über die Rentenmärkte zu erfahren wie möglich. Dem Wissenserwerb aus Büchern sind zwar Grenzen gesetzt, aber an die zumindest wollte ich gelangen. So kompliziert oder gewunden der Artikel auch sein mochte, ich würde mich hindurchfressen, weil ich nun einmal bemüht war, das gesammelte Wissen aller Händler und Fondsmanager dieser Welt zu erwerben.

Debbie kehrte mit zwei Plastiktassen mit einer körnigen schwarzen Flüssigkeit zurück. Sie reichte mir eine davon und setzte sich an ihren Schreibtisch, die Fernsehseite

der Financial Times vor sich aufgeschlagen. Im Lauf des Tages würde sie sich durch die Financial Times, die Times und die Mail arbeiten.

Eine der Leitungen leuchtete auf. Es war Cash.

»Mann, ihr Burschen bei De Jong habt aber wirklich Glück«, fing er an. »Gestern verschaffe ich euch so ein schnuckliges Geschäft, und heute hole ich euch aus einem Loch.«

»Und was für eins soll das sein?« fragte ich leicht beunruhigt. Mir war nicht bewußt, daß wir uns in einem Loch befanden. Im Geiste ging ich unsere verschiedenen Engagements durch und versuchte zu erahnen, was Cash meinte.

»Ich habe ein Angebot für eure Gypsums«, sagte Cash mit triumphierendem Unterton. »Ich biete 80 für alles, was ihr habt.«

»Warten Sie«, sagte ich. Mir war nicht klar, wovon er überhaupt redete. Als ich die Unterlagen auf meinem Schreibtisch durchwühlte, stieß ich jedoch auf eines unserer Kundendepots. Unter einer Gruppe kleinerer Engagements fand sich: »Gypsum Company of America – 9 Prozent 1995«. Das Kaufdatum lag drei Jahre zurück, und der Kurswert war zu dem Zeitpunkt 96 gewesen. Ich hielt den Hörer mit der Hand zu, lehnte mich zurück und schrie: »He, Jeff!«

Jeff blickte von seinem Computer auf, leicht gereizt, weil er bei seiner Analyse gestört wurde. »Ja?« fragte er.

»Wissen Sie irgendwas über eine halbe Million Dollar Gypsum of America? Sieht so aus, als hätten wir die vor drei Jahren gekauft.«

Jeff runzelte einen Augenblick die Stirn. »Ja, ich glaube, ich weiß, was Sie meinen. War nicht gerade eine von Hamiltons besten Positionen. Ich glaube, er hat sie fast zum Nennwert gekauft. Dann hat die Firma Schwierigkeiten bekommen, und zuletzt wurden sie um die sechzig gehandelt.«

»Ich habe hier ein Gebot von 80«, sagte ich.

»Dann nehmen Sie es an.«

Ich dachte einen Augenblick nach. Wenn Cash plötzlich 80 für eine Anleihe bot, die zu 60 im Handel gewesen war, dann mußte er etwas wissen, das ich nicht wußte.

»Ist da irgendwas mit den Gypsums, das ich wissen sollte?« fragte ich Cash.

»Nein, nicht daß ich wüßte. Hören Sie, Hamilton hat mir das ganze letzte Jahr damit in den Ohren gelegen, daß ich mit einem guten Angebot für die Position rüberkommen sollte. Nun hab ich eins. Er wird sich freuen, wenn er davon hört.«

Das war die alte Taktik, die Verkäufer gegenüber jüngeren Portfoliomanagern anwenden, wenn deren Chefs nicht da sind. Man erzählt dem jungen Mann einfach, was der Chef in einer vergleichbaren Situation tun würde, und redet ihm ein, daß es riskanter sei, diesen oder jenen Handel nicht abzuschließen, als auf ihn einzugehen. In den ersten Monaten war ich auf so etwas ein-, zweimal hereingefallen. Hamilton hatte mir daraufhin einen Vortrag darüber gehalten, daß ich mich stets auf mein eigenes Urteil verlassen und niemals glauben sollte, was mein Chef angeblich von einer Sache hielt.

»Hm«, sagte ich. »Darüber muß ich erst mal nachdenken. Ich rufe Sie wieder an.«

»Gut, aber melden Sie sich bis heute abend wieder bei mir. Vielleicht gibt's das Angebot ja morgen nicht mehr.«

»Ich gebe Ihnen heute nachmittag Bescheid«, sagte ich und legte auf. Ich mußte mehr über die Gypsum Company of America herausfinden. Ich verließ meinen Tisch und betrat durch eine Tür in der hinteren Wand des Handelsraums die Bibliothek.

»Bibliothek« war wohl ein allzu großartiger Name für diesen kleinen, fensterlosen Raum. Bücher gab es dort kaum. Die Wände waren bis oben hin voll mit Ordnern, und in der Mitte des Raums stand ein Computer, der mit einer ganzen Reihe von Datenbanken verbunden war. Alison, unsere Teilzeitbibliothekarin, war nicht da, aber an die meisten der Informationsquellen kam ich auch so heran. Binnen zwanzig Minuten hatte ich den Prospekt für unsere Gypsum-Anleihe und die Berichte von diversen Börsenmaklern über die Firma hervorgekramt. Außerdem druckte ich mir die Rechnungslegungen für die letzten fünf Jahre und Presseberichte über das letzte Jahr aus.

Mit diesen Bergen von Papier kehrte ich an meinen Schreibtisch zurück.

Debbie blickte von ihrer Times auf. »So kalt ist es hier drin nun auch wieder nicht, daß wir Feuer machen müßten.«

»Ich will nur mal nachsehen, ob mit dem Unternehmen irgendwas los ist«, sagte ich.

»Typisch Paul«, erwiderte sie. »Jeder andere hätte einfach nur die letzte *Valueline* gelesen und die Anleihen dann verkauft.«

Ich mußte lächeln. Debbie hatte wahrscheinlich recht. Dabei wußte sie ganz genau, daß ich erst zufrieden sein würde, wenn ich die Rechnungslegungen der letzten fünf Jahre analysiert und sämtliche Analysen und Pressekommentare über die Firma gelesen hatte, die ich finden konnte.

Die nächsten drei Stunden verbrachte ich damit, das Material durchzugehen, und unterbrach die Arbeit nur für eine Viertelstunde, um mir in dem kleinen Laden auf der anderen Straßenseite ein Sandwich zu holen.

Im Lauf meiner Lektüre zeichnete sich das Bild einer Firma ab, die schon mittelmäßig angefangen hatte und im Verlauf der letzten zwei Jahre vollends zum Krüppel geworden war. Es war allerdings nicht nur die Schuld der Firma selbst: Die Nachfrage nach ihrem Hauptprodukt Bauplatten war wegen des Einbruchs beim Wohnungsbau drastisch zurückgegangen. Doch die Aktionen des Vorstandsvorsitzenden und Dreißig-Prozent-Eigentümers Nat Morrison waren dem Zustand der Firma auch nicht eben zuträglich gewesen. Morrison hatte erhebliche Summen aufgenommen, um Fabriken zu bauen, die jetzt nur mit halber Kapazität liefen. Er hatte außerdem eine ganze Reihe von Chief Operating Officers entlassen, da er Meinungsverschiedenheiten über »die Strategie« mit ihnen gehabt hatte. Als aus den Gewinnen der Firma Verluste wurden, waren die Kurse der Gypsum-Aktien und -Anleihen schlagartig gefallen. Der Markt war der Ansicht, daß das Unternehmen höchstwahrscheinlich nicht überleben würde.

Gypsum hatte bereits eine ganze Reihe von Offerten

von großen Konzernen erhalten, die, in Erwartung des Wirtschaftsauswuchses, der ja schließlich irgendwann würde eintreten musste, die neuen, modernen Fabriken kaufen wollten. Doch Nat Morrison wollte seinen Vorsitz nicht abgeben. Und kein Käufer der seine Sinne beisammen hatte, wollte die Firma mit einem Nat Morrison an der Spitze. Die Lage verschlechterte sich weiter.

Als ich die Presseberichte durchging, stieß ich auf eine Überschrift, die etwa einen Monat alt war: »Wandplattenkönig stirbt bei Hubschrauberabsturz.«

»Wandplattenkönig« war zwar eine schmeichelhafte Bezeichnung für Nat Morrison, doch es handelte sich tatsächlich um ihn. Er war beim Besuch einer seiner Fabriken mit seinem Hubschrauber verunglückt. Mit geschärfster Aufmerksamkeit las ich die Börsenberichte der nächsten Tage. Es konnte nicht überraschen, daß der Aktienkurs aufgrund der Meldung um zehn Prozent gestiegen war. Morrison hatte sein Geld offensichtlich einer Treuhändergesellschaft anvertraut. Sein Sohn, ein erfolgreicher Chicagoer Anwalt, der nicht das geringste Interesse an Wandplatten hatte, war gemeinsam mit einem Bankpräsidenten zum Treuhänder eingesetzt.

Ich stand von meinem unordentlichen Schreibtisch auf und schlenderte zum Fenster hinüber. Unter mir lag das silberne Band der Themse, das zwischen den hohen schwarzen und grauen Gebäuden der City hindurchschnitt, vorbei an Saint Paul's und dem eher gedrungenen Parlament und weiter auf den Klotz der Battersea Power Station zu. Warum bot Cash so viel für die Anleihen? Wer stand als Käufer dahinter? Und warum?

Jetzt, wo der alte Morrison nicht mehr da war, war ein Verkauf nicht unwahrscheinlich, besonders weil ein Anwalt und ein Bankier wohl schon eher imstande waren, die Veräußerung des Familienbetriebs als finanziell sinnvoll zu erkennen. Ich vermutete, daß die Anleihen steigen würden, wenn Gypsum von einer gesünderen Firma übernommen wurde. Allerdings war so eine Übernahme ganz und gar nicht garantiert, und die Firma konnte in der Zwischenzeit auch bankrott gehen. Wenn ein Spekulant auf eine Übernahme setzen wollte, dann kaufte er besser die Aktien, die leicht aufs Doppelte steigen konnten. Verglichen damit würden die Anleihen, wie stark die übernehmende Gesellschaft auch war, immer nur zu 100 getilgt werden, was gerade einen Profit von 25 Prozent auf den Preis von 80 ausmachte, den Cash bot.

Wer konnte also die Gypsum-Anleihen haben wollen? Kaufte die Firma vielleicht ihre eigenen Anleihen billig zurück? Nein, dafür war Gypsum nicht flüssig genug.

Ich beobachtete einen Schlepper, der sich unter der Blackfriars Bridge hindurchschob.

Natürlich! Es kam dafür logischerweise nur ein Käufer in Frage. Jemand wollte Gypsum übernehmen. Und ehe der Betreffende seine Absicht auf dem Markt kundtat, wollte er so viele Gypsum-Anleihen mit Abschlag zusammenkaufen wie möglich. Es gab ungetilgte Gypsum-Anleihen im Nennwert von 100 Millionen auf dem Markt. Wenn der potentielle Käufer die zum Durchschnittskurs von 80 kaufte, belief sich der Gewinn, wenn die Anleihen zurückgezahlt wurden, auf zwanzig Millionen, eine beträchtliche Summe. Je mehr ich darüber

nachdachte, desto sicherer war ich mir, daß dies die einzige logische Erklärung war. An die Arbeit!

Ich setzte mich wieder an meinen Schreibtisch und rief David Barratt an. »Harrison Brothers«, hörte ich ihn sagen.

»David, haben Sie was von einer Gypsum Company of America gehört?« fing ich an.

David hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und konnte sich in allen Einzelheiten mit den meisten noch existierenden Anleihen aus. »Aber gewiß«, sagte er. »Die 9 Prozent von 1995. Das letzte, was ich da mitbekriegt habe, war, daß sie zu 65 gehandelt wurde, aber das war vor sechs Monaten.«

»Ob Sie mir wohl fünf Millionen davon beschaffen könnten?« fragte ich.

»Das dürfte schwierig werden«, meinte David. »Die Ausgabe kommt kaum je auf den Markt. Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Ich legte den Hörer auf. Debbie hatte wie üblich alles mitgehört. »Ich dachte, du solltest die Anleihen verkaufen und nicht kaufen. Hamilton trifft der Schlag, wenn er das hört.«

Ich erklärte ihr, was ich über Gypsum herausgefunden hatte und welche Schlüsse ich daraus zog. »Wenn ich recht habe und die Anleihen von jemandem gekauft werden, der demnächst die Firma übernehmen wird, werden sie bald zum Nennwert gehandelt. Das sind bei 80 hübsche 20 Punkte Gewinn.«

Debbie hörte aufmerksam zu. »Ist wahrscheinlich gut kombiniert. Trotzdem glaube ich, daß Hamilton einen Anfall kriegt.«

Ich zuckte zusammen. Debbie mochte recht haben. Technisch gesehen war ich nicht befugt, ohne Hamiltons Erlaubnis De Jongs Exposition gegenüber irgendeiner Firma zu vergrößern, die nicht die Spitzen-Ratings AAA oder AA hatte. Doch ich wußte, was ich da machte, hatte Hand und Fuß.

Das Telefon leuchtete auf. Es war Cash. »Haben Sie sich mittlerweile wegen der Gypsums entschieden?«

»Noch nicht. Geben Sie mir noch eine halbe Stunde.«

»Okay. Aber ewig halte ich mein Angebot nicht aufrecht. Mehr als eine halbe Stunde haben Sie nicht.« Cash legte auf. Er hatte eine Spur angespannter geklungen als gewöhnlich. Auf sein übliches Geplänkel hatte er verzichtet.

Es dauerte fünfundzwanzig Minuten, bis David zurückrief. »Da läuft irgendwas. Für die Dinger ist ein Gebot von 80 auf dem Markt, weiß der Himmel, warum. Wissen Sie, was da los ist?«

»Ich weiß es nicht, aber ich ahne es«, sagte ich.

»Und?«

»Tut mir leid, David, das kann ich nicht sagen. Haben Sie irgendwelche Anleihen aufgetrieben?«

»Nur zwei Millionen. Wir können sie zu 82 anbieten.«

Harrison Brothers zweigte sich wahrscheinlich wenigstens einen Punkt vom Kurswert ab, doch zum Feilschen war jetzt keine Zeit. »Ich nehme sie«, sagte ich.

»Sie kaufen zwei Millionen Gypsum of America 9 Prozent von 95 zu 82«, sagte David. »Danke für das Geschäft.«

»Ich danke Ihnen«, sagte ich. »Wenn Ihnen noch mehr unterkommen, sagen Sie mir Bescheid.«

»Das werde ich tun«, sagte David. »Aber ich halte es für unwahrscheinlich. Wir mußten für diese zwei Millionen die ganze Schweiz abklappern. Irgendwer hat sämtliche verfügbaren Anleihen abgeräumt. Alle, mit denen wir gesprochen haben, haben sie während der letzten ein, zwei Tage verkauft.«

Immerhin, wenigstens hatte ich zwei Millionen eingesammelt. Das sollte einen sauberen Profit ergeben. Ich erinnerte mich an mein Versprechen, Cash zurückzurufen.

»Also?« fragte er.

»Tut mir leid, Cash. Danke für das Angebot, aber ich glaube, wir behalten sie lieber.«

»Mensch, Paul, alter Freund. Haben Sie sich das auch gut überlegt? Hamilton wird schrecklich sauer auf Sie werden, wenn er hört, daß Sie nicht auf mein Angebot eingegangen sind!«

Und das ganz besonders, wenn er herausfindet, daß ich noch zwei Millionen dazugekauft habe, dachte ich.

»Tut mir leid, Cash, doch wir können Ihnen da nicht helfen.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann war Cashs Stimme wieder zu hören, enttäuscht zwar, aber freundlich. »Die Entscheidung liegt bei Ihnen. Vergessen Sie nur nicht, was ich alles auf mich genommen habe, um Ihnen aus einer Schieflage zu helfen. Wir hören wieder voneinander.«

Während ich auflegte, staunte ich über Cashs Fähigkeit, mir Schuldgefühle einzuflößen, obwohl er mich gerade über den Tisch zu ziehen versucht hatte.

»Hast du welche gekriegt?« fragte Debbie.

»Nur zwei Millionen«, sagte ich.

»Immerhin was. Da solltest du eine anständige Summe rausholen können.« Sie lehnte sich zurück. »Wie gemein, daß wir nicht selbst ein paar von den Aktien kaufen können«, meinte sie. »Scheint leichtverdientes Geld zu sein.«

»Aber das kannst du doch«, sagte ich. »Du brauchst bloß ein paar Millionen von deinem Bausparkassen-Konto zu nehmen.«

»Wir könnten versuchen, für einen kleineren Betrag zu kaufen. Einen Kleinauftrag zu geben«, meinte sie.

»Wäre das moralisch einwandfrei?«

»Ich weiß nicht.«

»Das solltest du aber wissen, du bist schließlich der Compliance Officer«, sagte ich. Jede Investmentfirma hat einen Compliance Officer, um sicherzustellen, daß Insidergeschäfte und Interessenkonflikte vermieden werden. Als gelernte Juristin war Debbie unser Compliance Officer geworden.

»Hm, das stimmt.« Sie schwieg einen Augenblick. »Wenn ich es mir recht überlege, wäre das wohl mit größter Wahrscheinlichkeit ein Interessenkonflikt.«

»Aber die Idee ist nicht schlecht«, sagte ich.

Ich hatte ein paar tausend Pfund bei einer Bausparkasse und den Eindruck, daß ein Teil davon – es mußte ja nicht gleich alles sein – in Gypsum-Aktien nicht schlecht angelegt wäre. »Und wie kauft man amerikanische Aktien?«

Debbie und ich zerbrachen uns ein paar Minuten den Kopf darüber. Dann lachte Debbie. »Das ist doch grotesk! Wir haben zehn Leitungen, die mit den größten Börsen-

maklern der Welt verbunden sind. Einer von denen sollte das doch wohl wissen!«

»Klar!« sagte ich. »Ich rufe Cash an. Der kennt sich mit so was sicher bestens aus.«

Ich erreichte Cash. »Haben Sie es sich wegen der Gypsums anders überlegt?« fragte er.

»Nein, das nicht«, sagte ich. »Aber Sie könnten mir einen Gefallen tun.«

»Aber gewiß«, sagte Cash, vielleicht ein bißchen weniger enthusiastisch als gewöhnlich.

»Wie kann ich eigentlich selbst an der New Yorker Börse ein paar Aktien kaufen?«

»Wenn's weiter nichts ist! Ich kann hier ein Konto für Sie eröffnen lassen. Dann brauchen Sie nur Miriam Wall in unserer Privatkundenabteilung anzurufen. Geben Sie mir fünf Minuten, damit ich ihr Ihren Anruf ankündigen kann.«

Zehn Minuten später waren Debbie und ich stolze Besitzer von jeweils eintausend Aktien der Gypsum of America zum Preis von sieben Dollar pro Aktie.

### 3

Tapp. Tapp. Tapp.

Jetzt befand ich mich in vollem Lauf. Meine Füße machten kaum ein Geräusch, wenn sie die Wege der Kensington Gardens berührten. Ich konzentrierte den Blick auf den Round Pond in der Ferne und freute mich, als er unbeweglich stehenblieb. Wenn ich lief, mußte die Welt

vorbeigleiten. Keine Auf- oder Abwärtsbewegung. Mein Körper bewegte sich einfach nur horizontal, vorwärtsgetrieben vom gleichmäßigen Ausgreifen meiner Beine. Alles Gejogge und Geschlinger bedeutete einen Energieverlust. Und ein Energieverlust bedeutete einen Tempoverlust.

Ich genoß am Laufen besonders die Disziplin. Nicht einfach nur die Willenskraft, die erforderlich war, um sich zum Weitermachen zu zwingen, wenn der Körper aufhören wollte. Sondern die Disziplin, die gewährleistete, daß jeder Muskel im Körper sich bewegte, wie er sollte, wann er sollte.

Die Sportkommentatoren waren über meinen Laufstil ins Schwärmen geraten, aber ich war kein Naturtalent. Ich hatte ihn mir über Jahre zielstrebiger Konzentration erworben. Und dank Frank.

Frank hatte ich kennengelernt, als ich in Cambridge lief. Er trainierte damals die Mittelstreckler in einem Klub in North London. Gelegentlich kam er nach Cambridge, um auch ein paar von uns zu trainieren. Öfter jedoch fuhr ich sonntags nach London, um von ihm zu lernen.

Bestimmt besaß ich eine gewisse natürliche Veranlagung. Ich hatte schon als Elfjähriger gern an Crossläufen teilgenommen, und in meiner Heimat Yorkshire rannte ich freiwillig meilenweit übers Hochmoor, was meine Freunde sehr schwer verständlich fanden. Nach der Pubertät wurde ich noch kräftiger. Meine Beinmuskeln wuchsen an Umfang und Stärke, und ich erreichte die nötige Schnelligkeit, die man als guter Mittelstreckenläufer braucht. In Cambridge dann stürzte ich mich auf die

Leichtathletik und wurde schon im ersten Jahr in die Universitätsmannschaft berufen.

Dennoch war Frank es, der mich erst richtig laufen lehrte. Nicht nur mit dem Körper, sondern auch mit dem Kopf. Ich besaß die notwendige Entschlossenheit, er wußte sie zu lenken. Wir arbeiteten lange und hart an meiner Technik. Während des Geschwindigkeitstrainings trieb er mich dazu an, hundert Prozent in jedes Bein zu legen, wenn mein Körper mir sagte, nur neunzig zu geben. Und er lehrte mich, Rennen zu laufen – mir nicht nur meine körperliche, sondern auch meine mentale Energie einzuteilen.

Es funktionierte. Es war zwar hart und langwierig, aber jedes Jahr lief ich genau um jenes bewußte bißchen schneller. Ein Jahr, nachdem ich Cambridge verlassen hatte, lief ich zum erstenmal für Großbritannien. In der nächsten Saison verfehlte ich nur um ein Haar die Olympiaauswahl. Während der nachfolgenden Jahre dann verbesserte ich meine Geschwindigkeit und meine Ausdauer genau um so viel, daß es beim nächsten Mal für die Qualifikation reichte.

In jenem Jahr setzten Frank und ich alles daran, mich auf den Gipfel meiner mentalen und körperlichen Fitneß zu bringen. Die Bank war, wie gesagt, sehr verständnisvoll, und ich arbeitete bestenfalls Teilzeit.

Die Vorläufe gingen glatt. Ich schaffte es, genug zu geben, um mich für das Finale zu qualifizieren, und hatte noch einiges zuzusetzen.

Am Tag des Finales fühlte ich mich so bereit wie überhaupt nur möglich. Ich war fit. Ich war entschlossen. Es

waren zwar vier andere Läufer dabei, die schon bessere Zeiten erreicht hatten als ich, doch ich würde sie alle schlagen. Mein Plan war einfach. Ich würde das Rennen schnell angehen und von Beginn an die Führung übernehmen. Es waren nur zwei oder drei Läufer dabei, die bessere Spurter waren als ich, und ich mußte dafür sorgen, daß sie auf den letzten hundert Metern bereits geschlagen waren.

Ich hielt mich an meinen Plan, doch über die ersten sechshundert Meter blieb das Gros des Feldes an mir dran. Jedesmal, wenn ich das Tempo verschärfte, schlossen die anderen gleich wieder auf. Dann, ich hatte noch zweihundert Meter zu laufen, verlängerte ich meinen Schritt ein wenig und begann, mich langsam von den anderen abzusetzen. Hundertundfünfzig Meter lief ich fünf Schritte vor den besten Läufern der Welt. Die Menge in dem riesigen Olympiastadion feuerte mich an. Ich war überzeugt, daß sie nur mir zujubelten. Es waren die besten fünfzehn Sekunden meines Lebens.

Dann, fünfzig Meter vor der Ziellinie, drängten zwei grüne Trikots an mir vorbei. Der Kenianer und der Ire kämpften um den Zieleinlauf. Ich befahl meinen Beinen verzweifelt, sich schneller zu bewegen, weiter auszugreifen, aber sie gehorchten mir nicht. Plötzlich jubelte die Menge den beiden Rücken zu, die etwa einen Meter vor mir waren, nicht mir. Es war, als bewegte ich mich langsam rückwärts.

Ich hielt den dritten Platz bis ins Ziel und gewann die Bronzemedaille.

Mehrere Monate sonnte ich mich in der Aufmerksam-

keit, die mir danach zuteil wurde. Die Medien, die Kollegen in der Bank, die Leute, mit denen ich geschäftlich zu tun hatte, sogar Menschen auf der Straße sprachen mich an. Doch ungeachtet all der Genugtuung konnte ich mir eine schlichte Tatsache nicht verhehlen: Ich hatte verloren. Ich hatte alles in jenes Rennen gesteckt, ein Jahr meines Lebens war diesen anderthalb Minuten geweiht gewesen. Und ich hatte verloren.

Ich hatte meine persönliche Bestzeit weit unterboten. Als ich in der nächsten Saison das Training und die Wettkämpfe wieder aufnahm, reichten meine Ergebnisse bei weitem nicht an meinen Bronzelauf heran. Das fing an, mich zu deprimieren. Ich wurde mir immer sicherer, daß ich nicht imstande sein würde, diese einmalige Anstrengung zu übertreffen. Und es würde meine ganze Energie in Anspruch nehmen, auch nur in ihre Nähe zu kommen.

Ich wollte Zeit haben für andere Dinge. Für Freunde. Ich wollte einen Job, der mich forderte. Ich wollte eine neue Herausforderung.

Also hörte ich auf.

Als ich es Frank sagte, erwartete ich, daß er mir böse sein würde. Doch er nahm es sehr gut auf. Ja, er bestärkte mich eigentlich noch in meinem Entschluß.

»Ich habe schon viel zu viele junge Männer gesehen, die ihr Leben der Leichtathletik geopfert haben«, sagte er.  
»Geh in die Welt und setz was in Bewegung.«

Insgesamt wußte er wohl so gut wie ich, daß ich so weit gekommen war, wie ich kommen konnte. Er wollte nicht zulassen, daß ich Jahre meines Lebens auf eine Goldmedaille hinarbeitete, die ich dann doch nicht bekam.

Also gab ich auf. Und ging in die Welt, um neue Siege zu erringen. Mit dem Trading.

Ich jagte auf den Teich zu und überholte ein schnaufendes Joggerpaar mittleren Alters, das sich in Gehgeschwindigkeit vorwärtsbewegte. Ein roter Setter sprang um mich herum und ignorierte den flehenden Ruf seines Besitzers. Er setzte über ein Paar hinweg, das eng umschlungen unter einem Baum lag und nicht auf ihn achtete.

Ich brauchte das Laufen immer noch. Ich lief drei- oder viermal die Woche, gewöhnlich die drei oder vier Meilen außen um den Hyde Park herum. Ich lief, so schnell ich konnte. Ich brauchte meinen Adrenalinstoß, das masochistische Vergnügen, mich völlig erschöpft zu fühlen.

Ich dachte an das Geschäft mit der Schweden-Anleihe am Tag zuvor. Unwillkürlich lächelte ich, als ich mich an die süße Gewißheit erinnerte, daß ich recht hatte und der Markt unrecht. Oder besser, daß Hamilton und ich recht gehabt hatten. Für einen Anfänger hatte ich mich gut geschlagen. Zum erstenmal hatte ich unter Druck gestanden, richtigem Druck, und ich war gut damit fertig geworden. Ich hatte es an einem Punkt zwar mit der Angst zu tun bekommen, aber ich hatte die Nerven behalten. Die Angst war ein notwendiger Faktor des Rauschgefühls. Genau wie ein Läufer sich quälen mußte, um den Adrenalinrausch erleben zu können, mußte ein Trader Angst durchmachen.

Ich freute mich schon auf das, was Hamilton sagen würde, wenn er zurückkam. Es war meine erste echte Gelegenheit gewesen, ihm zu zeigen, was in mir steckte, und ich hatte sie ergriffen. Ich hoffte, er würde das zu schätzen wissen.

Ich wich einer Schar schwatzender Araberinnen aus, die in ihren schwarzen Yashmaks und den goldenen Gesichtsmasken ihren Abendspaziergang machten, und steuerte nach links auf den Ausgang des Parks zu. Ich verlängerte meinen Schritt, während ich die letzten paar hundert Meter bis zu meiner Wohnung lief. Die ganze Zeit trieben mich nagende Zweifel voran.

Schweißüberströmt holte ich meinen Hausschlüssel aus der Tasche meiner Shorts. Ich atmete schwer, und meine Muskeln waren erschöpft. Ich öffnete die Haustür, stieg über die am Boden herumliegenden, ungeöffneten Postwurfsendungen und Handzettel hinweg und schlepppte mich die Treppe zum ersten Stock hinauf.

In der Wohnung machte ich rasch ein paar Dehnübungen und ließ mich aufs Sofa fallen. Ich lag einfach nur da und starrte vor mich hin. Es war eine kleine, behagliche Wohnung. Ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, an das sich eine Küchenzeile anschloß, und eine Diele. Ich hielt alles in Ordnung, weil ich es mußte: Die Wohnung war so klein. Sie war einfach, praktisch und billig möbliert. Auf dem Kaminsims stand eine kleine Auswahl meiner Trophäen, die mir am wichtigsten waren, und ein Schwarzweißfoto meiner Eltern, die an einem Zaun lehnten. Sie lächelten mit der längst vergangenen Seligkeit von vor zwanzig Jahren auf mich herab.

Meine Wohnung war zwar nichts Besonderes, doch sie gefiel mir. Ein behagliches Schlupfloch.

Ächzend stemmte ich mich vom Sofa hoch und humpelte steifbeinig zum Badezimmer, um zu duschen.

Sowie ich am nächsten Tag im Büro ankam, griff ich mir das Wall Street Journal von Karens Tisch, wo es jeden Morgen hingelegt wurde. Überrascht bemerkte ich, daß die Zeitung leise bebte, als ich die Spalte mit den Aktienkursen nach Gypsum absuchte.

Da stand es. Elf einviertel Dollar. Die Aktie war über Nacht um mehr als fünfzig Prozent gestiegen! Ich wandte mich um und sah Debbie gerade mit einer Tasse Kaffee hereinkommen. Sie sah sofort, was ich da las.

»Na?« fragte sie.

»Elfeinviertel«, sagte ich mit einem Grinsen.

»Das glaube ich nicht!« Sie entriß mir die Zeitung. Dann stieß sie einen Freudenschrei aus und warf sie in die Luft. Alles sah auf.

»Ich bin reich!« schrie sie.

»Sehr reich nicht«, sagte ich. »Es sind nur ein paar tausend Dollar.«

»Ach, sei doch still, du alter Miesepeter«, sagte sie. »Ich gehe gleich los und kaufe Champagner. Wir haben noch Orangensaft im Kühlschrank. Buck's Fizz für alle!« Eigentlich hatte ich keine Lust auf einen Drink, aber Gordon und Rob schnalzten mit der Zunge. Selbst Jeff rieb sich erwartungsfroh die Hände. Er hatte selbst Grund zur Freude: Über Nacht hatte der Dollar endlich das getan, was er seinem ökonomischen Modell zufolge tun sollte.

In einer Viertelstunde war Debbie zurück, einen Sektkühler im Arm, in dem eine Flasche Champagner lehnte. Ich hatte keine Ahnung, wo sie beides so früh am Morgen her hatte. Gläser und Orangensaft wurden herbeigeholt,

und wenige Augenblicke später stießen wir alle auf die Gypsum Company of America an.

»So was sollten wir jeden Morgen haben«, meinte Rob und beobachtete zustimmend die Perlen, die in seinem Glas aufstiegen.

»Unser Herr und Meister würde einen Anfall kriegen«, sagte Gordon.

»Nie im Leben«, meinte Debbie. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß er überhaupt mal explodieren könnte. Schon eher wäre mit einem kalten Blick und einem kurzen Vortrag zu rechnen: ›Die Firma De Jong & Co. hält sich viel auf ihre Professionalität zugute, und Sie, Robert, verhalten sich nicht professionell.‹« Debbie sagte das in jenem spröden schottischen Tonfall, den auch Hamilton bei seinen Vorträgen anschlug.

Rob lachte. »Stell die mal besser weg«, sagte er und zeigte auf die fast leere Flasche auf Debbies Schreibtisch.

»Ach, vor Mittag ist er bestimmt nicht zurück«, meinte Debbie.

»Ach, tatsächlich?« sagte eine ruhige, gleichmütige Stimme von der Tür her. Schlagartig verstummte alles. Jeff wandte sich wieder seinen Computerausdrucken zu, und Rob, Gordon und Karen verdrückten sich an ihre Schreibtische. Es war, als wären wir Tertianer und von unserem Direktor auf frischer Tat ertappt worden.

Es war lächerlich. Wir waren keine Schulkinder und Hamilton nicht unser Direktor.

In das Schweigen hinein hob ich mein Glas in Hamiltons Richtung. »Herzlich willkommen. Zum Wohl.«

Hamilton sah mich einfach nur an.

Durch meine Worte ermutigt, trat Debbie mit der Flasche und einem Glas auf Hamilton zu. »Möchten Sie nicht auch einen Schluck?« fragte sie.

Hamiltons Blick wandte sich ihr zu. Er ignorierte ihr Angebot. »Was wird denn gefeiert?«

»Ich habe gerade einen Abschuß gemacht!« sagte Debbie mit unverhohlener Begeisterung.

»Das freut mich zu hören«, sagte Hamilton. »Und um was für ein Geschäft handelte es sich dabei?«

Debbie lachte. »Nicht De Jong hat den Abschuß gemacht, sondern tatsächlich ich. Ich habe gestern ein paar Aktien gekauft, und bis heute sind sie um fünfzig Prozent gestiegen.«

Hamilton starrte Debbie ein paar Sekunden an. Dann sagte er mit ruhiger, vernünftiger Stimme und ohne jede Spur von Ärger: »Ich stelle nur eben meine Sachen ab, und dann gehen wir ins Konferenzzimmer hinüber.«

Debbie zuckte mit den Achseln, stellte ihr Glas weg und folgte ihm zuerst zu seinem Schreibtisch und dann nach draußen ins Konferenzzimmer.

»Himmel«, sagte Rob, »da möchte ich jetzt nicht drin sein.«

Zehn Minuten später kam Debbie zurück. Sie hielt den Blick starr auf einen festen Punkt auf ihrem Schreibtisch gerichtet und steuerte auf ihn zu, ohne nach rechts oder links zu sehen. Ihre Wangen waren leicht gerötet. Die Lippen hielt sie fest zusammengepreßt. Es sah so aus, als befürchtete sie, jeden Augenblick loszuheulen. Sie setzte sich, starrte auf ihren Monitor und begann, wütend Renditeziffern in ihren Rechner einzutippen.

Hamilton betrat hinter ihr den Raum und ging durch die Stille hindurch zu seinem eigenen Schreibtisch hinüber. Gelassen nahm er ein paar Unterlagen aus dem Posteingangskorb und begann darin zu lesen. Die gespannte Atmosphäre wurde nur dadurch unterbrochen, daß Rob den Anruf eines Börsenmaklers mit übertrieben zur Schau getragener Munterkeit beantwortete.

Nach etwa einer halben Stunde kam Hamilton zu meinem Schreibtisch herüber und setzte sich auf den Stuhl daneben. Debbie ignorierte ihn geflissentlich und hämmerte weiter Zahlen in ihre Tastatur. Obwohl ich nun schon sechs Monate mit Hamilton zusammenarbeitete, war ich noch immer nervös, wenn ich mit ihm sprach. Es war schwierig, sich zwanglos mit ihm zu unterhalten. Er hörte allem, was ich sagte, mit einer solchen Aufmerksamkeit zu, daß ich ständig Angst hatte, mir könnte irgend etwas Dummes oder Banales herausrutschen.

Er saß einfach nur da und blätterte die Unterlagen durch, in denen die Geschäfte festgehalten waren, die wir während seiner Abwesenheit getätigten hatten.

»Sie sind etwas früher zurückgekommen, als wir erwartet hatten«, sagte ich, nur um das Schweigen zu brechen.

Hamilton deutete ein Lächeln an. »Ja, ich habe einen früheren Flug bekommen.«

»Wie war denn die Reise?«

»Gut. Sehr gut sogar. De Jong fängt langsam an, sich auch in Japan einen Namen zu machen. Es gibt da eine Versicherungsgesellschaft, die Fuji Life, da mache ich mir ziemliche Hoffnungen. Ich habe den Eindruck, die wer-

den uns demnächst etwas Kapital anvertrauen, und falls sie das tun, dann wird das ein dickes Geschäft.«

»Großartig.« Das war eine gute Nachricht. Eine Kapitalverwaltungsgesellschaft wie De Jong ist nur so gut wie der Umfang der Fonds, die sie verwaltet. Ein großer neuer Investor konnte uns wirklich in aller Munde bringen.

»Und wie ist es hier gelaufen?« fragte Hamilton, während er den Finger die einzelnen Positionen hinabgleiten ließ.

»Na ja, wir haben uns an dieser neuen Emission versucht, wie Sie wissen.«

»Richtig. Wie macht sich die Schwedische denn?«

»Steigt langsam, aber sicher.« Ich versuchte, mir meinen Stolz nicht anmerken zu lassen.

»Schön, verkaufen Sie nur nicht zu rasch, die legt noch um einiges zu.«

»Alles klar.«

»Und achten Sie darauf, ob es irgendwelche neuen Emissionen gibt. Nach dem Erfolg der Schwedischen werden die Leute alles kaufen, solange der Kurs auch nur halbwegs anständig ist.« Hamilton machte eine Pause.

»Und was hat es mit diesen zwei Millionen Gypsum of America auf sich, die wir offensichtlich gekauft haben? Ich versuche seit über einem Jahr, unseren Bestand loszuwerden.«

Ich schwieg einen Augenblick, enttäuscht und ein bißchen verärgert. Kein »gut gemacht«. Nicht mal ein Lächeln. Ich merkte, daß ich mich auf Hamiltons Rückkehr gefreut und mit seiner Anerkennung gerechnet hatte.

Schön dumm von mir: In Hamiltons Welt war es eine Selbstverständlichkeit, Risiken einzugehen und gut damit zu fahren.

Ich ließ mir meine Enttäuschung jedoch nicht anmerken und schilderte Cashs erwartungsfrohes Angebot und meine Entscheidung, die Anleihen nicht zu verkaufen. Dann erklärte ich Hamilton, warum ich mich entschlossen hatte, noch weitere zu erstehen.

»Hm«, sagte Hamilton. »Und wo liegen sie jetzt?«

»Sie werden noch immer zu dem Kurs angeboten, zu dem ich sie gekauft habe, zu 82«, sagte ich. »Die Aktien sind aber schon auf elfeinviertel gestiegen. Die Anleihen werden sicher bald nachziehen.«

»Debbie hat mir gesagt, daß Sie auch ein paar Aktien gekauft haben, auf eigene Rechnung.« Hamilton sah mich eindringlich an. »Seien Sie vorsichtig mit so was, Paul. Je-desmal werden Sie kein Glück haben. Und sorgen Sie auf jeden Fall immer dafür, daß es Ihnen nicht das Genick brechen kann.«

Ich spürte, wie mein Gesicht heiß wurde. Ich hatte gutes Geld mit der schwedischen Emission verdient, und es sah ganz so aus, als würde ich mit den Gypsums noch mehr verdienen. Ich hatte doch wohl Zuspruch verdient, verdammt noch mal! Hamilton war nun wirklich der letzte, der andere dafür zu kritisieren hatte, daß sie etwas riskierten.

»Danke«, sagte ich kurz. »Ich werde es mir merken.«

»Gut. Steht in dieser Woche noch irgend etwas Interessantes an?«

»Eigentlich schon«, antwortete ich. »Cash kommt heu-

te nachmittag mit seiner Assistentin her. Er will uns ein Geschäft vorschlagen.«

»Nicht schon wieder«, stöhnte Hamilton. »Ich würde meinen, eins pro Woche reicht völlig aus.«

»Es geht um eine Junk-Bond-Emission für das Tahiti, ein neues Hotel in Las Vegas. Ein riskantes Geschäft, weil fast die gesamten Baukosten für das Casino mit Fremdmitteln finanziert worden sind. Dafür liegt die Rendite aber bei vierzehn Prozent.«

»Na, das ist allerdings eine Menge. Ich hoffe nur, wir können auch mit dem Risiko leben. Bei so was kann man seinen Schnitt machen.«

Das hoffte ich aufrichtig. Junk Bonds, oder Hochzinsanleihen, wie sie manchmal höflicher genannt werden, können sehr gewinnbringend sein. Sie können aber auch sehr gefährlich werden. Der Name »Hochzins« deutet auf den hohen Coupon hin, mit dem solche Anleihen ausgestattet sind. »Junk« hingegen kommt von dem hohen Risiko, das sie darstellen. Derlei Bonds werden gewöhnlich von Unternehmen ausgegeben, die hoch verschuldet sind. Wenn alles gutgeht, sind am Schluß alle zufriedengestellt: Die Investoren bekommen ihren hohen Coupon, und die Besitzer des Unternehmens machen ein Vermögen aus einer oft geringen Anfangsinvestition. Wenn die Sache jedoch schiefgeht, verdient das Unternehmen nicht genug Geld, um seiner Zinsverpflichtung nachzukommen, geht bankrott und lässt seine Junk-Bond-Besitzer mit einem Stück Papier für den Abfallkorb zurück.

Das Geheimnis erfolgreicher Junk-Bond-Geschäfte besteht darin, genau diejenigen Unternehmen herauszupik-

ken, die überleben werden. An eben diesem Punkt kam meine Erfahrung als Bilanzanalytiker zum Tragen. Hamilton wollte verstärkt mit Junk Bonds arbeiten und hatte deshalb ganz speziell jemanden mit Kenntnissen im Kreditgeschäft eingestellt, der ihm dabei behilflich sein sollte: mich. Ich freute mich auf meine erste Gelegenheit, meine Kenntnisse unter Beweis zu stellen, wenn ich auch keine Ahnung von Casinos hatte und Bloomfield Weiss' Angebot mehr als nur ein bißchen mißtrauisch gegenüberstand.

»Lassen Sie mich wissen, wie es läuft«, sagte Hamilton. Damit erhob er sich und kehrte zu seinem Schreibtisch zurück.

Debbie murmelte etwas, das sich sehr nach Scheißkerl anhörte.

»Was muß ich da hören?« fragte ich.

Sie blickte kaum eine Sekunde auf, und ihrer verbissenen Miene nach rang sie immer noch um Fassung.

»Nichts«, sagte sie und beugte sich über ihre Tastatur. Ihr ganzer Schreibtisch schien unter ihrem Zorn zu erbeben.

Ich sah auf die Uhr. Es war Viertel vor zwölf.

»Hör mal, es ist fast Tischzeit. Warum gehen wir uns nicht ein Sandwich holen?« schlug ich vor.

»Ist noch zu früh«, sagte Debbie.

»Komm schon.«

Debbie seufzte und warf ihren Kugelschreiber auf den Schreibtisch. »Okay, gehen wir.«

Wir ließen unsere normale italienische Sandwich-Bar auf der anderen Straßenseite unbeachtet und gingen statt

dessen zu Birley's nach Moorgate. Unsere haarsträubend teuren Truthahn-Avocado-Sandwiches in der Hand, ließen wir dann bis zum Finbury Circus weiter.

Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien, und eine leichte Brise zupfte an den Kleidern der Sekretärinnen, die auf die Rasenfläche in der Mitte des Circus zustrebten, um dort ihr mittägliches Sonnenbad zu nehmen. Wir fanden ein freies Fleckchen mit Blick auf den Bowlingplatz. Dort spielte gerade eine Gruppe junger Männer in hellblau gestreiften Hemden und roten Hosenträgern. Das sanfte Gemurmel entspannten Geplauders lag über dem Rasen, auf dem sich bleiche Glieder und Gesichter der Julisonne zuwandten. Wir aßen schweigend unsere Sandwiches und beobachteten die Leute, die vorbeigingen.

»Also?«

»Also was?« fragte Debbie.

»Willst du es mir erzählen?«

Debbie antwortete nicht. Sie lehnte sich zurück. Auf die Ellenbogen gestützt, hielt sie das Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne. Schließlich blinzelte sie mir von der Seite her zu.

»Ich glaube, ich sollte das Ganze aufgeben«, sagte sie.  
»Hamilton hat recht. Ich bin dafür nicht geeignet.«

»Quatsch«, sagte ich. »Du lernst doch unheimlich schnell. Du bist ein Naturtalent.«

»Ein Naturtalent von einer Dilettantin, findet Hamilton. Ich habe die falsche Einstellung. Händler mit meiner Einstellung sind gefährlich. Sie sind fahrlässig, und sie verlieren Geld. Wenn ich meine Einstellung nicht ändere,

habe ich keine Zukunft. Und weißt du was? Es ist mir egal. Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch so ein analfixierter schottischer Roboter werde, nur damit ich für die Kunden von De Jong noch ein halbes Prozent mehr einheimsen kann. Bei dir ist das anders. Dich liebt er: so was von Einsatz und harter Arbeit! Du kannst aus Scheiße Gold machen. Aber ich bin nun mal nicht so. Tut mir leid.«

Sie wandte das Gesicht ab, als sie eine Träne wegblinzerte.

»Nun sieh dich doch mal um«, sagte ich und wies mit dem Kopf auf die Menge der ausgestreckten Gestalten. »Glaubst du denn, daß das hier alles Versager sind? Die Stadt ist doch nicht nur voller Hamiltons. Hier gibt es Hunderte von Leuten, die gern lachen und ihre Mittagspause in der Sonne liegend verbringen und dabei doch sehr erfolgreich sind. Oder etwa nicht?«

Debbie sah mich zweifelnd an.

»Hör mal«, sagte ich, »du begreifst schnell, du kommst mit deiner Arbeit zurecht, du bist zu neunundneunzig Prozent akkurat, was willst du denn noch?«

Ich legte meine Hand auf ihre. »Jetzt sage ich dir mal, was du den meisten voraushast«, sagte ich. »Die Leute arbeiten gern mit dir zusammen. Sie machen gern Geschäfte mit dir. Dir erzählen sie alles mögliche und lassen dir Dinge durchgehen, die sie wahrscheinlich nicht durchgehen lassen sollten. Die Leute mögen dich. Unterschätzt mal nicht, wie wichtig das ist in dem Geschäft.«

»Ich sollte also nicht einfach heiraten, zwei Komma zwei Kinder kriegen, jeden Nachmittag Eis essen und mir

dabei eine Hausfrauensendung im Fernsehen ansehen?  
Das könnte ich nämlich: vor allem Eis essen.«

»Kannst du natürlich tun, wenn du möchtest, aber es wäre ein Jammer.«

»Na ja, die Entscheidung dürfte nicht bei mir liegen.  
Wenn ich mich im nächsten Monat nicht ›am Riemen reiße‹, fliege ich.«

»Das hat Hamilton gesagt?«

»Das hat Hamilton gesagt. Und ich werde den Teufel tun und nur ihm zuliebe meinen Charakter ändern.«

Debbie legte den Kopf auf die Knie und musterte ein Gänseblümchen zwei Fuß von ihr entfernt. »Was hat er denn dir gegenüber wegen der Gypsum-Aktien gesagt, die wir gekauft haben?« fragte sie schließlich.

»Erbaut schien er nicht davon«, sagte ich. »Er hat aber auch nicht gesagt, daß das falsch war. Er hat nur gemeint, ich solle vorsichtig sein. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, weiß ich nicht mal, ob er von den Aktien gesprochen hat, die ich auf eigene Rechnung gekauft habe, oder von den Anleihen für die Firma. In jedem Fall ist es schon ein starkes Stück, daß ausgerechnet Hamilton andere kritisiert, weil sie etwas riskiert haben.«

»Du magst ihn, stimmt's?« fragte Debbie.

»Hm, ja, ich glaube schon.«

»Warum?«

»Schwer zu sagen. Er ist ja nicht gerade ein warmherziger, liebevoller Typ, wie? Aber er ist fair. Und ehrlich. Er ist professionell. Und er ist wahrscheinlich der beste Fondsmanger in der City.«

Ich beobachtete ein Paar, das sich langsam von einer

Holzbank uns gegenüber erhob. Die Plätze wurden gleich darauf von zwei typischen Bankangestellten eingenommen, die offensichtlich nach Mädchen Ausschau hielten. Es lag ja auch einiges über das kurzgeschorene Gras verstreut, das sich anzusehen lohnte.

»Ich bezweifle, daß es in der City noch einen gibt wie ihn«, fuhr ich fort. »Es heißt schon was, mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen. Wenn ich ihn in Aktion erlebe, staune ich nur. Er sieht immer Aspekte, die andere nicht sehen. Und dann hat er diese Art, einen in seinen Gedankengang mit einzubeziehen, so daß man bei all seinen Geschäften, an denen er gerade arbeitet, zum Komplizen wird. Verstehst du, was ich meine?«

Debbie nickte. »Ja, ich glaube schon.« Sie sah mich eindringlich an. »Warum kommst du eigentlich wirklich jeden Tag zur Arbeit?« fragte sie dann.

»Um mir meine Brötchen zu verdienen«, antwortete ich.

»Das ist doch aber nicht alles, oder?«

Ich überlegte einen Augenblick. »Nein. Ich möchte das Trading lernen. Ich möchte lernen, wie man bessere Abschlüsse zustande bringt als irgend jemand sonst in dem ganzen Geschäft.«

»Und warum?«

»Was meinst du damit? Liegt das denn nicht auf der Hand?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Wahrscheinlich nicht.« Ich lehnte mich zurück, stützte mich auf meine Arme und blinzelte in die grelle Sonne. »Ich muß mich eben die ganze Zeit rannehmen, so stark

ich nur kann. Und noch ein bißchen mehr. Das war schon immer so, schon als ich ein Junge war: Wenn ich lief, wollte ich der Beste sein. Nicht Zweiter oder Dritter, sondern der Beste. Wahrscheinlich kann ich einfach nicht anders.«

»Ich beneide Menschen wie dich. Wo kriegt ihr bloß die ganze Energie her?«

»Ach, ich weiß nicht«, sagte ich. Aber das stimmte nicht. Es gab einen Grund für jene bitteren Stunden selbstaufgerlegter Qual, die ich als Heranwachsender durchgemacht hatte, jene Zielstrebigkeit, um die Debbie mich zu beneiden schien und die mir die unbeschwerde Lebensfreude vorenthalten hatte, die ich an anderen, den »normalen« Menschen sah. Doch würde ich weder Debbie noch sonst irgend jemandem bei De Jong erzählen, was das war.

Debbie musterte mich intensiv. Dann verzog sich ihr Gesicht zu einem breiten Lächeln. »Du bist komisch. Nein, nicht komisch: Du bist verrückt. Du solltest umgehend einen Psychiater aufsuchen, sonst endest du noch als Hamilton Mark II. Du bist der mit der verqueren Lebenshaltung, nicht ich.«

Sie stand auf und strich sich das Gras vom Kleid. »Egal wie, ich muß jetzt ins Büro zurück, um mir die Nägel zu lackieren, und du mußt dich für deinen Herrn und Meister erneut ins Schlachtgettümml stürzen. Gehen wir.«

Wir kehrten wesentlich besser gelaunt ins Büro zurück. Es fiel Debbie nun mal schwer, niedergeschlagen zu sein.

Ich blieb am Kaffeeautomaten stehen, um meinem Koffeinpegel aufzuhelfen. Als die schwarze Flüssigkeit in

meine Plastiktasse floß, trat Rob neben mich. »Hast du Reuters gelesen?«

»Nein«, sagte ich, und meine Neugier war sofort geweckt.

»Sieh's dir mal an.« Er grinste mir zu. Schlechte Nachrichten, dachte ich.

Ich kehrte an meinen Schreibtisch zurück. Auf dem Monitor stand die Nachricht, daß der Kongreß die Abänderung des Doppelbesteuerungsabkommens der USA mit den Niederländischen Antillen erwog, einem bevorzugten Steuerparadies, in dem Konzerne Ableger unterhielten, die Anleihen ausgaben. IBM, General Electric und AT & T hatten sämtlich Anleihen durch ihre Niederlassungen auf den Niederländischen Antillen ausgegeben, daneben aber auch eine Menge weniger bekannter Unternehmen.

Ich seufzte. Wir würden diese möglichen Steueränderungen analysieren müssen. Jemand mußte den Prospekt jedes einzelnen Emittenten auf den Niederländischen Antillen durchgehen, den wir im Bestand hielten. Das war eine Schweinarbeit.

»Debbie? Hier hat sich gerade eine sehr interessante Situation ergeben ...«

Debbie unterbrach mich. Mit ihrer juristischen Ausbildung und nach der Zeit, die sie in De Jongs Verwaltungsabteilung verbracht hatte, war sie für die Aufgabe hervorragend geeignet, das war ihr klar. »Ich weiß schon, was du willst. Ich soll jeden Prospekt der Niederländischen Antillen lesen, der jemals gedruckt worden ist.«

»Na ja, also ...«

»Versuch gar nicht, es abzustreiten. Das sind so die Sa-

chen, die ich für diese Firma mache. Trottel wie ihr verbraten eimerweise Geld mit läppischen Geschäften, und für mich bleiben die eigentlichen Glanztaten übrig.«

Aber sie schien gut gelaunt, als sie hinausging, um die Prospekte zusammenzusuchen.

Rob war mir an meinen Schreibtisch gefolgt und hatte sich mit der Kaffeetasse in der Hand auf die Kante gehockt. Er grinste der entschwindenden Debbie nach und begann, ziellos irgendwelche Analysen durchzublättern, die sich bei mir angesammelt hatten. Langweiliges Zeug. Er hatte den gleichen Stapel auf seinem eigenen Tisch, falls ihm der Sinn danach stand.

»Ist irgendwas?« fragte ich.

»Nein. Ich gucke nur mal«, sagte Rob.

Nach etwa einer Minute fragte er dann aber doch: »Irgendwas Besonderes in Arbeit?«

»Eigentlich nicht. Dies und das. Und du?«

»Nichts Dolles. Hast du heute noch was Interessantes zu erwarten?«

»Nur das Übliche.«

Schweigen. Noch mehr Geblätter. Rob hustelte. »Habe ich richtig gehört, daß du vorhin gesagt hast, Cash Calaghan käme heute mit seiner Assistentin vorbei?« fragte er.

Also das war es. »Ja«, sagte ich. »Mit seiner ›Assistentin‹ meinst du wohl Cathy Lasenby?«

»Ich glaube, so hieß sie. Wieso fragst du?«

Ich lächelte. Ich ahnte plötzlich nur zu gut, worum es Rob ging: Er hatte ein leidenschaftliches Interesse an Frauen. Dabei handelte es sich aber offenbar nicht um die

Art von Leidenschaft, die die meisten Männer bewegt. Sie war keineswegs körperlich. Rob war zwar ständig verliebt, doch je unerreichbarer sein Liebesobjekt, desto besser. Ja, man konnte sagen: Jedesmal, wenn sein Verlangen Erfüllung zu finden drohte, kühlte seine Glut ab, und er suchte sich ein neues Objekt. Er hatte sich gerade erst von Claire Duhamel erholt. Als es ihm endlich gelungen war, sie zu einem Abendessen zu überreden, hatte sie ihn durch ständige Anspielungen auf einen Freund in Paris rasend eifersüchtig gemacht. Sie hatte ihm eröffnet, daß Gaston der einzige Mann für sie sei. Zwei Wochen lang war er untröstlich gewesen.

In solchen Zeiten dann verwandte er seine Energie und seine Begeisterungsfähigkeit auf andere Gebiete als das Liebesleben. Er war ein sehr emotionaler Geschäftsmann mit einem Gespür für den Markt. Er behauptete zwar, seine Ansichten gründeten sich auf logische Überlegungen, aber das war nur vorgeschoben. Entweder er liebte ein Geschäft, oder er haßte es. Er lag zwar keineswegs immer richtig, und wenn er falsch lag, dann wurde die Welt ein ziemlich finsternes Tal. Doch wie Gordon, unser Chartist, lag er öfter richtig als falsch, und darauf kam es schließlich an.

Wenn man sich Rob so ansah, wäre man nie auf die Idee gekommen, daß er von derart starken Emotionen geplagt wurde. Er sah sehr durchschnittlich aus, hellbraunes bis blondes Haar, ein rundliches Gesicht, von Statur etwas kleiner als mittelgroß. Doch die Offenheit, mit der er seine Leidenschaften vor sich ausbreitete, hatte einen gewissen Charme. Frauen fanden ihn »süß« und fühlten sich zu ihm hingezogen, zumindest am Anfang.

Ich mußte zugeben, daß meine Sympathie für ihn während der letzten paar Monate ihrerseits ziemlich gewachsen war. Wenn er Geld verdiente, war er unterhaltsam, und ich hatte gelernt, ihm aus dem Weg zu gehen, wenn er es nicht tat. Ich fürchte, ich fand seine romantischen Rangeleien amüsant; ständig hatte er von einer neuen Krise zu berichten.

Rob ignorierte meine Miene. »Junk Bonds haben mich schon immer fasziniert. Hört sich ganz so an, als könnte das eine interessante Sitzung werden. Was dagegen, wenn ich mich dazusetze?«

Ich lachte. »Nein, selbstverständlich nicht. Sie kommen um drei. Du hast also noch reichlich Zeit, um zum Blumenladen rüberzugehen.«

Rob runzelte daraufhin zwar die Stirn, konnte jedoch nicht verhindern, daß seine finstere Miene sich zu einem breiten Grinsen verklärte, als er sich entfernte. Ich freute mich schon auf die Sitzung. Zum Teil brannte ich darauf, mich wieder mal ordentlich in eine Kreditanalyse verbeissen zu können. Zum Teil war ich neugierig auf die Frau, die ein so heftiges Interesse in Rob geweckt hatte.

Sie trafen pünktlich um drei Uhr ein. Man konnte sich kaum zwei unterschiedlichere Menschen vorstellen. Cash ging voran. Geschäftig schob er seinen unersetzen, leicht übergewichtigen Körper durch die Tür des Konferenzzimmers und bellte mit seiner rauen Brooklynstimme Hallos um sich. Cash Callaghan, ursprünglich Charles Callaghan, hatte sich in New York den Ruf erworben, auf dem er aufgebaut hatte, seit er nach London gewechselt war. Er war der Top Producer bei Bloomfield Weiss, was

bedeutete, daß er mehr Anleihen verkaufte als irgendeiner der anderen rund hundert Verkäufer dieser Bank. Sein Lebensstil entsprach seinem Erfolg. Der Name »Cash« deutete nicht nur auf die großen Geldsummen hin, die er verdiente, sondern auch auf die, die er so offensichtlich ausgab. Wenn je ein Mensch Statur besessen hatte, dann er. Seine Persönlichkeit schien jeden Raum auszufüllen, in dem er sich befand. Seine gute Laune und sein kehliges Lachen nahmen die Leute für ihn ein. Er verstand es, einem das Gefühl zu geben, daß man zu seinen bevorzugten Freunden zählte, und es machte Ehre, von einem derart beliebten Menschen bevorzugt zu werden, der doch so viele andere Freunde hatte – die ihm aber offensichtlich nicht so wichtig waren wie man selbst. Wenn man ihm eine Freude machen wollte, mußte man ihm nur zeigen, daß man seine Freundschaft zu schätzen wußte. Man machte Geschäfte mit ihm.

Alle fühlten diesen Sog, ich selbst auch. Ich kämpfte jedoch, so gut ich konnte, dagegen an. Irgendwie traute ich ihm nicht. Teilweise deshalb, weil seine kleinen blauen Schweinsäuglein so wenig zu dem breiten Grinsen und den strahlend weißen Zähnen paßten. Wenn er selbst und alle um ihn herum lächelten und lachten, dann zuckte der ungerührte Blick seiner kleinen Äuglein umher und taxierte – immer auf der Suche nach einer Gelegenheit, einen Abschluß zu tätigen. Und dann hatte ich ihn ein-, zweimal im Verdacht gehabt, mich über den Tisch ziehen zu wollen. Gewiß gelang ihm das mit anderen Kunden, und ebenso gewiß ließen die sich trotzdem immer wieder darauf ein, Geschäfte mit ihm zu machen.

Hinter diesem Energiebündel kam jetzt Cathy herein. Sie war groß und betrat den Raum mit einer unbeholfenen, staksigen Anmut. Das dunkle Haar hatte sie straff im Nacken zurückgebunden. Sie trug eine gestärkte weiße Bluse unter einem teuer wirkenden blauen Kostüm und ein Paar zarter kleiner Perlenohrringe. Ihre Figur schien wie geschaffen für elegante Kleidung – schlank mit ausgeprägten Linien. Am meisten allerdings beeindruckten mich ihre Augen. Sie waren groß und braun und wichen sorgfältig jedem Blickkontakt aus. Ich verstand schon, was Rob meinte. Es war diese Mischung aus unberührbarer Schönheit und Verletzlichkeit, die ihm wahre Wechselbäder bereiten mußte.

Als wir uns setzten, begann Cash: »Paul, darf ich Ihnen meine neue Kollegin Cathy Lasenby vorstellen. Cathy, das ist Paul Murray, einer unserer erfolgreicheren Kunden.« Er grinste breit in meine Richtung. »Rob, ich glaube, ihr seid einander schon begegnet.«

Cathy schenkte uns ein dünnes Lächeln, zu dem sie kaum die Mundwinkel hob. Ich nickte ihr zu, und Rob lächelte albern und murmelte etwas Unverständliches in ihre Richtung.

»Nicht viele von unseren Kunden sind imstande, eine Gelegenheit wie das Geschäft mit der neuen Schwedischen zu erkennen und haben dann auch noch den Mumm, so viel draus zu machen, wie Paul das getan hat,« fuhr Cash fort.

»Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf«, sagte ich. »Da war doch dieser andere Kunde, der fünfzig Millionen gekauft hat. Der muß ja nun auch gut verdient haben. Ich wüßte zu gern, wer das war.«

»Das war eine kleine Sparkasse in Phoenix, Arizona«, antwortete Cathy. Sie hatte eine klare, tiefe, leicht hochmütige Stimme, die auf eine teure Erziehung schließen ließ. Ich hatte eine Schwäche für solche Stimmen, und sie wirkte auf mich auffällig sexy. »Die gehen oft solche Risiken ein. Haben auch eine Hand dafür.«

Einen Augenblick lang runzelte Cash in offenkundiger Mißbilligung die Stirn. Kunden sollten nicht wissen, was andere Kunden machten. Theoretisch, um die Vertraulichkeit zu wahren. Praktisch ging es aber wohl darum, so argwöhnte ich, zu verhindern, daß sie sich zum Nachteil von Bloomfield Weiss zusammenrotteten. Cathy hatte dadurch, daß sie diese Regel gerade gebrochen hatte, ihre Unerfahrenheit verraten.

Sie bemerkte Cashs Mißbilligung und errötete. »Ich darf ja wohl davon ausgehen, daß Sie das für sich behalten«, setzte sie jetzt noch hinzu und blickte in meine Richtung, wenn auch nur ungefähr.

»Oh, selbstverständlich«, sagte ich.

Cashs Grinsen kehrte auf seine Lippen zurück. Er räusperte sich. »Wie Sie wissen, sind wir heute hergekommen, um über die neue Hochzinsanleihe zu sprechen, die wir für das Tahiti-Hotel ausgeben wollen. Cathy wird Ihnen das Geschäft gleich in allen Einzelheiten erläutern. Ehe sie aber anfängt, möchte ich Ihnen noch mitteilen, daß wir das bei Bloomfield Weiss für ein großes Geschäft halten. Die Anleihe wird mehrfach überzeichnet werden. Das wird ein nettes Feuerwerk geben. Für Ausgeschlafene, die sich rasch entscheiden können, wird da eine Menge Geld zu machen sein.«

Ich fragte mich, ob Cash wohl je einen Handel anbot, der kein »Feuerwerk« war.

Cathy fing an: »Sie können sich vermutlich nichts Risikanteres vorstellen, als in ein Spielcasino zu investieren. Sie alle haben von dem Mann gehört, ›der die Bank von Monte Carlo sprengte‹. Warum sollten Sie eine Operation finanzieren, die durch jeden Glückspilz, der von der Straße hereinschneit, zum Bankrott verurteilt werden kann?«

Nun, wenn Sie an den Spieltischen des Hauses stehen, hängen Ihre Gewinne nicht vom Glück ab, sondern von zuverlässigen Gewinnchancen. Auf lange Sicht ist der Anteil der Einsätze, die das Casino gewinnt, bemerkenswert konstant. Dabei haben die unterschiedlichen Glücksspiele unterschiedliche Gewinnchancen. Spielautomaten sind ein Geschäft mit hohen Umsätzen und niedrigen Gewinnspannen. Die größten Profite werden mit den High-Rollers, den etwa tausend Spitzenspielern der Welt, gemacht, die die großen Summen setzen und verlieren.

Das Geheimnis, wie man ein besonders profitables Casino unterhält, besteht folglich darin, dafür zu sorgen, daß man die High-Rollers, die in die Stadt kommen, möglichst oft zu sich lockt. Unter diesem Gesichtspunkt wurde das Tahiti geplant und gebaut. Es wird das aufregendste und luxuriöseste Hotel mit Spielbetrieb in Las Vegas sein. Das Hotel hat ein Südseeambiente mit Palmen, Lagunen und einem ganz besonderen, regulierten Binnenklima, das den Gesamteffekt noch erhöht.«

Sie reichte Rob und mir ein Faltblatt mit Hochglanzfotos des neuen Spielcasinos. Das Gebäude sah eindrucksvoll aus. Seine beiden auffälligsten Merkmale waren ein

hoher weißer Turm und ein weitläufiger, verglaster Innenhof voller Bäume und Wasser. Rob, so bemerkte ich, gönnte dem Faltblatt kaum einen Blick, sondern hielt ihn entschlossen auf Cathy gerichtet.

»Eine gute Lage ist wichtig, um sicherzustellen, daß man möglichst viele der zufällig Vorbeikommenden anlockt«, fuhr sie fort und reichte uns Stadtpläne von Las Vegas. »Das Tahiti liegt am Strip, zwischen dem Sands und dem Caesar's Palace. Das sind zwei der beliebtesten Casinos in Las Vegas, und wir erwarten, daß viele ihrer Besucher gern auch mal ins Tahiti hineinschauen werden, um zu sehen, wie es da ist.

Das Casino hat zweitausendfünfhundert Hotelzimmer, darunter zwölf Luxussuiten, die dem eigentlichen Zielpublikum, den High-Rollers dieser Welt, kostenlos zur Verfügung gestellt werden sollen. Außerdem gibt es einen Parkplatz für viertausend Autos und einen Showroom mit tausend Plätzen, wo jeden Abend berühmte Künstler auftreten werden. Das alles zielt nicht darauf ab, Geld zu verdienen, sondern die Leute an die Spieltische zu locken.

Der ganze Komplex wird dreihundert Millionen Dollar kosten. Er steht kurz vor der Fertigstellung, und die Eröffnung ist für Anfang September vorgesehen. Wenn Sie bitte einen Blick auf den Finanzplan werfen wollen, den ich hier habe.« Cathy reichte Rob und mir zwei Dokumente. »Wie Sie daraus ersehen können, erwartet man, daß die Rückflüsse des Casinos im ersten Jahr doppelt so hoch wie seine Zinskosten sein werden, und wenn Sie nun doch einen Blick auf die künftige Entwicklung wer-

fen, dann werden Sie bemerken, daß dieses Verhältnis in dem Maße steigt, wie das Casino profitabler wird.

Die neue Anleihe wird einen Coupon von vierzehn Prozent und eine Laufzeit von zehn Jahren haben. Sie wird durch eine erste Hypothek auf das Casino abgesichert, so daß Sie für den Fall, daß es nicht genug abwirft, um die Schulden zu tilgen, Miteigentümer einer sehr interessanten Immobilie werden. Irgendwelche Fragen?« Der Hochmut in Cathys Stimme verstärkte sich eine Spur, als sie diese Worte wie eine Herausforderung klingen ließ.

Eine Minute lang herrschte Schweigen, während ich rasch die Zahlen vor mir überflog. Das Geschäft machte zwar den Eindruck, als könnte es interessant sein, doch gab es für meinen Geschmack noch vieles zu klären.

»Ich muß zugeben, daß ich nicht viel weiß vom Cashgeschäft«, sagte ich. »Und ich werde noch eine ganze Menge zu recherchieren haben. Was wird zum Beispiel aus diesen herrlichen Prognosen, wenn es eine Rezession gibt?«

»Es ist allgemein bekannt, daß die Glücksspielindustrie während einer Rezession keine Einbußen erleidet«, sagte Cathy. »Tatsächlich sind die Beschäftigungszahlen in der Branche während der Rezession in den frühen Achtzigern sogar gestiegen. Der Grund ist, daß die Leute gerade dann spielen, wenn die Zeiten hart sind.« Wie sie mich ansah, schien sie meinen Widerspruch geradezu herausfordern zu wollen.

Ich hielt ihrem Blick stand und sagte eine Weile nichts. Ich lasse mich nun mal nicht gern von oben herab behandeln, wie gutaussehend mein Gegenüber auch sein

mag. Ich würde mich von ihr nicht aus dem Konzept bringen lassen. »Das leuchtet mir zwar ein«, sagte ich, »aber ist in Las Vegas gerade in den letzten Jahren nicht viel dafür getan worden, auch Familienurlauber anzulocken?«

»Das stimmt. Tatsächlich soll das Tahiti neben einem Anziehungspunkt für reiche Spieler innerhalb der nächsten zehn Jahre zu einer der ersten Adressen für Familien werden.«

»Irgendwo muß Sohnemann ja das Pokern lernen«, sagte Cash lachend.

»Verstehe«, sagte ich. »Nur ist der Familienurlaub in schwierigen Zeiten doch wohl mit das erste, woran gespart wird.«

»Mag sein.«

»Würden also während einer Rezession nicht weniger Leute nach Las Vegas kommen und die Profite drastisch sinken?«

Ein kurzes Schweigen trat ein, als Cathy nervös mit dem Zahlenmaterial raschelte, das sie vor sich liegen hatte. »Sie haben vorhin selbst gesagt, Sie würden sich in diesem Geschäft nicht auskennen. Die Kenner sind sich darin einig, daß die Auswirkung einer Rezession auf die Glücksspielindustrie unerheblich ist. Es ist ja bekannt, daß das Glücksspiel während der Wirtschaftskrise der Dreißiger tatsächlich zunahm.«

Sie geriet aus dem Konzept, aber nachgeben würde sie gewiß nicht, also ließ ich es gut sein. »Ich habe noch eine zweite Frage: Wann immer man jemandem Geld leiht, ganz gleich, in welcher Branche er tätig ist, ist es wichtig, etwas über ihn zu wissen. Wem gehört das Tahiti?«

Cathy hatte damit wieder festeren Boden unter den Füßen und antwortete prompt: »Einem Mann namens Irwin Piper. Namhafter Investor an der Wall Street. Gilt allgemein als erfolgreich. Sein Kauf von Merton Electronics vor zehn Jahren war einer der größten Erfolge der Achtziger. In drei Jahren hat er sein Geld vervierfacht. Er war auch in der Vergangenheit schon an einer ganzen Reihe von Freizeitprojekten beteiligt und hat dabei viel Geld aus ihnen herausgeholt. Es lohnt sich, ihn zu stützen, glauben Sie mir.«

»Aha.« Ich stellte noch eine weitere Frage: »Steht Las Vegas aber nicht in dem Ruf, das organisierte Verbrechen anzulocken? Woher weiß ich denn, daß dieser Mann sauber ist?«

»Allein die Tatsache, daß er ein Spielcasino besitzt, macht noch keinen Gauner aus ihm«, sagte Cathy verächtlich. »Es stimmt zwar, daß es in den Fünfzigern und Sechzigern auch in Las Vegas Fälle von organisiertem Verbrechen gab, doch heute nimmt die Nevada State Gaming Commission die Leute sehr genau unter die Lupe, ehe sie ihnen die Lizenz erteilt, ein Spielcasino aufzumachen oder zu leiten. Wenn einer der Bewerber jemals in irgendwelche kriminellen Aktivitäten verwickelt oder dessen auch nur verdächtig war, wird die Kommission ihm keine Lizenz erteilen. Ich kann Ihnen versichern, daß Irwin Piper sauber ist.«

»Trotzdem, ich fühle mich nicht wohl, wenn ich jemandem Geld leihen soll, den ich noch nie gesehen habe«, sagte ich.

»Hören Sie, wenn Ihnen die gründlichen Nachfor-

schungen der Nevada State Gaming Commission nicht ausreichen, dann werden Sie nie zufriedenzustellen sein«, sagte Cathy bissig.

Das war aber nun wirklich nicht der richtige Ton! Schließlich war ich der Kunde. Und ich würde diese Anleihen nicht kaufen, ehe ich nicht völlig zufriedengestellt war, was den Eigentümer, sein Spielcasino und die ganze Branche betraf.

Cash spürte das. Er war nicht allein mit seiner Holzhammermethode zu Bloomfield Weiss' erstem Verkäufer geworden. Auf neue Junk-Bond-Emissionen entfallen die höchsten Provisionen, und Cash war gewillt, weite Wege zu gehen, um etwas an den Mann zu bringen, selbst wenn er nur eine vage Aussicht auf Erfolg hatte.

»Hören Sie, Paul. Wenn wir Ihnen befriedigende Antworten auf Ihre Fragen verschaffen, sind Sie dann an diesen Anleihen interessiert?«

»Ich würde schon noch ein bißchen darüber nachdenken müssen. Aber es bestehen gute Aussichten, daß ich kaufen würde, doch, ja«, sagte ich.

»Okay. Lassen Sie mich zweierlei vorschlagen: Erstens, Irwin Piper kommt in vierzehn Tagen nach London. Ich habe ihn bereits kennengelernt. Er ist ein toller Bursche. Vielleicht kann ich für Sie ein Treffen mit ihm vereinbaren. Trinken Sie ein Glas mit ihm. Wie finden Sie das?«

»Das wäre sehr nützlich. Danke.«

»Okay. Dann rufe ich Sie morgen an und sage Ihnen, wann und wo. Das andere, was mir einfällt, ist unsere jährliche Konferenz für Risikoanleihen. Sie wird Anfang September in Phoenix stattfinden. Am Ende der Konfe-

renz gibt es Gelegenheit, das Tahiti in Las Vegas zu besichtigen. Außerdem können Sie das Management einer Reihe anderer Unternehmen kennenlernen, die Hochzinsanleihen ausgeben. Hätten Sie nicht Lust, teilzunehmen? Es wird bestimmt interessant. Cathy und ich fahren hin.«

»Also, erst mal vielen Dank«, sagte ich. »Ich muß das zwar vorher mit Hamilton abklären, aber es klingt verlockend. Da werde ich dann ja wohl auch Gelegenheit haben, die Sparkasse kennenzulernen, von der Cathy vorhin gesprochen hat.«

Cashs blaue Schweinsäuglein blickten mich einen Augenblick forschend an. Dann hüstelte er unbehaglich und blickte auf seine gefalteten Hände nieder.

»Entschuldigung, versteh schon. Schweigepflicht gegenüber dem Kunden«, sagte ich, obwohl ich das keineswegs verstand.

Damit war die Besprechung beendet.

Sowie die Lifttür sich hinter Cash und Cathy geschlossen hatte, wandte Rob sich mir zu. »Mensch! Findest du sie nicht toll? Hast du schon mal solche Beine gesehen?«

An den Beinen konnte ich schwerlich etwas aussetzen. Wohl aber an dem ganzen Mädchen.

»Tu dir keinen Zwang an, Rob. Aber so was Arrogantes. Daneben wirkt ja selbst Cash wie 'ne Schmusekatze.«

»Du ärgerst dich bloß, weil sie dich so abgekanzelt hat«, sagte Rob. »Die kennt sich offensichtlich aus. Schön und dazu noch intelligent. Ich hab das sichere Gefühl, daß sie mich während der ganzen Besprechung angesehen hat. Ich glaube, ich rufe sie später an und frage sie, was sie heute abend vorhat.«

»Du hast doch wohl nicht alle Tassen im Schrank. Die wird dir was husten«, sagte ich. Aber ich wußte, es hatte keinen Zweck. Wenn es um Frauen ging, war Rob eindeutig nicht ganz bei sich, und er würde sich mit Genuß zum Teufel schicken lassen.

Als ich wieder zu meinem Schreibtisch hinüberging, rief Hamilton mich zu sich. »Wie ist es gelaufen?« fragte er.

»Ganz gut«, sagte ich. »Ich werde zwar noch einige Arbeit reinstecken müssen, aber gut möglich, daß wir am Ende mit dem Kredit ganz gut leben können.« Ich teilte ihm ein paar Einzelheiten unseres Gesprächs mit. »Es lohnt sich bestimmt, den Eigentümer kennenzulernen. Außerdem hat Cash mich zu einer Konferenz nach Phoenix eingeladen. Er sagt, da kämen eine ganze Reihe Unternehmen, die gegenwärtig Junk Bonds ausgeben. Was meinen Sie dazu?« Hamilton konnte knauserig sein, was Spesen betraf, und ich befürchtete, daß er ablehnen würde.

In diesem Fall irrte ich mich. »Dann fahren Sie wohl besser hin. Wir wollen schließlich in dem Bereich stärker einsteigen, und es wird die Sache sicher sehr vereinfachen, wenn Sie Leute und Materie besser kennenlernen. Und von anderen Investoren dort könnten Sie außerdem vielleicht auch noch dieses oder jenes erfahren. Es lohnt sich immer, Informationen zu sammeln.«

»Schön«, sagte ich. Die Vorstellung, nach Arizona zu fahren, reizte mich, obwohl ich mir nicht sicher war, ob es mir schmecken würde, auf längere Zeit Cashs Entgegenkommen und Cathys Belehrungen ausgesetzt zu sein.

»Und wenn Sie schon mal drüben sind, können Sie auch gleich noch in New York vorbeischauen und sehen, was da so los ist.«

»Ja, mache ich. Vielen Dank.«

Ich war zwar schon in New York gewesen, aber ich hatte noch nie eine der dort ansässigen Investmentbanken besucht. Ihre Trading Rooms waren legendär, das Zentrum der Finanzmärkte der Welt.

Ich kehrte an meinen Schreibtisch zurück und schlug die Tahiti-Dokumentation auf. Jetzt konnte ich Hilfe gebrauchen.

»Debbie?«

»Ja?«

»Fühlst du dich zum Arbeiten aufgelegt?«

»Nein.«

»Würdest du mir einen Riesengefallen tun?«

»Nein.«

»Sieh dir das hier doch mal an.« Ich schob ihr den Prospekt für das Tahiti zu. »Ich kümmere mich um die Zahlen, aber sag mir doch mal, was du von den Vertragsbestimmungen hältst.«

»Oh, toll, vielen Dank«, sagte sie und wies auf die Unmengen von Prospekten, von denen sie bereits umgeben war. »Das werde ich in die halbe Stunde zwischen Schlafengehen und Aufstehen quetschen.«

Doch bei all ihrem Gejammer wußte ich, daß sie ganze Arbeit leisten würde. Und wenn sie es auch niemals zugegeben hätte, machte sie sich doch mit sichtlicher Begeisterung an die Tahiti-Unterlagen.

»Ach, da fällt mir noch was ein«, sagte sie. »Hast du ge-

sehen, daß die Gypsum of America auf dreizehn Dollar steht? Nicht übel, wie?«

»Ganz und gar nicht übel.« Ich lächelte.

Unsere kleine Investition schien sich gut zu machen.

## 4

Ich war auf dem Weg nach Hause. Die Straße wurde holpriger, je weiter sie sich durch das Tal wand, in dem ich geboren war. Sanft abfallende Uferbänke gingen in steil aufragende Hänge über, ein Schottentuch aus kurzgeschorenem Gras, Farnkraut und Heide. Es hatte kurz vorher erst geregnet, doch die Wolken hatten sich aufgelöst und einen blaßblauen Himmel zurückgelassen. Das leuchtende Grün des Grases und der Farne funkelte im Sonnenlicht, selbst die üblichen strengen Trockenmauern strahlten wie Silberstreifen am Abhang. Diese Fahrt das Tal hinauf belebte mich jedesmal aufs neue, wie lange ich auch immer im Auto gehockt haben mochte.

Schließlich kam ich zu einer Einmündung mit einem Wegweiser, der geradewegs den Abhang hinaufzeigte und auf dem geschrieben stand: »Barthwaite 3«. Ich folgte ihm. Fünf Minuten später erreichte ich eine Hügelkuppe und blickte in das kleine Tal hinunter, in das sich das Dorf Barthwaite schmiegte. Ich fuhr, vorbei an den herben, grauen Feldsteinhäuschen, die hier und da durch Blumenkästen mit Geranien oder Lobelien etwas freundlicher wirkten, ins Tal hinab. Als ich an einem schmalen Weg vorbeikam, der zu einem großen Bauernhof führte,

wurde ich langsamer. Die Worte »Appletree Farm« waren deutlich lesbar auf das weiße Tor gemalt. Alles sah genau so gepflegt aus, wie es gewesen war, als ich als Kind dort lebte. Ein neuer Kuhstall, ein paar neue Maschinen, doch ansonsten war alles unverändert.

Ich fuhr durchs Dorf, überquerte das Flüßchen und fuhr auf der anderen Seite wieder den Berg hinauf. Vor dem letzten Häuschen, dort, wo das Dorf ins Moor überging, hielt ich. Ich durchquerte den schmalen Vorgarten voller Stockrosen, Lavendel, Rosen, Gladiolen und einer Unmenge farbenfroher Blumen, deren Namen ich nicht kannte, und schlug mit dem eisernen Klopfer an die Haustür, die von einem halben Dutzend hoher Fingerhutpfanzen flankiert wurde.

Im Nu stand die geschäftige kleine Gestalt meiner Mutter in der Türöffnung.

»Komm rein, komm rein«, sagte sie. »Setz dich. Wie war die Fahrt? Möchtest du eine Tasse Tee? Du mußt doch müde sein.«

Ich wurde ins Wohnzimmer gedrängt. »Warum setzt du dich nicht in Dads Sessel?« fragte meine Mutter, wie sie es immer tat. »Der ist doch so schön bequem.« Ich sank in den alten Ledersessel und war im Handumdrehen mit Milchbrötchen und Erdbeermarmelade versorgt, beides hausgemacht. Ich sagte etwas über den Garten, und für ein paar Minuten plauderten wir über die Pläne, die meine Mutter damit hatte. Als nächstes kam der Dorfklatsch an die Reihe, und ich wurde über die letzten skandalösen Taten von Mrs. Kirby ins Bild gesetzt. Dann kam eine lange Geschichte über die Schwierigkeiten, die

es meiner Schwester Linda bereitete, den richtigen Bezug für ihre Couchgarnitur zu finden, und schließlich erfolgte der übliche milde Tadel, weil ich so lange nicht bei Linda vorbeigeschaut hatte.

Meine Mutter saß während des Gesprächs nicht einen Augenblick still. Sie unterstrich jedes einzelne Wort mit ausgiebigen Gesten und stand etwa jede zweite Minute auf, um mir Tee nachzuschenken, irgend etwas im Zimmer zurechtzurücken oder in die Küche hinauszueilen und noch mehr Kekse zu holen. Ihr Gesicht war leicht gerötet, während sie in raschem Tempo immer weiter sprach. Sie war eine sehr tatkräftige Frau, die am Dorfleben großen Anteil nahm. Alle mochten sie. Ungeachtet ihres Hangs zur Betriebsamkeit war das meiste, das sie tat oder sagte, durch Güte oder echte Hilfsbereitschaft bestimmt. Und sie tat den Leuten immer noch leid. Siebzehn Jahre sind in einem abgelegenen Dorf keine lange Zeit.

Der Nachmittag verging aufs angenehmste. Dann sagte sie, als sie wieder einmal mit neuem Tee aus der Küche zurückkehrte: »Wenn dein Vater bloß schreiben würde. Er ist doch nun schon eine ganze Weile in Australien. Da würde man doch meinen, er schreibt mal. Er hat bestimmt längst eine schöne Schafffarm gefunden. Ich habe letzte Woche eine im Fernsehen gesehen, die für uns absolut das richtige wäre.«

»Er schreibt bestimmt bald. Jetzt laß uns mal rausgehen und den Garten ansehen«, sagte ich, bemüht, das Thema zu wechseln. Aber es war zwecklos.

»Ich finde das wirklich rücksichtslos von ihm. Ein paar

kurze Zeilen würden mir schließlich genügen. Ich weiß ja, daß es teuer ist, von so weit weg anzurufen. Hast du von ihm gehört?«

»Nein, Mum, leider nicht«, sagte ich.

Und das würde ich wohl auch nicht. Mein Vater war nicht nach Australien gegangen. Oder nach Argentinien oder Kanada, wie meine Mutter nun schon seit Jahren behauptete. Er war gestorben.

Es war passiert, als ich elf war, und obwohl ich es gar nicht richtig mit angesehen habe, wird mir das, was ich damals erlebt habe, nie aus dem Kopf gehen. Es hatte sich etwas im Mähdrescher verfangen, und er versuchte, ihn wieder flott zu bekommen. Ohne den Motor abzustellen. Ich kickte gerade einen Fußball gegen die Rückwand der Scheune, als ich über den Motorenlärm hinweg einen Schrei hörte, der abrupt abriß. Ich rannte um die Scheune herum und fand, was von meinem Vater übrig war.

Nach und nach bin ich über den Schock hinweggekommen. Meine Mutter jedoch nie. Sie hat sehr an meinem Vater gehangen und konnte sich mit seinem Tod nicht abfinden. Früh schon hat sie sich eine andere Welt geschaffen, eine, in der er noch am Leben war. Eine, in der sie es aushalten konnte.

Mein Vater war Pächter eines großen Hofes gewesen und hatte sich den Respekt sämtlicher Dorfbewohner erworben. Das erleichterte meiner Mutter, meiner älteren Schwester und mir das Leben. Lord Mablethorpe, dem das Land gehörte, hatte immer viel Zeit auf unserem Hof verbracht und regelmäßig mit meinem Vater erörtert, mit welchen Mitteln man den Ertrag weiter steigern konnte.

Sie wurden enge Freunde. Als mein Vater starb, überließ Lord Mablethorpe uns eines seiner Häuschen und sagte meiner Mutter lebenslängliches Wohnrecht zu. Mein Vater hatte eine großzügige Lebensversicherung abgeschlossen, von der wir leben konnten, und die Nachbarn waren alle nett und hilfsbereit.

Mein Vater war ein tüchtiger Mann gewesen. Ich wußte das, weil man es mir immer wieder gesagt hatte. In meiner Erinnerung war er ein großer, grimmig blickender Mann mit einem ausgeprägten Gefühl für Recht und Unrecht. Ich bemühte mich immer, es ihm recht zu machen, und gewöhnlich gelang es mir auch. Wenn ich seine Erwartungen aber nicht erfüllte, war die Hölle los. Einmal war ich am Ende des Schuljahrs mit einem Zeugnis nach Hause gekommen, worin gerügt wurde, daß ich in der Klasse herumalberte. Nie werde ich den Vortrag meines Vaters über die Bedeutung des Lernens vergessen. Im nächsten Schuljahr war ich Klassenbester.

Sein Tod und das Leid, das dieser Tod meiner Mutter bereitete, schienen so unfair, so ungerecht zu sein. Ich litt unsäglich unter meiner Unfähigkeit, etwas dagegen zu unternehmen. Es machte mich wütend.

Damals fing ich zu laufen an. Ich rannte meilenweit über die Hügel und trieb mich bis an die Grenze dessen, was meine kleinen Lungen zu leisten vermochten. Ich kämpfte mich durch den kalten Wind und die Düsternis des Yorkshire-Winters und suchte Trost im einsamen Kampf gegen die Moore.

Außerdem bemühte ich mich sehr in der Schule, entschlossen, dem gerecht zu werden, was mein Vater mei-

ner Vorstellung nach von mir erwartet hätte. Auf die Weise kämpfte ich mich nach Cambridge durch. Obwohl ich viel Zeit auf die Leichtathletik verwendete, legte ich ein respektables Examen ab. Bei meinem Olympiatraining dann wurden mir Entschlossenheit und Siegeswillen zur Gewohnheit. Es wäre falsch zu behaupten, daß ich mich nur für meinen Vater bis zu Medallenehren angetrieben habe. Aber insgeheim hoffte ich wohl, daß er mich sehen würde, wie ich über die Ziellinie lief.

Meine Mutter hat sich mit meinen Ambitionen nie anfreunden können. Wo mein Vater nun »weg« war, wünschte sie sich, daß meine Schwester einen Bauern aus dem Dorf heiraten und ich auf das Landwirtschaftscollege gehen würde, um mich um den Hof kümmern zu können. Meine Schwester war ihrem Wunsch gefolgt, ich jedoch nicht. Nach dem Unfall konnte ich den Gedanken an die Landwirtschaft nicht mehr ertragen. Um sich ihre Welt wohnlicher zu gestalten, entschied meine Mutter jedoch ganz für sich, daß ich in London Agrarwissenschaften studierte. Anfangs versuchte ich, ihr zu widersprechen, doch sie hörte nicht zu, also gab ich es auf. Sie war zwar stolz auf meine Wettkampferfolge, machte sich aber ständig Sorgen, daß sie meinem Studium hinderlich sein könnten.

»Es ist ein schöner Nachmittag«, sagte ich und versuchte erneut, das Thema zu wechseln. »Machen wir doch einen Spaziergang.«

Wir verließen das Häuschen und hielten uns hügelauflärts. Meine Mutter lief viel, und so waren wir bald auf dem Sattel zwischen unserem und dem nächsten Tal.

Wir blickten auf Helmby Hall hinab, ein streng wirkendes Herrenhaus, das ein früherer Lord Mablethorpe zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts von den Erträgen seiner Tuchfabrik erbaut hatte.

Meine Mutter blieb stehen und schöpfte Atem. »Ach, das habe ich dir ja noch gar nicht erzählt, oder? Lord Mablethorpe ist letzten Monat gestorben. Schlaganfall. Dein Vater wird traurig sein, wenn er das hört.«

»Das tut mir leid«, sagte ich.

»Mir auch. Er war immer sehr gut zu mir. Und zu vielen anderen Leuten im Dorf.«

»Heißt das, daß sein Trottel von Sohn Helmby Hall übernommen hat?«

»Paul, also wirklich! Er ist doch kein Trottel, sondern ein reizender junger Mann. Er arbeitet in einer Bank in London, glaube ich. Wie ich gehört habe, hält er sich immer noch überwiegend in London auf. Er kommt nur am Wochenende her oder so.«

»Na schön, je weniger er mit Barthwaite zu tun hat, desto besser. Hat Mrs. Kirby ihn schon kennengelernt? Ich wüßte ja gern, was sie von ihm hält«, fragte ich ganz unschuldig.

Sie lachte. »Selbst das würde ich ihr zutrauen!«

Etwa um sieben kehrten wir nach Hause zurück, müde zwar, aber zufrieden über den gemeinsam verbrachten Tag.

Dann, ich stieg gerade in den Wagen, um nach London zurückzufahren, sagte sie: »Und daß du nur tüchtig studierst, Junge. Dein Vater hat mir, ehe er abfuhr, gesagt, er sei überzeugt, du würdest später mal ein guter Landwirt,

und ich bin sicher, du wirst beweisen, wie recht er damit hatte.«

Ich fuhr in der Stimmung nach Hause, in der ich so oft nach Besuchen bei meiner Mutter war, traurig und wütend über die Ungerechtigkeit von Leben und Tod.

Am Montag saß ich schon in aller Frühe an meinem Schreibtisch, als Rob eintraf, ein riesiges Grinsen auf dem Gesicht. Ich kannte dieses Grinsen seit langem. Er war wieder mal verliebt, und die Dinge standen gut für ihn.

»Okay, was ist passiert?«

Er brannte darauf, mir alles zu erzählen. »Na ja, ich habe Cathy gestern angerufen und sie überredet, mit mir auszugehen. Erst hat sie alle möglichen Ausflüchte gemacht, aber die habe ich nicht gelten lassen. Schließlich mußte sie nachgeben, und wir sind in einen Film gegangen, den sie angeblich schon seit Jahren sehen wollte. Es war so ein französisches Zeug, von Truffaut. Ich fand ihn ungeheuer langweilig und habe völlig den Faden verloren, aber sie klebte förmlich an der Leinwand. Hinterher waren wir essen. Wir haben stundenlang geredet. Sie scheint mich wirklich in einer Weise zu verstehen wie noch keine zuvor.«

Oder jedenfalls keine seit Claire im letzten Monat und Sophie vor drei Monaten, dachte ich. Rob konnte ziemlich in Fahrt geraten, wenn er Frauen sein Herz ausschüttete. Das Ulkige war, daß auch die Frauen dann oft in Fahrt gerieten. Cathy hatte ich allerdings nicht als so leichte Beute eingestuft.

»Und was ist dann passiert?«

»Nichts.« Rob lächelte. »Sie ist ein anständiges Mäd-

chen. Keine, die es gleich bei der ersten Verabredung auf so was anlegt. Aber ich sehe sie Samstag wieder. Ich will mit ihr zum Segeln.«

»Viel Glück«, sagte ich. Die Sache ließ sich genauso an wie Robs andere Affären. Im Moment ist er in dem Stadion, wo er sie auf ein Podest hebt, dachte ich. Trotzdem mußte man den Hut vor ihm ziehen. Er schien imstande, noch die härteste Nuß zu knacken.

Ein Lämpchen an meinem Board leuchtete auf. Es war Cash.

»Ich hätte da ein paar Dinge«, fing er an. »Erstens, kommen Sie zu unserer Konferenz?«

»Ja, ich komme sehr gern. Danke«, sagte ich.

»Gut«, sagte Cash. »Und ich verspreche, ich werde ein Treffen mit Irwin Piper arrangieren, wenn er hier ist. Jetzt habe ich aber noch einen weiteren Vorschlag: Würden Sie als Guest von Bloomfield Weiss nach Henley kommen wollen? Die Firma hat dort jedes Jahr ein Zelt, und angeblich ist es ein Riesenspaß. Cathy und ich werden auch da sein. Bringen Sie ruhig noch jemanden aus Ihrem Büro mit, wenn Sie möchten.«

Meine Laune sank auf den Tiefpunkt. Rudern interessierte mich nicht. Und diese Art von Betriebsausflügen erst recht nicht. Da mußte man doch nur mit einem Haufen Menschen, die man nicht kannte und auch nicht kennenlernen wollte, ununterbrochen trinken. Das einzige Gute daran war, daß kein Mensch sich im mindesten um das Rudern scherte. Ich hatte das Nein schon auf der Zunge, aber es war schwierig, Cash etwas abzuschlagen. Also ...

»Gute Idee. Ich muß aber erst noch nachsehen, ob ich an dem Wochenende nicht schon was vor habe. Ich sage Ihnen dann Bescheid.«

»Okay. Rufen Sie mich zurück.«

Ich legte auf. Überströmend herzlicher Amerikaner trifft auf höflichen Engländer – und keinem gefällt das Ergebnis so recht, dachte ich. Ich verspürte leise Gewissensbisse.

»Was gibt's denn?« fragte Rob.

»Ich bin von Bloomfield Weiss nach Henley eingeladen worden, und mir ist nicht recht wohl dabei, einfach abzulehnen.«

Rob machte einen langen Hals. »Bloomfield Weiss, ja? Wird Cathy auch dort sein?«

»Natürlich.«

»Na, also ich finde, du solltest hinfahren. Und mich natürlich mitnehmen.«

Ich sträubte mich, aber es war zwecklos. Den vereinten Überredungskünsten von Rob und Cash war ich nicht gewachsen. Ich rief Cash zurück und erklärte, ich käme mit Vergnügen und würde Rob mitbringen.

Ich saß an meinem Schreibtisch, verfolgte, wie der Markt sich durch die Sommerflaute quälte, und Debbie war mir dabei eine wahre Stütze. Ich fühlte mich gelangweilt und gereizt. Debbie hingegen schien hoch zufrieden mit der Situation. Ich beobachtete, wie sie sich durch das Kreuzworträtsel der Financial Times arbeitete. Ich hatte alle Mühe, etwas zu tun zu finden. Ich nahm unsere Portfolios unter die Lupe und hoffte auf zündende Einfälle. Ein

oder zwei Anleihen hatten ein NV hinter dem Namen stehen. Das erinnerte mich an etwas.

»Debbie?«

»Nicht jetzt, du siehst doch, daß ich zu tun habe«, sagte sie.

»Hast du die Emissionen von den Niederländischen Antillen überprüft? Müssen wir uns nun wegen der möglichen Veränderungen des Steuerabkommens Sorgen machen oder nicht?«

Debbie legte ihre Zeitung hin. »Stell dir vor, ich hab was getan.« Sie zeigte auf einen Stapel Prospekte. »Ich habe unsere gesamten Portfolios überprüft, und wir stehen gut da. Keine von unseren Anleihen ist betroffen. Die einzigen Emissionen von den Niederländischen Antillen, die wir halten, sind unter 100 notiert, so daß wir daran verdienen, falls sie zu pari abgerufen werden.«

»Das ist beruhigend. Gut gemacht. Vielen Dank für die viele Arbeit«, sagte ich.

»Warte doch erst mal ab! Was die steuerrechtliche Seite angeht, mögen wir gut dastehen, aber ich bin da über eine Anleihe gestolpert, die mir nicht koscher vorkommt, und zwar ganz und gar nicht.«

»Laß hören.«

Sie legte einen Prospekt vor mich hin. Ich überflog ihn. Auf der Umschlagseite stand in kühnen Lettern: »Tremont Capital NV hypothekarisch abgesicherte Schuldverschreibungen 8 Prozent, Laufzeit 15. Juni 2001«, und darunter in etwas kleinerer Schrift: »Verbürgt von der Honshu Bank Ltd.« Darunter wiederum stand: »Konsortialführer Bloomfield Weiss«.

»Und? Was stimmt damit nicht?«

»Es ist schwierig, das genau zu sagen«, fing Debbie an. Dann setzte sie sich kerzengerade auf. »Herrje! Hast du das gesehen?«

»Was denn?«

»Bei Reuters!« Sie las von ihrem Bildschirm ab:  
»Gypsum Company of America teilt mit, ein Kaufangebot der DGB angenommen zu haben ...« Wer ist denn die DGB, um Gottes willen?«

»Ich glaube, eine deutsche Zementfabrik«, sagte ich.  
»Wir hatten recht. Da war was im Gange.«

Die Leitungen bei mir begannen aufzuleuchten. Ich bediente eine davon. Es war David Barratt.

»Haben Sie gesehen, daß die DGB Gypsum ein Kaufangebot gemacht hat?«

»Ja«, sagte ich. »Reuters meint ja wohl, daß es sich um eine freundliche Übernahme handelt. Gibt es irgendeinen Grund, weshalb das Angebot nicht angenommen werden könnte?«

»Ich glaube nicht«, sagte David. »Die DGB hatte keinerlei Operationen in den USA laufen, also wird es auch keine Anti-Trust-Probleme geben.«

»Wie sieht's denn mit der Kreditwürdigkeit der DGB aus?« fragte ich.

Wenn die DGB eine gute Bonität hatte, würde sich das Risiko für unsere Gypsum-Anleihen wesentlich verringern. Der Anleihenkurs würde in die Höhe schnellen.

»Doppel A Minus«, sagte David. Er war der reinste Computer, wenn es um Einzelheiten noch der obskursten Unternehmen ging. »Warten Sie, mein Trader ruft et-

was.« Ich konnte beträchtlichen Lärm im Hintergrund mithören. »Er sagt, die DGB finanziert die Übernahme mit Bargeld und durch die Ausgabe neuer Aktien. Das sollte der Kreditwürdigkeit nicht schaden.«

»Wo steht der Anleihenkurs denn im Moment?« fragte ich.

»Warten Sie.« Einen Augenblick später war er wieder dran. »Geboten sind 95. Wollen Sie Ihre zwei Millionen verkaufen?«

Ich überlegte einen Augenblick. Fünfundneunzig war zu niedrig. »Nein, danke. Das Angebot muß höher liegen. Geben Sie mir Bescheid, wenn sie raufgehen.«

Ich legte auf und rief zu Debbie hinüber. »Was Neues?«

»Alles ist hinter diesen Gypsums her. Bloomfield Weiss bietet 97. Ich habe gerade Claire am Apparat. Sie bietet 97½. Soll ich verkaufen?«

Ich tippte auf meinem Tischrechner herum. Meinem Überschlag nach sollten wir es schaffen, 98¼ zu kriegen. »Nein, warte noch.«

»Nehmen wir doch einfach den Gewinn mit«, meinte Debbie.

»Nein, die Dinger sind noch einen Dreiviertelpunkt mehr wert.«

»So was von gierig.«

Wir sprachen noch mit drei weiteren Händlern, aber keiner bot mehr als 97½. Ich war nahe dran, es aufzugeben, als Karen rief: »Debbie, die Leipziger Bank auf vier!«

»Wer, zum Teufel, ist denn die Leipziger Bank?« fragte Debbie. »Wimmel sie ab, wir sind beschäftigt.«

Leipziger Bank? Weshalb sollten die uns wohl sprechen wollen, fragte ich mich. »Ich spreche mit ihnen, Karen«, rief ich.

»Guten Morgen. Günter am Apparat. Na, wie sieht's bei Ihnen aus? Haben Sie auch so schönes Wetter?«

»Guten Morgen«, sagte ich. Los, Günter, komm zur Sache.

Nach ein paar weiteren höflichen Redensarten fragte dieser Günter, ob ich von einer Anleihe der Gypsum Company of America gehört hätte.

»Wie es sich so trifft, habe ich zufällig zweieinhalb Millionen von der Anleihe.«

»Ah, gut. Mein Händler bietet 96. Das ist, glaube ich, ein sehr gutes Angebot.«

Ein mieses Angebot, wenigstens zwei Punkte unter dem Markt! »Hören Sie, Herr Günter«, sagte ich. »Mein Kollege spricht auf der anderen Leitung und will die Anleihen gerade einem unserer alten Freunde für 99 verkaufen. Wenn Sie mir auf der Stelle  $99\frac{1}{2}$  bieten, verkaufe ich sie Ihnen. Sonst gucken Sie in die Röhre.«

»Kann ich eine Stunde haben, um das zu klären?« fragte Günter erschüttert.

»Sie haben genau fünfzehn Sekunden.«

Schweigen. Ich sah auf die Uhr. Nach dreizehn Sekunden war Günter wieder am Apparat. »Also gut. Wir kaufen zweieinhalb Millionen Gypsum of America 9 Prozent von 1995 zu  $99\frac{1}{2}$ .«

»Sie haben sie«, sagte ich.

»Danke«, sagte Günter. »Ich würde mich freuen, in Zukunft häufiger mit Ihnen Geschäfte zu machen.«

Da kannst du lange warten, dachte ich, während ich auflegte.

»Wie um Himmels willen hast du ihn bloß dazu gekriegt, 99½ zu zahlen?« fragte Debbie.

»Denk doch mal nach! Eine Klitsche wie die Leipziger Bank will diese Anleihen kaufen. Also ist sie doch wahrscheinlich die Hausbank der DGB. Das ist der einzige mögliche Grund. Und wenn die DGB so versessen darauf ist, die Gypsum-Anleihe zu kaufen, dann können sie es sich auch leisten, dafür zu bezahlen. Aber ist es zu glauben, daß der Knabe bloß 96 bietet, wenn er bereit ist, 99½ zu zahlen? Erinnere mich daran, daß ich mit denen keine Geschäfte mehr mache.«

»Wieviel haben wir denn nun?« fragte Debbie.

»Wir haben die zwei Millionen für 82 gekauft und sie mit 17½ Punkten Gewinn verkauft«, sagte ich. »Das sind dreihundertfünfzigtausend Dollar, die wir verdient haben. Nicht schlecht. Und wir sind unsere ursprüngliche Halbe-Million-Position losgeworden. Wo unsere Aktien wohl stehen werden, wenn New York reinkommt?«

Debbie sah nachdenklich aus.

»Was ist denn los?«

»Jemand muß von der Übernahme gewußt haben«, sagte sie.

»Selbstverständlich. Irgendwer weiß immer was. So ist der Lauf der Welt.«

»Vielleicht hätten wir die Aktien nicht kaufen sollen«, sagte Debbie.

»Wieso denn nicht? Wir hatten doch keine Ahnung,

daß eine Übernahme bevorstand. Wir haben es nur erraten. Wir haben keinerlei Vorschriften gebrochen.«

»Aber irgendwer wußte davon. Warum sonst hätte die Aktie so nach oben schießen sollen?«

»Hör mal«, sagte ich. »Du bist hier für die Aufsicht zuständig. Du kennst die Vorschriften. Haben wir eine gebrochen?«

Debbie dachte nach. »Technisch gesehen wohl nicht«, meinte sie.

»Gut. Und nun gib mir ein paar Formulare rüber, damit ich diesen Abschluß eintragen kann.«

Der nächste Tag, ein Mittwoch, war zum Auswachsen. Ich sollte einen Bericht für einen Kunden anfertigen und hatte ernsthaft Mühe damit, die Unternehmenszahlen, die in der Verwaltung zusammengestellt worden waren, mit dem in Einklang zu bringen, was wir meiner Kenntnis nach erreicht hatten. Ich verbrachte zwei Nachmittagsstunden damit, auf die immer gleichen Zahlenreihen zu stieren, ehe ich den Fehler entdeckte, der mir schon die ganze Zeit über hätte ins Auge springen müssen. Ich verfluchte mich für meine Begriffsstutzigkeit und ging in die Verwaltung, um auf den Fehler hinzuweisen. Jetzt würde es Stunden in Anspruch nehmen, ihn auszubügeln, und angesichts der ständigen Unterbrechungen durch Verkäufer konnte ich von Glück sagen, wenn ich vor Mitternacht aus dem Büro kam. Debbie bot mir ihre Hilfe an, und ich ging dankbar darauf ein. Trotzdem war es bereits acht, als wir fertig wurden.

Ich legte Karen den Bericht auf den Schreibtisch, damit

er gleich als erstes am nächsten Morgen rausging. Debbie und ich sahen einander an. »Einen Drink?« fragte sie.

»Irgendwie habe ich geahnt, daß du das vorschlagen würdest«, sagte ich. »Wohin wollen wir gehen?«

»Warst du schon mal auf dem Schiff auf der Themse? Du weißt schon, dem bei der U-Bahn Temple.«

»Von mir aus gern«, sagte ich. »Ich hole nur eben meine Aktenmappe.«

»Ach, deine alberne Tasche!« sagte Debbie. »Du nimmst sie ja doch nur mit nach Hause, um sie ungeöffnet wieder herzutragen, stimmt's?«

»Äh, na ja ...«

»Komm schon!«

Ich blickte mich im Büro um. Rob und Hamilton waren noch da. Hamilton sah ganze Stöße von Unterlagen durch, und Rob fingerte an seinem Computer herum. Es war keineswegs überraschend, Hamilton zu dieser vorgrückten Stunde noch bei der Arbeit zu sehen, Rob hingegen war nach sechs Uhr ein eher seltener Anblick. Es dämmerte, und die rote Abendsonne schoß ihre Strahlen in den Raum und trieb ein breites orangefarbenes Band zwischen Stadt und Himmel, die beide aus drohenden Umrissen aus Grau und Schwarz bestanden.

»Es wird ein Gewitter geben«, sagte ich.

»Ach, nun komm endlich.«

Wir erreichten das Schiff gerade noch, ehe es zu regnen begann. Wir setzten uns an einen Tisch und schauten auf die graue Themse hinaus, die mit der einlaufenden Flut flußaufwärts auf Westminster zurauschte. Gewaltige Strudel wirbelten um die Pfähle, die gleich neben dem Schiff

ins Flußbett getrieben waren. Der Mensch mochte ja im stande sein, Kaimauern und raffinierte Barrieren zu erbauen, um die Fluten einzudämmen oder zu kanalisieren, aber er konnte nichts tun, um sie gänzlich aufzuhalten.

In diesem Moment fing der Regen an auf das Wasser zu peitschen, so daß Fluß, Stadt und Himmel sich in der anbrechenden Dunkelheit verwischten. Wind war aufgekommen, und das Schiff begann sanft zu schwanken und zu ächzen.

»Brrr.« Debbie erschauerte. »Wenn man sich vorstellt, daß wir Sommer haben. Allerdings, hier drin ist es ziemlich gemütlich.«

Ich sah mich um. Die lackierten hölzernen Wandverkleidungen waren sanft erleuchtet. An den Tischen, die sich zu beiden Seiten der Kabine entlangzogen, saßen verschiedene Gruppchen von Leuten und an einem Ende eine größere Runde von Zechern. Das Schwanken und Ächzen des Schiffes, das Gemurmel entspannten Geplauders und die feuchte, warme Luft im Raum sorgten für eine behagliche Atmosphäre.

Wir bestellten eine Flasche Sancerre. Der Kellner kehrte umgehend damit zurück und goß uns ein. Ich prostete Debbie zu. »Cheers«, sagte ich. »Danke für die Hilfe heute abend. Ich wäre immer noch im Büro, wenn du nicht mitgeholfen hättest.«

»Keine Ursache«, sagte Debbie und trank einen Schluck. »Da siehst du mal, ich bin eben doch nicht die faule Trine, als die ich immer dastehe.«

»Ich bin sicher, Hamilton ist das nicht entgangen.«

»Ach, der kann mich mal. Ich habe das nur gemacht,

weil du den ganzen Tag so unglücklich ausgesehen hast. Ich bin ja richtig rot geworden, als ich dich über deine Zahlenkolonnen habe fluchen hören.«

»Na, jedenfalls danke«, sagte ich. Ich hielt es für höchst unwahrscheinlich, daß aus meinem Mund irgend etwas kommen konnte, das Debbie zum Erröten brachte, auch wenn ihre runden Wangen in der dampfenden, alkoholgeschwängerten Atmosphäre bei näherem Hinsehen bald schon zu glühen begannen.

»Du scheinst in letzter Zeit von krankhaftem Arbeitseifer besessen zu sein. Dir fehlt doch nichts?« Debbie hatte den ganzen Tag über ihren Tisch gebeugt dagesessen.

»Nun aber wirklich! Du warst doch schließlich derjenige, der mir die ganzen Prospekte zu lesen gegeben hat, heißen Dank.« Sie runzelte die Stirn. »Da gibt es allerdings ein paar Dinge, die mich beunruhigen. Und zwar ziemlich.«

Meine Neugier war geweckt. »Und zwar?«

Debbie überlegte einen Augenblick, schüttelte dann aber den Kopf. »Ach, vergiß es. Ich habe heute schon genug Zeit damit verbracht, über diese verdammten Prospekte nachzугrübeln, das kann bis morgen warten. Wir werden noch früh genug Gelegenheit haben, darüber zu sprechen.«

Man sah ihr an, daß sie sich wegen irgend etwas Sorgen machte, und da sie sonst nichts so leicht zu erschüttern schien, mußte es etwas Wichtiges sein. Aber sie wollte wohl jetzt nicht darüber sprechen, also wechselte ich das Thema. »Du kennst doch ein paar von den Händlern bei Bloomfield Weiss?«

»Ja, warum?«

»Kennst du auch den, der die Gypsums macht?«

»Ja, Joe Finlay. Er ist für das gesamte Geschäft von Bloomfield Weiss mit US-Unternehmen zuständig. Und er ist sehr tüchtig. Angeblich ist er sogar der Beste auf seinem Gebiet und macht Monat für Monat eine Menge Geld. Die Händler von fast allen Häusern versuchen ständig, ihn bei Laune zu halten.«

»Wieso das?«

»Er ist ein absoluter Scheißkerl.« Debbie sagte das mit solcher Gewißheit, daß ich folgerte, sie sei aus persönlicher Erfahrung zu diesem Schluß gelangt. Aber da war etwas in ihrem Tonfall, das mich davon abhielt, sie eingehender zu befragen.

»Ist er ehrlich?«

Debbie lachte. »Ein Händler von Bloomfield Weiss! Das würde ich doch für höchst unwahrscheinlich halten, du etwa nicht? Warum fragst du?«

»Ich habe mich nur gefragt, weshalb Bloomfield Weiss so kurz vor der Ankündigung der Übernahme ein solches Interesse an den Anleihen gezeigt hat.«

»Du meinst, Joe könnte davon gewußt haben? Das würde mich keineswegs überraschen.«

Ich goß uns Wein nach. »Was hast du eigentlich mit deinen Gewinnen aus den Gypsums vor?« fragte Debbie jetzt.

»Du meinst, aus den Aktien, die wir gekauft haben? Ich weiß nicht. Ich werde sie wohl einfach auf die hohe Kante legen.«

»Wofür denn? Für Schlechtwetterzeiten?« sagte Debbie und wies mit dem Kinn auf den heftigen Regen draußen.

Ich lächelte und kam mir albern vor. »Na ja, wofür soll ich das Geld schon ausgeben? Meine Wohnung ist vollkommen ausreichend. De Jong stellt mir einen Wagen. Und wie es aussieht, werde ich für Urlaub in nächster Zukunft sowieso keine Zeit haben.«

»Was du brauchst, ist eine kostspielige Freundin«, meinte Debbie. »Eine, an die du deine krummen Gewinne verschwenden kannst.«

»So eine ist nur leider augenblicklich nicht greifbar.«

»Was, ein akzeptabler junger Finanzier wie du? Ich fasste es nicht«, sagte Debbie in gespieltem Erstaunen. »Na gut, du bist ein bißchen dürr, und die Nase da ließe sich auch verbessern. Und seit deinem letzten Haarschnitt ist sicher auch schon eine Weile vergangen ... Trotzdem sehe ich nicht so ganz, wo dein Problem liegt.«

»Danke für den Zuspruch. Ich weiß nicht, ich scheine einfach nicht die nötige Zeit zu haben.«

»Zuviel Arbeit?«

»Zuviel Arbeit, zuviel Laufen.«

»Typisch. Bist du am Ende mit deiner Arbeit verheiratet?«

»Das wäre nicht das Schlechteste«, sagte ich lächelnd.

»Ach, nein? Erzähl mir mehr«, sagte Debbie und beugte sich vor. Die Neugier blitzte ihr aus den Augen.

»Das geht dich gar nichts an.«

»Selbstverständlich nicht. Aber erzähl schon.«

Ihre strahlenden Blicke tanzten über mein Gesicht, als sie so über den Tisch gebeugt dasaß und mich anbettelte, doch den Mund aufzumachen. Obwohl es mir widerstrebe, mochte ich sie nicht enttäuschen.

»Na ja, da gab es ein Mädchen an der Universität, Jane hieß sie«, sagte ich. »Sie war sehr nett. Sehr geduldig.«

»Geduldig?«

»Ja. Ich war doch fast ständig beim Training. Ich bin pro Woche mindestens vierzig Meilen gelaufen, und dazu kamen noch Kraft- und Sprinttraining. Und dann wollte ich auch noch einen guten Abschluß machen. Für anderes blieb da nicht viel Zeit.«

»Und sie hat das ausgehalten?«

»Eine Weile. Sie war in der Hinsicht wirklich fabelhaft. Sie kam immer zu den Rennen, und manchmal sah sie mir sogar beim Training zu.«

»Sie muß ja ziemlich verknallt in dich gewesen sein«, sagte Debbie.

»War sie vermutlich auch. Aber schließlich reichte es ihr. Entweder meine Lauferei oder sie. Rate mal, was ich gewählt habe.«

»Die Arme.«

»Ach, ich weiß nicht. Sie war besser dran ohne mich. Zwei Monate später hat sie ihren Martin kennengelernt, und ein Jahr später waren sie verheiratet. Sie hat inzwischen wahrscheinlich drei Kinder und ist sehr glücklich.«

»Und danach gab es keine mehr?«

»Eine oder zwei. Aber das ging nie lange.« Ich seufzte. Jede Beziehung, die ich eingegangen war, war alsbald zu einem Kampf um meine Lauferei geworden. Zuweilen bedauerte ich das zwar, aber das war nun mal der Preis für meine Olympiateilnahme. Am Ende war ich stets bereit, ihn zu bezahlen.

»Und was kann dich jetzt noch hindern?«

»Hindern woran?«

»Na, dir eine Freundin zu suchen.«

»Also, man kann ja nun nicht losgehen und sich eine nehmen, einfach so«, widersprach ich. »Ich meine, so einfach ist das doch nicht. Im übrigen fehlt mir dazu immer noch die Zeit bei all der Arbeit und was weiß ich.«

Debbie lachte. »Das könntest du doch bestimmt irgendwo dienstags und donnerstags zwischen neun und neun Uhr dreißig dazwischenschieben. Das sollte doch wohl ausreichen, oder?«

Ich zuckte mit den Achseln und grinste. »Du hast ja recht. Ich bin einfach nur aus der Übung. Ich werde dem Problem umgehend zu Leibe rücken. Heute in einer Woche werde ich dir drei Frauen zur Inspektion vorführen.«

Wir leerten die Flasche bis auf den letzten Tropfen, teilten uns die Rechnung und standen auf, um dem Wind und dem Regen draußen zu trotzen. Wir liefen die überdachte Gangway hinunter, die über dem kabbeligen Wasser schwankte, und standen auf dem Bürgersteig unter der Markise. Keiner von uns beiden hatte einen Mantel oder einen Schirm dabei.

Wir standen da und starrten ratlos in die kalte, nasse Nacht, als ein Mann an uns vorbeidrängte. Er blieb einen Augenblick vor Debbie stehen, fuhr blitzschnell mit der Hand zu ihrer Bluse hoch und kniff sie. »Na, vermißt du mich, Schätzchen?« fragte er und lachte zynisch. Für den Bruchteil einer Sekunde wandte er sich mir zu, sah mich aus seltsam durchsichtigen blauen Augen an, ein falsches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, und dann verschwand er in den Regen hinaus.

Einen Augenblick stand ich reglos vor Überraschung. Meine Reflexe waren vom Wein verlangsamt. Und als ich dann in den Regen hinausstürzen wollte, um ihn mir zu greifen, packte Debbie mich beim Ärmel. »Nicht, Paul! Laß das!«

»Aber was erlaubt der sich!« sagte ich und zögerte, da Debbie mich immer noch am Arm festhielt.

»Bitte, Paul. Kümmere dich nicht darum. Bitte.«

Ich sah in die Finsternis, doch der Mann war bereits verschwunden. Debbies Miene war flehend und ausnahmsweise einmal todernst. Sie hatte Angst.

Ich zuckte mit den Achseln und trat wieder in den Schutz der Markise. Nach den wenigen Sekunden im Regen draußen war ich bereits völlig durchnäßt.

»Wer war das bloß, verdammt?«

»Frag nicht.«

»Aber das kann der doch nicht einfach so mit dir machen.«

»Hör auf, Paul. Bitte. Laß es einfach auf sich beruhen. Bitte!«

»Okay, okay. Dann laß uns mal ein Taxi für dich suchen.«

Angesichts des Regens konnte es nicht überraschen, daß keine Taxis auftauchten, und nach fünf Minuten eigneten wir uns, zur U-Bahn zu laufen. Debbie rannte los in Richtung Embankment, ich zum U-Bahnhof Temple.

Während die Circle Line auf ihrer endlosen Fahrt westwärts fuhr, dachte ich über den Mann nach, der Debbie unter meinen Augen betatscht hatte. Wer konnte das nur gewesen sein? Ein ehemaliger Liebhaber? Ein früherer Ar-

beitskollege? Ein völlig Fremder? Ein Betrunkener? Ich hatte keine Ahnung. Und ich hatte auch keine Ahnung, weshalb Debbie plötzlich so verschlossen gewesen war. Dabei hatte sie eher verängstigt als entsetzt oder beleidigt ausgesehen. Sehr seltsam.

Ich hatte mir den Mann in dem Augenblick, als er sich mir zuwandte, ziemlich genau angesehen. Er war dürr und drahtig, etwa Mitte Dreißig und trug einen unauffälligen grauen Anzug. Seine Augen hatte ich immer noch vor mir. Blaßblau, tot, mit Pupillen, die wirkten wie unsichtbare Nadelstiche. Ich erschauerte.

Der Zug hielt in der Victoria Station. Eine Menschenmenge drängte hinaus, und ein oder zwei Leute stiegen ein. Als der Zug ruckend wieder anfuhr, überließ ich mich meinen Gedanken. Ich versuchte zwar, die Zeitung des alten Mannes mir gegenüber zu lesen, aber ich konnte die Schrift nicht richtig erkennen. Das Gespräch über meine Freundinnen oder vielmehr deren Nichtvorhandensein, das ich mit Debbie geführt hatte, kam mir wieder in den Sinn. Ich hatte mich während der letzten Jahre einfach nicht bemüht, was Frauen betraf. Es ging nicht darum, daß ich etwas gegen weibliche Gesellschaft hatte, weit gefehlt. Es war nur so, daß so viele Beziehungen mit hochfliegenden Erwartungen begonnen hatten, um bald schon mit der enttäuschenden Erkenntnis zu enden, daß sich wieder mal alles nicht gelohnt hatte. Tja, wahrscheinlich sollte ich daran etwas ändern. Debbie hatte recht, so erfolgsbesessen ich bei meiner Arbeit auch sein mochte, es mußte auch noch Zeit für andere Dinge geben!

Plötzlich mußte ich lächeln. Debbies gute Laune war nicht zu erschüttern. Ich begriff, daß ich mich jeden Tag, wenn ich zur Arbeit kam, auf ihr breites Lächeln und ihr sanftes Genecke freute. Meine Zuneigung zu ihr war während der letzten Monate ständig größer geworden.

Moment mal. Hatte Debbie vielleicht eine bestimmte Frau im Sinn gehabt, als sie mich dazu ermunterte, mir eine Freundin zu suchen? Das wäre typisch für mich, einen derartigen Wink mit dem Zaunpfahl zu übersehen. Nein, ich bildete mir das bestimmt nur ein. Nicht Debbie. Nicht mit mir. Doch auf irgendeine seltsame Weise war die Vorstellung nicht ohne Reiz.

## 5

Am nächsten Morgen hatte ich viel zu tun. Die Telefone läuteten und läuteten. Der Markt war lebhaft. Weil angeblich eine Zinssenkung der Bundesbank bevorstand, stiegen die Anleger von D-Mark auf Dollar um. Die »Street« war davon überrascht worden. Binnen kurzem war der Stau von Eurobond-Material, der vor der schwedischen Emission entstanden war, nahezu gänzlich abverkauft, und eine Reihe Finanzmakler saß auf dem trockenen. Effektenmakler riefen an und setzten alles in Bewegung, um uns zum Verkauf unserer Positionen zu überreden. Aber wir hielten stand. Sollten sie ruhig schwitzen.

Debbie hatte sich verspätet, so daß ich sämtliche Anrufe selbst beantworten mußte. Eine ziemlich anstrengende Aufgabe.

Um neun rief ich zu Karen hinüber: »Was von Debbie gehört?« Wir hatten ja nun nicht gerade die Nacht durchgezehrt, sie mußte also eigentlich imstande sein, sich zur Arbeit einzufinden.

»Noch nichts.«

Um halb zehn schlenderte Hamilton an meinem Schreibtisch vorbei. »Irgendein Zeichen von Debbie?«

»Immer noch nichts.«

»Man sollte doch wohl erwarten, daß sie die Freundlichkeit besitzt, sich krank zu melden«, meinte er.

Ich widersprach nicht. Jedenfalls war es dumm von ihr, einfach nichts von sich hören zu lassen. Jede Entschuldigung war besser als keine. Debbie fehlte zwar ziemlich häufig, aber gewöhnlich rief sie an und erzählte zumindest irgendeine Geschichte.

Der Morgen schritt voran. Es gelang mir, unsere Positionen zu halten, obwohl Cash, Claire und David alles daran setzten, sie uns abzuschwatzen.

Karens Stimme störte mich in meiner Konzentration. Ein Unterton von Besorgnis, fast von Angst, zog meine Aufmerksamkeit und die der anderen im Raum auf sich.

»Hamilton! Es ist die Polizei. Sie wollen mit jemandem wegen Debbie sprechen.«

Hamilton griff zum Telefon. Alle beobachteten ihn. Binnen weniger Sekunden verdüsterte sich sein Blick. Etwa fünf Minuten sprach er mit ruhiger Stimme. Dann legte er langsam den Hörer auf. Er erhob sich und ging an meinem Schreibtisch vorbei zu Debbies. Mit einer Handbewegung bedeutete er allen im Raum, sich um ihn zu versammeln.

»Ich habe eine schlechte Nachricht. Debbie ist tot. Sie ist letzte Nacht ertrunken.«

Die Worte trafen mich wie ein Schlag ins Gesicht. Das Blut dröhnte mir in den Ohren, und mein Blick flackerte. Ich sackte auf meinen Stuhl nieder. Als Hamilton mit der Polizei sprach, waren mir zwar wilde Befürchtungen durch den Kopf geschossen, was Debbie passiert sein mochte, doch auf diesen Schlag war ich nicht vorbereitet gewesen. Ich spürte die Leere des Schreibtischs hinter mir, wo normalerweise der Mittelpunkt von Klatsch und Gelächter gewesen war und nun Stille herrschte. Ich hörte Hamilton nur mehr mit halbem Ohr zu, als er weitersprach.

»Ihre Leiche wurde heute morgen um sechs bei den Millwall Docks in der Themse entdeckt. Die Polizei kommt am Nachmittag her, um mit uns zu sprechen. Sie haben mich gefragt, wer sie hier gestern abend als letzter gesehen hat.«

»Ich«, sagte ich, oder besser gesagt, ich wollte es sagen. Mehr als ein Krächzen brachte ich jedoch nicht zustande.

Hamilton wandte sich mir zu. »Okay, Paul, die werden wahrscheinlich eine Erklärung von Ihnen haben wollen.«

Alle blickten mich forschend an. »Ich habe sie gestern abend um etwa halb zehn zuletzt gesehen«, sagte ich. »Wir waren zusammen noch was trinken. Sie ging dann Richtung Embankment. Mir ist nichts Besonderes aufgefallen.« Trotz meines Gefühlsaufruhrs gelang es mir, meine Stimme zu kontrollieren.

»Weiß man denn, wie es passiert ist?« fragte jemand.

»Noch nicht«, antwortete Hamilton. »Aber die Polizei schließt keine Möglichkeit aus.«

Wie es passiert war? Sie konnte doch nur hineingefallen sein. Aber wie fiel man einfach so in die Themse? Das war sehr unwahrscheinlich, auch wenn es natürlich windig gewesen war. Blieb nur, daß sie entweder hineingesprungen oder aber hineingestoßen worden war. Die toten Augen und das hagere Gesicht des Mannes, der Debbie betatscht hatte, als wir vom Schiff kamen, traten mir unheilvoll ins Gedächtnis. Plötzlich hätte ich wetten können, daß er etwas damit zu tun hatte!

Die Telefonlämpchen leuchteten überall wie verrückt. Hamilton sagte: »Wir antworten wohl besser.«

Niemand sprach. Es fiel einem so leicht nichts ein. Jeder durchlitt seinen Schock für sich. Karen schluchzte leise in ein Taschentuch. Rob und Gordon standen herum und hielten nach etwas Ausschau, womit sie sich beschäftigen konnten.

Ich starrte zu Debbies Schreibtisch hinüber.

Bis zum Abend vorher war mir nicht aufgegangen, wie nahe wir einander während der letzten zwei, drei Monate gekommen waren. Ich konnte ihre runden Wangen immer noch im weichen Licht des Schiffes glühen sehen, das Blitzen ihrer lachlustigen Augen. Das war erst Stunden her, vierzehn, um es genau zu sagen. Wie konnte jemand, der so viel Leben in sich hatte, plötzlich nicht mehr da sein? Einfach zu existieren aufhören? Das war aberwitzig. Ich spürte, wie meine Augen schmerzten. Ich stützte den Kopf in die Hände und saß einfach nur da.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen war, als ich eine Hand auf der Schulter spürte. Ich blickte auf. Es war Hamilton.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Sie beide waren ein gutes Team.«

Ich sah zu ihm auf und nickte.

»Möchten Sie nach Hause gehen?« fragte Hamilton.

Ich schüttelte den Kopf.

»Darf ich etwas vorschlagen?«

Meine Stimme kratzte, als ich fragte: »Was?«

»Nehmen Sie den Hörer in die Hand und reden Sie mit den Leuten.«

Er hatte recht. In der Geborgenheit der Alltagsroutine würde ich Halt finden. Bei Kursen, Klatsch, Zinsen, Gewinnmargen, Gerüchten ...

Ich brachte es nicht über mich, den Leuten das mit Debbie zu erzählen. Aber es dauerte nicht lange, bis sich die Neuigkeit herumsprach. Der restliche Vormittag wurde noch schwieriger, weil ich ihn hauptsächlich damit verbrachte, mit allen Leuten darin übereinzustimmen, was für ein wundervoller, lustiger Mensch Debbie gewesen und wie grässlich ihr Tod doch war.

Mittags kam die Polizei. Sie redeten eine halbe Stunde mit Hamilton. Dann rief er mich ins Konferenzzimmer, wo zwei Männer saßen und auf mich warteten. Der kräftigere der beiden stellte sich als Inspektor Powell vor. Powell war ein gedrungener Mann von Mitte Dreißig in einem billigen Zweireiher, mit offenem Jackett und einem grellen Schlipss. Er bewegte sich rasch, als er aufstand, seine Untersetztheit war muskulös, nicht schlaff. Er sah aus wie ein Mann, der sich in der vornehmen Atmosphäre von De Jongs Konferenzzimmer nicht wohl fühlte. Sein Kollege, Detective Constable Jones, hielt sich ganz im

Hintergrund, mit gezücktem Stift, um Notizen zu machen.

»Mr. McKenzie sagt, Sie wären von den Leuten hier der letzte gewesen, der Miss Chater lebend gesehen hat?« fing Powell an. Er hatte eine ausdruckslose Stimme mit Londoner Akzent, und sein Tonfall bewirkte, daß die schlichte Frage sich eher wie eine Anschuldigung anhörte. Powell strahlte Ungeduld aus.

»Das stimmt. Wir sind gestern abend zusammen etwas trinken gegangen.« Ich erzählte ihnen alles über den Abend. Der Constable machte reichlich Notizen. Die Befragung wurde eindringlicher, als ich zu dem Mann kam, der Debbie angesprochen hatte und dann in die Nacht verschwunden war. Ich antwortete mit sicherer Stimme und lieferte eine ziemlich akkurate Beschreibung. Ich sagte, ich würde mich gern eine Weile mit einem Polizeizeichner zusammensetzen, falls es nötig sei. Dann schlugen Powells Fragen eine andere Richtung ein.

»Mr. McKenzie behauptet, Sie hätten Miss Chater am nächsten gestanden?«

»Ja, das ist wohl richtig.«

»Würden Sie sagen, daß Miss Chater in letzter Zeit deprimiert war?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Keine Probleme mit dem Freund?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Und Probleme mit der Arbeit?«

Ich zögerte. »Nein, eigentlich nicht.«

»Überhaupt keine?« Powell blickte mir in die Augen. Er hatte mein Zögern bemerkt.

»Na ja, sie war neulich mal ein bißchen aufgebracht.« Ich erzählte ihm von Debbies Meinungsverschiedenheit mit Hamilton und von unserem anschließenden Gespräch in der Mittagspause. »Das war aber mit Sicherheit kein Grund für sie, Selbstmord zu begehen.«

»Das läßt sich immer nur schwer beurteilen, Sir«, sagte Powell. »Überraschend häufig nehmen sich scheinbar stabile Menschen das Leben wegen etwas, das Freunde oder Verwandte für unerheblich halten.«

»Nein, Sie verstehen mich nicht«, sagte ich. »Sie war niemals deprimiert. Genaugenommen fand sie immer etwas zu lachen. Sie genoß ihr Leben.«

Powell wirkte, als hätte er das nur halb mitbekommen. Er nickte seinem Kollegen zu, der sein Notizbuch zuklappte, und sagte dann: »Danke, daß Sie mir Ihre Zeit geopfert haben, Mr. Murray. Sie stehen uns doch zur Verfügung, falls wir noch weitere Fragen haben sollten?«

Ich nickte, und die beiden Beamten verabschiedeten sich.

Irgendwie quälte ich mich durch den Tag. Gegen sechs stellte ich den Computer ab und ging nach Hause.

Als ich auf den Lift wartete, kam Hamilton dazu. Ein peinliches Schweigen trat ein. Small talk mit Hamilton war schon unter günstigen Bedingungen eine zähe Angelegenheit. Jetzt aber brachte ich noch nicht einmal die Energie auf, mir irgendeine gescheite oder interessante Äußerung einzufallen zu lassen.

Dann kam der Lift, und wir stiegen ein. Während wir hinunterfuhren, machte Hamilton endlich den Mund auf: »Was haben Sie jetzt vor, Paul?«

»Nichts. Ich gehe nach Hause«, sagte ich.

»Wollen Sie noch auf einen Schluck mit zu mir herein-schauen?«

Ich antwortete nicht gleich. Die Einladung erstaunte mich. Es sah Hamilton so gar nicht ähnlich, jemanden zu einer gemeinsamen Unternehmung einzuladen. Eigentlich war eine schwierige Unterhaltung mit Hamilton das letzte, wonach mir ausgerechnet jetzt der Sinn stand, doch ablehnen konnte ich auch nicht.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagte ich.

Hamilton wohnte in einem der graugestreiften Beton-türme des Barbican, die den nördlichen Zugang zur City flankieren. Es war ein etwa fünfzehnminütiger Fußweg vom Büro, den wir fast stumm zurücklegten, während wir uns durch Verkehr und Passanten schlängelten. Das Barbican ist ein Labyrinth von Betonpfaden und Türmen, das sich etwa sieben Meter über Straßenhöhe um die alten Mauern und Kirchen der City herumwindet. Es ist dermaßen verwirrend angelegt, daß einen auf den Weg gemalte gelbe Linien an die verschiedenen Punkte leiten, die man erreichen oder auch nicht erreichen will. Eine seelenlose Wohnmaschine.

Endlich gelangten wir zu Hamiltons Turm und nahmen einen, Lift zum obersten Stockwerk. Seine Wohnung war klein und bequem. Als einzige Bilder hingen Drucke aus dem 19. Jahrhundert an den Wänden, die schottische Abteien zeigten. Wände kommen nun mal ohne Bilder nicht aus, aber trübsinnigere als diese hätte man schwerlich finden können. Ich blickte neugierig durch eine offene Tür, hinter der ich allerdings nur einen Schreibtisch erkennen konnte.

»Das ist mein Arbeitszimmer«, sagte Hamilton. »Ich zeige es Ihnen.«

Wir gingen hinüber. Der Schreibtisch war zum Fenster gewandt, die Wände vom Fußboden bis zur Decke mit Regalen und Aktenschränken vollgestellt. Tausende von Büchern und Zeitschriften waren in dem kleinen Raum untergebracht. Er wirkte ein wenig wie das Büro eines Universitätsdekans, bloß daß er absolut ordentlich war. Alles hatte seinen Platz. Der Schreibtisch war völlig leer, bis auf einen Computer.

Ich musterte flüchtig die Regale. Die Titel fast sämtlicher Bücher, die ich sah, hatten irgend etwas mit Finanzen oder Wirtschaft zu tun. Viele von ihnen stammten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Regal weckte mein Interesse. Darin befanden sich Titel wie Gleicks *Chaos*, Rudés *Die Volksmassen in der Geschichte* und selbst Darwins *Die Entstehung der Arten*. Außerdem gab es dort Werke über Psychologie, Physik, Religion und Sprachwissenschaft.

Hamilton trat neben mich. »Sie sollten ein paar von denen lesen. Die helfen Ihnen, ihre Arbeit besser zu verstehen.«

Ich blickte ihn verdutzt an.

»Märkte haben mit Preisbewegungen, mit interagierenden Menschengruppen, mit Wettbewerb, Informationen, mit Angst, Gier und Glauben zu tun«, fuhr er fort, »und all diese Dinge sind Gegenstand akademischer Disziplinen und werden bis in alle Einzelheiten erforscht. Das alles trägt dazu bei, die Verhaltensweisen der Märkte besser zu verstehen.«

»Das leuchtet mir ein.«

Ich zog Machiavellis *Der Fürst* heraus. »Und das hier?« fragte ich und zeigte es Hamilton.

Er lächelte. »Oh, Machiavelli verstand sich auf die Macht. Das Buch handelt ausschließlich von ihr und ihrem Gebrauch. Und genauso verhält es sich mit den Finanzmärkten: Geld ist Macht, Wissen ist Macht, und analytische Fähigkeiten sind es ebenfalls.«

»Aber gilt sein Hauptinteresse denn nicht der Frage, wie man ein rücksichtsloser Diktator wird?«

»Das ist viel zu vereinfachend. Gewiß, er glaubte, daß der Zweck die Mittel heiligt. Aber wenn ein erfolgreicher Fürst auch alles Notwendige tun wird, um sein Ziel zu erreichen, so wird er doch stets den Anschein der Tugend aufrechterhalten. Das ist lebenswichtig.«

Ich sah Hamilton verdutzt an.

Er lachte. »Auf die Märkte angewandt, heißt das schlau sein, phantasievoll sein, aber vor allem: seinen guten Ruf zu wahren. Merken Sie sich das ruhig.«

»Ja«, sagte ich und stellte das Buch auf sein Regalbrett zurück.

»Ich mag dieses Zimmer«, sagte Hamilton entspannt. »Ich verbringe den größten Teil meiner Zeit hier. Sehen Sie sich die Aussicht an.«

Der Blick war in der Tat bemerkenswert und reichte über die Bürogebäude der Stadt hinweg von St. Paul's bis zum East End. Deutlich war das Büro von De Jong zu erkennen. Eine Quelle der Inspiration für Hamilton, wann immer er sich in seine Studien versenkte.

Wir kehrten ins Wohnzimmer zurück. »Scotch?« fragte er.

»Ja, bitte.«

Er goß zwei Doppelte ein und fügte ein wenig Wasser hinzu. Er reichte mir ein Glas, und wir setzten uns.

Einen Augenblick genoß Hamilton seinen Drink, dann fragte er: »Glauben Sie, daß sie Selbstmord begangen hat?« Dabei musterte er eindringlich mein Gesicht.

Ich seufzte. »Nein«, sagte ich. »Egal, was die Polizei meint – Debbie hätte so etwas niemals getan.«

»Sie hat sich aber doch wegen ihres Jobs gesorgt, stimmt's?« meinte Hamilton. »Ich weiß nicht, was sie Ihnen erzählt hat, aber wir hatten nicht lange vor ihrem Tod eine etwas heikle Diskussion über ihre Zukunft..«

»Ich weiß«, sagte ich. »Sie hat mir von dem Gespräch erzählt, und eine Weile hat es sie wohl auch beunruhigt. Aber dann hat sie es bald wieder vergessen. Debbie war nicht die Art Mensch, die sich von Problemen mit dem Job aus der Bahn werfen läßt. Ich bin mir völlig sicher, daß da nicht der Grund für ihren Tod liegt.«

Hamilton entspannte sich wieder. »Nein, Selbstmord scheint wirklich unwahrscheinlich«, sagte er. »Es muß ein Unfall gewesen sein.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen.

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte ich.

»Was meinen Sie damit?«

»Ich habe, kurz bevor sie starb, jemanden gesehen.«

»Jemanden gesehen? Wen denn?«

»Ich weiß nicht, wer es war. Aber wahrscheinlich jemand, der in der City arbeitet. Hager. Etwa Mitte Dreißig. Sehr fit. Ein unangenehmer Typ.«

»Haben Sie gesehen, wie er ihr irgend etwas angetan hat?« Hamilton war jetzt sehr erregt.

»Wir verließen gerade die Bar. Er trat einfach auf sie zu, griff nach ihrer Brust und verschwand dann. Ein paar Minuten später ging auch sie.«

»Was für ein ungeheuerliches Verhalten! Haben Sie denn nichts unternommen?«

»Debbie hat mich daran gehindert«, sagte ich. »Und sie sah verängstigt aus. Ich konnte es ihr nicht verdenken. Der Mann hatte etwas sehr Seltsames an sich.«

»Haben Sie das der Polizei gesagt?«

»Ja.«

»Und was meinten die dazu?«

»Na ja, sie haben sich massenhaft Notizen gemacht, allerdings ohne irgendwelche Kommentare abzugeben. Ich persönlich jedoch bin mir immer sicherer, daß dieser Mann Debbie in den Fluß gestoßen hat. Was halten Sie davon?«

Hamilton saß einen Augenblick schweigend da und strich sich über das Kinn, seine übliche Haltung, wenn er nachdachte. »Sieht tatsächlich ganz so aus. Aber wer war er? Und warum hat er das getan?« Wir saßen wohl eine Minute nur da und schwiegen, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Hamilton versuchte zweifellos, das Problem in den Griff zu bekommen. Debbie fehlte mir. Es war ein langer Tag gewesen.

Ich goß meinen Whisky hinunter. »Nehmen Sie noch einen«, sagte Hamilton.

Als ich mich wieder an meinem Glas festhalten konnte, wechselte ich das Thema. »Wie lange wohnen Sie schon hier?«

»Ungefähr fünf Jahre«, antwortete Hamilton. »Seit meiner Scheidung. Es ist sehr praktisch im Hinblick aufs Büro.«

»Ich wußte gar nicht, daß Sie geschieden sind«, warf ich versuchsweise ein. Mir war nicht ganz klar, wie persönlich das Gespräch in Hamiltons Augen werden durfte. Doch ich war neugierig. Niemand im Büro wußte etwas von Hamiltons Privatleben, und doch gaben sich alle irgendwelchen Spekulationen darüber hin.

»Nein? Na ja, wie denn auch, ich spreche schließlich nicht viel darüber. Aber ich habe einen Sohn, Alasdair.« Er zeigte auf das Foto eines lächelnden sieben- oder achtjährigen Jungen, der gegen einen Fußball trat. Es war mir vorher nicht aufgefallen. Der Junge ähnelte Hamilton sehr, von der Düsterkeit einmal abgesehen.

»Sehen Sie ihn oft?« fragte ich.

»Jedes zweite Wochenende. Ich habe ein Cottage in Perthshire, in der Nähe des Wohnorts seiner Mutter. Es ist sehr praktisch. Und es ist viel besser für ihn, dort oben zu leben als in dieser gräßlichen Stadt. Es ist schön dort. Man kann auf die Berge steigen und das hier alles vergessen.« Er wies aus dem Fenster.

Ich erzählte ihm von Barthwaite und meiner eigenen Kindheit, die ich dort, in der Heide herumstreifend, verbracht hatte. Hamilton hörte zu. Es war seltsam, mit ihm über solche Dinge zu sprechen, aber er schien interessiert, und während ich weitersprach, begann ich mich zu entspannen. Es tat gut, über einen Ort zu sprechen, der Hunderte von Meilen und mehr als zehn Jahre weit entfernt lag, und nicht über das Hier und Heute.

»Manchmal wünsche ich mir, ich wäre in Edinburgh geblieben«, sagte Hamilton. »Ich hätte da oben einen schönen, bequemen Job haben und das Kapital einer der dort ansässigen Versicherungen verwalten können.«

»Und warum haben Sie das nicht getan?« fragte ich.

»Tja, ich habe es eine Weile versucht, aber es hat mir nicht zugesagt. Die schottischen Fonds sind zwar gut, aber den Leuten fehlt der Sinn fürs Abenteuer. Ich muß hier unten sein. Wo es brennt.« Er sah in sein Whiskyglas. »Natürlich gefiel Moira das nicht. Sie verstand einfach nicht, warum ich so viele Stunden arbeiten mußte. Sie dachte, ich könnte meinen Job zwischen neun und fünf erledigen, wie es sich gehört, und meine restliche Zeit daheim verbringen. Aber diese Arbeit verlangt eine Menge mehr als das, und sie hat es mir einfach nicht geglaubt. Also haben wir uns getrennt.«

»Das tut mir leid«, sagte ich. Und es tat mir wirklich leid für ihn. Er war ein einsamer Mann, und das Abgeschnitten-Sein von Frau und Sohn mußte es noch schlimmer machen. Gewiß war das seine eigene Entscheidung. Er hatte seine Arbeit über seine Ehe gestellt. Dennoch hatte ich Mitleid mit ihm. Ich sah mich selbst schon, in zehn Jahren, in der gleichen Lage. Ich mußte an mein Gespräch mit Debbie denken. Langsam fing ich an zu glauben, daß sie recht gehabt hatte.

Hamilton blickte von seinem Whisky auf. »Wie finden Sie denn nun De Jong nach den ersten sechs Monaten? Gefällt es Ihnen?«

»Ja, sehr sogar. Ich bin froh, daß ich in die Firma eingetreten bin.«

»Und wie gefällt Ihnen das Trading?«

»Ich finde es großartig. Wenn ich es nur schon besser könnte. Manchmal denke ich, jetzt habe ich den Bogen raus, und dann plötzlich scheint nichts mehr zu stimmen. Ich frage mich dann immer, ob nicht doch alles Glückssache ist.«

Hamilton lachte. »So was sollten Sie besser nicht denken, junger Mann. Natürlich ist alles Glückssache, oder sagen wir, jeder Abschluß für sich ist es. Doch wenn Sie die Disziplin aufbringen, nur dann welche zu tätigen, wenn Sie die Vorteile auf Ihrer Seite haben, werden Sie auf lange Sicht garantiert die Nase vorn haben. Das ist eine statistische Tatsache.«

Hamilton sah meine Miene und lachte erneut. »Aber Sie haben schon recht, ganz so einfach verhält es sich nicht. Der Trick besteht darin, herauszufinden, wann man die Vorteile auf seiner Seite hat und wann nicht, und das kann jahrelange Praxis erfordern. Doch machen Sie sich keine Sorgen: Sie sind auf dem richtigen Weg. Bleiben Sie einfach nur hartnäckig, denken Sie weiter darüber nach, warum und wann Sie etwas tun, lernen Sie aus Ihren Fehlern, und Sie werden es weit bringen. Wir werden ein gutes Team sein.«

Das hoffte ich. Ich verspürte eine Welle freudiger Genugtuung. Hamilton würde so etwas nicht sagen, wenn er es nicht meinte. Ich war entschlossen, nicht lockerzulassen und alles zu tun, was er sagte.

»Ich erinnere mich noch, Sie laufen gesehen zu haben«, sagte Hamilton.

»Ich wußte nicht, daß Sie sich für Leichtathletik interessieren.«

»Die Olympiade zumindest schauen sich alle an, sogar ich. Und Leichtathletik gefällt mir. Der Sport hat seinen Reiz. Ich habe Sie mehrmals gesehen, aber besonders hat sich mir das Finale eingeprägt, als Sie sich in die führende Position vorgearbeitet hatten. Man hat Ihr Gesicht in Großaufnahme gesehen. Unbedingte Entschlossenheit und auch Qual. Ich dachte, Sie würden gewinnen, und dann zogen dieser Kenianer und der Spanier an Ihnen vorbei.«

»Ire«, murmelte ich.

»Was?«

»Ire. Es war ein Ire, kein Spanier«, sagte ich. »Ein sehr schneller Ire.«

Hamilton lachte. »Auch gut. Ich freue mich jedenfalls, daß Sie jetzt für mich arbeiten. Ich glaube, gemeinsam können wir aus De Jong wirklich etwas machen.«

»Dazu habe ich große Lust«, sagte ich. Sehr große, in der Tat.

Debbies Beerdigung fand auf einem stillen Dorffriedhof in Kent statt. Ich fuhr hin, als Vertreter der Belegschaft. Es war ein prächtiger Tag, und die Sonne brannte auf die Trauergemeinde herab. Mir war warm in meinem Anzug, und ich spürte, wie mir der Schweiß den Rücken hinabließ. Eine Krähenschar krächzte halbherzig in einem kleinen Gehölz am Friedhofstor. Das Geräusch vervollständigte die Stille eher, als sie zu stören. Die perfekte Hintergrundmusik für einen kleinen ländlichen Friedhof.

Der Pfarrer versuchte zu trösten, indem er erklärte, Debbie würde sich lächelnde Trauergäste gewünscht haben und wir sollten uns dankbar zeigen für die Zeit, die

sie mit uns verbracht habe. Oder etwas in der Art. Ich konnte seiner Logik nicht so recht folgen, und sie verfehlte ohnehin ihre Wirkung: Der Tod eines jungen Menschen hat nun einmal etwas herzzerreißend Trauriges; mit Worten läßt sich daran nichts ändern. Daß es gerade Debbie war, die so früh aus dem Leben gerissen worden war, das sie so sehr genossen hatte, machte es nur noch schlimmer.

Ihre Eltern waren da. Beide hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit Debbie. Zwei rundliche kleine Gestalten, die sich in ihrem Kummer aneinanderdrängten.

Als wir schließlich langsam zur Straße zurückgingen, hatte ich ein großes, schlankes Mädchen mit roten Haaren neben mir. Sie trug hohe Absätze und blieb mit einem von ihnen in den Pflastersteinen des Weges hängen. Ich beugte mich nieder, um ihr zu helfen, den Schuh zu befreien.

»Danke«, sagte sie. »Ich hasse diese verdammten Schuhe. Kennen Sie die ganzen Leute hier?«

»Nur sehr wenige«, sagte ich. »Und Sie?«

»Ein oder zwei. Ich habe mit Debbie zusammengewohnt. Dadurch habe ich einige von ihren Verehrern kennengelernt.«

»Einige?« fragte ich überrascht. »Wie viele davon sind denn hier?«

»Von denen, die ich kenne, wohl nur zwei. Sie gehörten doch nicht dazu, oder?« fragte sie, und ihr Blick war scherhaft.

»Nein«, sagte ich leicht schockiert. »Ich habe lediglich mit ihr zusammen gearbeitet.«

»Ich wollte Sie nicht beleidigen. Sie hatte normalerweise einen guten Geschmack«, sagte das Mädchen. »Fahren Sie zufällig am Bahnhof vorbei?«

»Ja. Kann ich Sie mitnehmen?«

»Das wäre sehr nett. Ich heiße übrigens Felicity.«

»Ich heiße Paul.« Wir traten aus dem Kirchhof auf die Straße hinaus. »Das hier ist meiner«, sagte ich, als wir zu meinem kleinen Peugeot gelangten. Wir stiegen ein und fuhren in Richtung des nächstgelegenen Bahnhofs.

»Ich muß sagen, ich habe nie etwas davon mitgekriegt, daß Debbie viele Verhältnisse hatte«, sagte ich. »Sie schien mir eher der Typ für Dauerbeziehungen zu sein.«

»Ich will auch nicht behaupten, daß sie ein loser Vogel war. Aber sie genoß ihr Leben. Die ganze Zeit gingen bei uns irgendwelche neuen Männer ein und aus. Die meisten davon waren in Ordnung, aber ein paar waren äußerst unangenehm. Ich glaube, den einen oder anderen kannte sie von der Arbeit her.«

»Doch wohl hoffentlich nicht die Unangenehmen?«

Felicity lachte. »Nein, ich glaube nicht. Obwohl da in letzter Zeit einer dabei war, der ihr mächtig zugesetzt hat. Der könnte etwas mit ihrem Job zu tun gehabt haben.«

Ich fragte mich, wer das gewesen sein möchte. Ich konnte meine Neugier nicht bezwingen und fragte sie.

»Ich erinnere mich nicht an seinen Namen«, sagte sie. »Ich selbst habe ihn vor rund zwei Jahren zum letzten Mal gesehen. Der Kerl war eine echte Nervensäge.«

Ich fragte nicht weiter nach. »Wie haben Sie Debbie eigentlich kennengelernt?« fragte ich.

»Ach, wir arbeiteten beide in derselben Anwaltskanzlei,

bei Denny Clark. Ich arbeite immer noch dort, aber Debbie stand der Sinn nach Höherem, wie Sie wissen. Da wir uns beide eine Wohnung in der Stadt nehmen wollten, bot es sich an, gemeinsam etwas zu suchen.« Sie biß sich auf die Lippen. »Sie wird mir fehlen.«

»Da sind Sie nicht die einzige.« Wir näherten uns dem Bahnhof, und ich hielt vor dem Eingang.

»Vielen Dank«, sagte sie beim Aussteigen. »Ich hoffe, wir begegnen einander mal bei einer etwas weniger tristen Gelegenheit.« Und sie verschwand im Bahnhof. Während ich nach London zurückfuhr, versuchte ich mit dem Bild von Debbie klarzukommen, das Felicity gezeichnet hatte: Debbie als Frau, die mit einem Mann nach dem anderen schlief. Das paßte irgendwie nicht zu ihr. Aber andererseits: Warum sollte sie auch nicht?

Debbies Schreibtisch sah aus wie immer. Er war mit den Überresten halbgetaner Arbeit übersät. Auf kleinen gelben Klebezetteln standen Notizen, die sie an alle möglichen Erledigungen erinnerten oder auch an Leute, die sie anrufen sollte. Das *AIBD*-Verzeichnis der Anleihen lag aufgeschlagen, mit dem Rücken nach oben, auf dem Tisch und wartete darauf, daß sie es wieder zur Hand nehmen und weiterlesen würde. Ich hätte den Schreibtisch lieber aufgeräumt gesehen: den Schreibtisch eines vollendeten statt eines jäh abgebrochenen Lebens.

Debbie hatte einen großen schwarzen Terminkalender mit dem Logo der Harrison Brothers benutzt. Das Weihnachtsgeschenk vom letzten Jahr. Ich blätterte ihn durch. Nichts wirklich Interessantes. Die kommende Woche war

ziemlich vollgepackt mit Terminen, die mit Übergang in den August aber immer spärlicher wurden. Ab September gab es nur weiße Seiten.

Eine Eintragung fiel mir allerdings auf. Es war eine Verabredung mit Mr. De Jong. Sie hatte um zehn Uhr dreißig am Tag nach Debbies Tod stattfinden sollen. Seltsam, daß sie sich mit ihm treffen wollte. Wir sahen ihn ja kaum. Er hatte zwar gelegentlich Besprechungen mit Hamilton, doch ich war nur das eine Mal bei meinem Arbeitsantritt in seinem Büro gewesen. Er war zwar ein ganz netter alter Knabe, aber als umgänglich hätte man ihn sicher nicht gerade bezeichnet.

Ich begann aufzuräumen. Ich fing damit an, Debbies persönliche Habseligkeiten in einen alten Karton für Kopierpapier zu legen. Viel war es nicht, und ganz bestimmt war nichts darunter, das irgendwelchen Wert für andere besessen hätte: eine alte Puderdose, ein paar Strumpfhosen, drei Joghurts, ein ganzer Haufen Plastiklöffel, ein Brieföffner mit dem Namen einer Firma, für die sie während ihrer Juristenzeit gearbeitet hatte, ein paar Päckchen Papiertaschentücher und ein offenbar oft gelesener Roman von Jilly Cooper. Ich erwog, einfach alles wegzufeuern, brachte es dann aber nicht über mich. Mit Ausnahme der Joghurts packte ich alles ein. Ich würde es mit ihren anderen Habseligkeiten in ihre Wohnung bringen.

Dann machte ich mich an die Aufgabe, ihre Unterlagen zu sortieren. Das meiste warf ich einfach weg, doch ein paar Akten legte ich beiseite, um sie in die Bibliothek zu bringen.

Ich stieß auf einen Stapel Prospekte. Sie hatten überwiegend mit Anleihen zu tun, die von Unternehmen auf

den Niederländischen Antillen ausgegeben worden waren. Oben auf dem Stapel lag der Tremont-Capital-Prospekt, den Debbie mir auf den Schreibtisch geworfen hatte. Sie hatte gesagt, der sei nicht koscher. Ich nahm ihn und blätterte ihn durch. Mir selber wollte nichts Eigenartiges daran auffallen. Ein oder zwei Notizen waren dünn mit Bleistift an den Rand gekritzelt. Keine davon schien eine besondere Bedeutung zu haben.

Ich legte den Prospekt auf die Seite und arbeitete mich weiter durch den Stapel. Als bald stieß ich auf das Exposé für das Tahiti. Ich las es durch. Debbie hatte einen gelben Marker benutzt. Nur zwei, drei Stellen waren markiert. Und die waren schon interessanter. Sie hatte Irwin Pipers Namen unterstrichen und die Stellen, die sich auf die Nevada State Gaming Commission bezogen. Eine ganze Textpassage war in Gelb herausgehoben: »Potentielle Investoren seien darauf hingewiesen, daß es die Politik der Nevada State Gaming Commission ist, jedem die Lizenz zu verweigern, der irgendeiner kriminellen Handlung überführt worden ist. Der gute Leumund des Lizenzbewerbers ist ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Gewähr von Lizzenzen.«

Cathy Lasenby hatte diese Politik bei unserem Treffen als Beleg dafür angeführt, daß Piper sauber sei. Und wenn ihr Vertrauen unangebracht war? Vielleicht hatte Debbie einen Hinweis darauf gefunden, daß es mit seiner Ehrenhaftigkeit ganz und gar nicht so weit her war.

Vielleicht war das der Grund für ihren Tod.

Ich stand auf und sah aus dem Fenster. Ich war überzeugt, daß Debbie sich nicht umgebracht hatte. Ein Unfall war zwar nicht völlig auszuschließen, aber ich glaubte

nicht daran. Jemand hatte sie gestoßen, und dieser Jemand war mit ziemlicher Sicherheit der Mann, der sie kurz vorher so überraschend betatscht hatte. Aber wenn sie umgebracht worden war, mußte es einen Grund dafür geben. Auf den ersten Blick gab es jedoch nichts, weshalb jemand Debbie hätte töten wollen.

Ich setzte mich wieder hin und fuhr mit meiner Durchsicht der Papiere fort. Nach anderthalb Stunden, ich war gerade damit fertig, kam Karen mit einem Brief herüber.

»Was sollen wir mit Debbies Post machen?«

Ich fragte mich, wie lange Tote wohl noch Post bekommen. »Am besten, du gibst sie mir«, sagte ich.

Karen reichte mir einen Umschlag mit dem Logo von Bloomfield Weiss. »Privat und vertraulich. Nur vom Empfänger persönlich zu öffnen.« Das trifft sich schlecht, dachte ich finster. Ich machte ihn auf.

Liebe Ms. Chater,

danke für Ihren Brief, der den Handel mit den Aktien der Gypsum Company of America betrifft. Wir haben selbst eigene Nachforschungen wegen möglicher Unregelmäßigkeiten durch Angestellte von Bloomfield eingeleitet, die diese Angelegenheit betreffen. Ich schlage vor, daß wir uns zusammensetzen und unsere Informationen dazu austauschen. Ich werde Sie Anfang nächster Woche anrufen, um einen Termin auszumachen.

Mit freundlichem Gruß,

Ronald Bowen

Senior Compliance Officer

Ich war fasziniert. Daß die Aktien gestiegen waren, kurz bevor die Übernahme durch die DGB bekanntgegeben wurde, daran bestand nun mal kein Zweifel. Und dieser Brief legte den Schluß nahe, daß Debbie zu Recht argwöhnisch gewesen war. Ich fragte mich, wer sich bei De Jong jetzt damit beschäftigen sollte. Im Grunde mußte ich den Brief wohl Hamilton übergeben, da wir ja keinen offiziellen Compliance Officer mehr hatten. Doch ich war neugierig. Wenn ich mich schon um Debbies Sachen kümmerte, warum nicht auch darum?

Ich nahm den Hörer, wählte Bloomfield Weiss und verlangte Mr. Bowen.

»Hier Bowen.« Seine Stimme klang barsch und amtlich. Große Firmen wie Bloomfield Weiss nahmen Aufsichtsangelegenheiten sehr ernst. Ein Skandal konnte nicht nur eine Buße von etlichen Millionen kosten, sondern auch den guten Ruf. Nach der Blue-Arrow-Affäre, bei der ein Compliance Officer bei County Natwest ignoriert und übergangen worden war, trugen die großen Firmen dafür Sorge, daß ihre Compliance Officers Ellenbogen hatten. Es war die Sorte Mensch, die übergenau war und sich nicht herumschubsen ließ.

»Guten Morgen, Mr. Bowen, ich bin Paul Murray von De Jong & Co.«, sagte ich. »Ich rufe wegen Ihres Briefes an Debbie Chater, unseren Compliance Officer, an.«

»Ja?«

»Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß Ms. Chater vor wenigen Tagen verstorben ist.« Mittlerweile fiel es mir schon leichter, diesen Spruch aufzusagen.

»Das tut mir sehr leid«, sagte Bowen, aber es hörte sich an, als sei es ihm herzlich gleichgültig.

»Ich wüßte gern, ob ich Ihnen im Hinblick auf die Gypsum Company of America behilflich sein kann? Debbie und ich haben gemeinsam daran gearbeitet. Ich habe Ihren Brief an sie gelesen.«

»Vielleicht können Sie das tatsächlich. Warten Sie, ich hole nur eben meine Akte.« Am anderen Ende der Leitung war Geraschel zu hören. »Ja, einer meiner Kollegen in New York hat uns wegen der ungewöhnlichen Preisbewegungen der Gypsum-Aktie alarmiert. Unsere Nachforschungen haben zwar ein paar nützliche Fakten erbracht, aber nichts, aufgrund dessen wir bereits etwas unternehmen könnten. Wir waren folglich sehr interessiert an dem Brief von Ms. Chater, worin sie ihren eigenen Verdacht dargelegt hat. Sie haben doch sicher Verständnis dafür, daß die ganze Untersuchung in diesem Stadium noch absolut vertraulich behandelt werden muß?«

»Selbstverständlich«, sagte ich.

»Gut. Wir stellen gegenwärtig Nachforschungen über zwei Angestellte von Bloomfield Weiss und einen Kunden der Firma an. Und dann ist da noch etwas anderes ...« Seine Stimme verebbte, als ich ihn umblättern hörte.

»Sagten Sie nicht, Ihr Name sei Murray?« fragte Bowen jetzt, und seine Stimme klang eine Spur ernster.

»Ja«, sagte ich. Ich schluckte.

»Aha, tut mir leid. Mehr haben wir leider nicht in den Akten. Auf Wiederhören, Mr. Murray.«

»Aber sollten wir uns nicht treffen, wie Sie vorgeschlagen haben?« fragte ich.

»Ich glaube, das wird nicht nötig sein«, sagte Bowen entschieden. »Auf Wiederhören.« Er hängte ein.

Ich ließ mich in meinen Sessel zurückfallen, um nachzudenken. Wie diese Nachforschungen gehandhabt wurden, gefiel mir nicht.

Vorstellungen von Prozessen und Gefängnissen gingen mir durch den Kopf. Dann gab ich mir einen Ruck. Ich hatte nichts Unrechtes getan. Debbie hatte es bestätigt, und sie kannte das Gesetz. Ich hatte keine Insiderinformationen besessen. Es war nur natürlich, wenn die Leute sich über mich erkundigten, weil ich Gypsums gekauft hatte. Ich brauchte mir keine Sorgen zu machen. Gar keine. Am besten würde es jedoch sein, wenn ich mir darüber absolute Klarheit verschaffte. Ich rief noch einmal bei Bloomfield Weiss an. Cathy war am Apparat.

»Ist Cash da?«

»Nein, er ist gerade auf einen Sprung raus, um sich einen Kaffee zu holen«, antwortete Cathys klare Stimme.  
»Er wird gleich wieder da sein.«

»Vielleicht können Sie mir ja weiterhelfen«, sagte ich.

»Wenn Sie meinen«, gab Cathy zurück. Ihre Stimme war eine Spur sarkastisch.

Wahrscheinlich ist sie gekränkt, weil ich mit Cash sprechen will und nicht mit ihr, dachte ich. Vielleicht glaubt sie, daß ich ihre Fähigkeiten anzweifele. Ich wollte mich schon entschuldigen, hielt mich dann aber doch zurück. Manche Leute sind einfach zu empfindlich.

»Ich war neugierig wegen der Gypsum-Anleihen, die Sie letzte Woche gekauft haben«, sagte ich. »Gingen die auf eigene Rechnung?«

»Nein, sie waren für einen Kunden.«

»Der muß ja einen schönen Schnitt gemacht haben.«

»Allerdings«, sagte Cathy. »Tatsächlich ...«

In diesem Moment hörte ich Cashs Stimme durch das Telefon, der ihr etwas zuknurrte. »Warten Sie einen Moment«, sagte sie und drückte mich aus der Leitung. Gleich darauf war sie wieder dran. »Tut mir leid, aber ich bin in Eile. Ich werde Cash sagen, daß Sie ihn sprechen wollten«, und damit legte sie auf.

Rob kam an meinem Schreibtisch vorbei und sah mich düster auf die Hörmuschel starren. »Was ist denn los? Hast du einen Geist gesehen?« Sein Lächeln hielt jedoch nur eine Sekunde vor. »Entschuldige. Blöder Spruch.«

»Das Leben geht weiter«, sagte ich, »doch sie wird mir fehlen.«

»Mir auch«, sagte Rob.

»Sie hatte eine Menge Freunde, wie?«

»So einige, nehme ich an.« Rob fing meinen Blick auf. Seine Wangen röteten sich. »So einige«, sagte er noch einmal und wandte sich ab.

Ich zuckte die Achseln und machte mich wieder an die Arbeit. Mein Blick fiel auf den kleinen Karton mit Debbies Besitztümern zu meinen Füßen. Ich sollte ihn in ihrer Wohnung vorbeibringen, dachte ich. Ich holte mein Telefonverzeichnis heraus und rief Denny Clark an. Ich fragte nach Felicity. Es gab bei Denny Clark nur eine Mitarbeiterin dieses Namens, und sie war auch da.

»Hallo, hier Paul Murray«, sagte ich. »Wir haben uns bei Debbies Beerdigung kennengelernt.«

»Ach ja«, sagte sie. »Sie sind der Typ, mit dem sie zusammengearbeitet hat.«

»Richtig. Ich habe ein paar Sachen von ihr. Nicht viel und nichts von großer Wichtigkeit. Kann ich sie vorbeibringen?«

»Ja, sicher, wann möchten Sie denn kommen?«

»Geht es heute abend?«

»Kein Problem. Kommen Sie so um sieben. Die Anschrift ist 25, Cavendish Road. Clapham South ist der nächste U-Bahnhof. Bis dann.«

## 6

Die Cavendish Road entpuppte sich als Teil der South Circular, einer der verstopftesten von Londons erschöpften alten Verkehrsadern. Pkws und Laster krochen dahin, schlossen, wenn die Ampel auf Grün sprang, ein paar Meter vorwärts, aber nur, um gleich wieder abzubremsen. Der Juliabend war von Staub und Kohlenmonoxydschwaden erfüllt und bebte vom Lärm aufdrehender Motoren.

Nummer 25 war ein kleines Haus mit Vorgarten, das aussah wie alle anderen in der Straße. Es gab zwei Klingelschilder an der Tür. Ich drückte auf den Knopf, neben dem mit verschmiertem blauen Filzschreiber »Chater« und »Wilson« geschrieben stand. Der Türöffner summte.

Debbie und Felicity hatten sich die obere Wohnung geteilt. Sie war billig, aber reizvoll möbliert, unordentlich, aber nicht chaotisch. Felicity kam in engen Jeans und ei-

nem weiten schwarzen T-Shirt an die Tür, und das rote Haar fiel ihr wirr auf die Schultern herab. Sie führte mich ins Wohnzimmer. Dort stand ein einzelnes Sofa, und auf dem Boden lag eine ganze Reihe großer Kissen. Felicity zeigte auf das Sofa, während sie selbst sich auf ein Kissen hockte.

»Entschuldigen Sie, daß hier so ein Durcheinander herrscht«, sagte sie.

Ich gab ihr den Karton, den ich mitgebracht hatte. »Danke«, sagte sie. »Debbies Eltern werden dieses Wochenende runterkommen, um ihre Sachen zu holen. Kann ich Ihnen ein Glas Wein anbieten?«

Sie verschwand in der Küche und kehrte mit einer Flasche Muscadet und zwei Gläsern zurück.

»Sie haben also mit Debbie hier gewohnt, seit Sie beide nach London gekommen sind?« fragte ich.

»O nein«, sagte Felicity »Als wir herkamen, haben wir zuerst eine Wohnung in Earl's Court gemietet. Na ja, das war eigentlich nicht mehr als ein einziger Raum. Und ein paar Jahre später dann haben wir gemeinsam diese Wohnung hier gekauft. Sie ist zwar ein bißchen laut, aber man gewöhnt sich daran.«

»Dann müssen Sie und Debbie einander ja sehr nahegestanden haben«, sagte ich.

»Das stimmt wohl«, sagte Felicity. »Sie war ein Mensch, mit dem man problemlos zusammenleben konnte, und wir haben viel miteinander gelacht. Aber in gewisser Weise war sie auch sehr verschlossen. Genau wie ich, wenn ich es recht bedenke. Ich glaube, deshalb sind wir auch so gut miteinander ausgekommen. Wir haben gern zusammen-

gelebt, dabei aber jeweils die Privatsphäre der anderen respektiert.«

»Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich Sie das frage«, sagte ich, »aber ich glaube, ich habe neulich jemanden kennengelernt, der ein Freund von Debbie gewesen sein könnte. Er war dünn, Mitte Dreißig, hatte blaue Augen und dunkles Haar.«

Felicity überlegte einen Augenblick. »Ja, da gab's einen, auf den die Beschreibung paßt. Sie hatte irgendwann letztes Jahr ein Verhältnis mit ihm. Es hielt nicht lange an. Den konnte ich wirklich überhaupt nicht leiden. Wenn ich bloß dran denke, wie der mich immer angesehen hat.« Sie schüttelte sich.

Das mußte der Mann an der Themse gewesen sein.  
»Wie hieß er denn?« fragte ich.

Felicity versuchte stirnrunzelnd, sich zu erinnern. »Nein. Tut mir leid. Ich weiß nur, daß sie ihn irgendwie über ihre Arbeit kennengelernt hat. Das war vielleicht ein widerlicher Zeitgenosse! Erst war er ja noch ganz reizend. Aber dann fing er an, Debbie herumzukommandieren. Peinlich, das beim Frühstück mitzuerleben. Und Debbie tat alles, was er wollte! Das war schon eigenartig. Sie kennen Debbie doch, sie war nun wirklich keine gefügige Haussklavin. Dieser Mann strömte irgendeine gewalttätige Macht aus. Debbie fand das faszinierend. Mich ängstigte es.

Dann kam ich eines Abends so um zehn nach Hause und fand Debbie in einem schrecklichen Zustand vor. Sie hatte eine riesige Beule auf der Stirn, und eins ihrer Augen war völlig zugeschwollen. Sie schluchzte leise vor sich hin, als hätte sie schon eine ganze Weile geweint.

Ich habe sie gefragt, was passiert war. Sie sagte, daß – ach, warum fällt mir bloß sein Name nicht ein! Jedenfalls, wer immer der Scheißkerl war, er hatte sie verprügelt. Sie hatte herausgefunden, daß er verheiratet war, und ihn zur Rede gestellt. Er hatte sie geschlagen und war abgehauen.

Während der nächsten Tage rief dieser Mensch immer wieder an oder stand plötzlich vor der Tür. Debbie sprach jedoch nie mit ihm und ließ ihn auch nicht herein. Ein-, zweimal wäre sie beinahe weich geworden, doch am Ende siegte ihr gesunder Menschenverstand. Wir hatten beide Angst. Ich wollte weiß Gott nichts mit dem Kerl zu tun haben, und wir fürchteten, daß er draußen warten und uns folgen würde, wenn wir rausgingen. Ich glaube, einmal ist er hinter Debbie her, doch sie hat geschrien, und da hat er sich verdrückt. Nach etwa einer Woche hörten die Anrufe auf, und wir haben ihn nicht mehr gesehen.«

Bis neulich vor dem Schiff, dachte ich. Es erschien mir wahrscheinlicher denn je, daß dieser Mann Debbie in den Fluß gestoßen hatte. Ich überlegte, wie ich herausbringen konnte, wer er war. »Können Sie sich nicht noch an irgend etwas anderes erinnern, was mit ihm zu tun hat? Wo er wohnt, was er macht, für wen er arbeitet?«

»Tut mir leid. Aber das war einer dieser Bereiche des Privatlebens, die wir gegenseitig respektierten. Ich bin zwar ab und zu mal einem von Debbies Freunden begegnet, doch gesprochen hat sie fast nie von ihnen. Und bei diesem Typ habe ich getan, was ich konnte, um ihm aus dem Weg zu gehen.«

»Das war aber nicht derselbe, den Sie bei der Beerdi-

gung erwähnt haben? Der, der ihr in letzter Zeit nachgestiegen ist?«

»Nein, nein. Der war es nicht. Der war nicht halb so furchterregend. Wenn auch vielleicht ein bißchen verrückt. Ach, ja, wo wir gerade von ihm sprechen – dessen Name ist mir inzwischen wieder eingefallen. Er hieß Rob.«

Rob? Unser Rob? Unglaublich! Ich hatte nie irgend etwas bemerkt, das auf ein Verhältnis zwischen ihm und Debbie hätte schließen lassen. Sie schienen völlig ungezwungen miteinander umzugehen. Aber wenn man es recht bedachte, war das gar nicht so überraschend. In gewisser Weise war es unvermeidlich gewesen, daß Rob es irgendwann bei Debbie versuchen würde. Felicity hatte meine anfängliche Überraschung bemerkt. »Den müssen Sie doch aber kennen. Und Sie wußten gar nichts davon?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Kurz nachdem Debbie zu De Jong & Co. gegangen war, gingen sie miteinander aus. Es dauerte nur ein paar Monate, dann machte Debbie Schluß. Sie meinte, es würde allmählich ein bißchen zuviel. Rob nahm es ihr wohl eine Weile übel, doch irgendwann meinte Debbie, bei der Arbeit könnten sie wieder normal miteinander umgehen.«

Felicity trank einen Schluck. »Dann aber, eine Woche, ehe Debbie ...«, Felicity machte eine Pause, »in den Fluß fiel, rief dieser Rob wieder an. Es war schon spät, kurz nach Mitternacht, glaube ich. Er verlangte, sie sollten es noch mal probieren. Er wollte sie sogar heiraten! Debbie hat darauf nur gesagt, er solle nicht albern sein, aber der

Typ rief Nacht für Nacht wieder an. Er fing an, Debbie auf die Nerven zu gehen. Sie hat ihn angebrüllt, endlich Leine zu ziehen, doch offenbar hat ihn das nicht im mindesten beeindruckt.«

»Aber warum hat er denn bloß plötzlich beschlossen, sie zu heiraten?« fragte ich.

»Wie gesagt, ein bißchen verrückt war dieser Rob sicher. Debbie meinte, er sei eben so. Aber Sie kennen ihn doch?«

Ich nickte. Es stimmte, Rob war so. »Ich verstehe nur nicht recht, warum er mit seinem Antrag so lange gewartet hat.«

»Er war eifersüchtig. Jedenfalls hat Debbie das behauptet.«

»Eifersüchtig? Und auf wen?«

»Ich weiß es nicht. Debbie sagte, sie habe ein Auge auf einen anderen im Büro zu werfen begonnen, und das gefiel Rob offenbar nicht. Er fing an, Besitzansprüche zu stellen, und das ärgerte sie.«

Einen Augenblick lang überlegte ich ratlos, von wem Debbie wohl gesprochen haben mochte. Dann endlich begriff ich: Es kam dafür nur einer in Frage. Ich.

Ich kam mir sehr blöd vor. Daß unsere Beziehung enger geworden war, war selbst Rob klargewesen. Doch meinem vernagelten Schädel hatte das erst wirklich zu dämmern begonnen, als sie bereits tot war.

Die Niedergeschlagenheit, die mich seitdem überallhin verfolgte, senkte sich wieder über mich. Mit Debbie war eine Gelegenheit gestorben, aus der Zwangsjacke meines Lebens auszubrechen: der Selbstdisziplin, der Einsamkeit,

der Arbeitswut und völligen Hingabe an ein Ziel. Debbie hatte Unbeschwertheit, Spaß und ein angenehmes Mit-einander bedeutet. Und gerade, als ich das alles zu begreifen anfing, war es mir wieder entrissen worden. Entrissen von dem dünnen Mann mit den toten Augen.

Ich leerte mein Glas und erhob mich, um zu gehen.

»Danke, daß Sie Debbies Sachen hergebracht haben«, sagte Felicity und wies auf den Karton. »Ich gebe sie ihren Eltern.«

Der Karton erinnerte mich an Debbies mit Papieren übersäten Schreibtisch. Und an die Prospekte, die dort lagen. Ich blieb an der Tür stehen. »Sie haben wohl nicht zufällig schon mal den Namen Irwin Piper gehört?«

»Doch, ich denke schon.« Felicity überlegte einen Augenblick. »Ich bin mir ziemlich sicher, daß Denny Clark ihn vor ein paar Jahren mal verteidigt hat. Warum fragen Sie?«

»Ach, nur wegen einer Sache, an der Debbie gearbeitet hat, ehe sie starb. Ich würde das gern zum Abschluß bringen. Können Sie sich noch an irgend etwas erinnern, was den Fall angeht?«

»Nein. Ich hatte nichts damit zu tun. Aber Debbie vielleicht. Wenn es wichtig ist, könnte ich nachfragen, wer sich damit befaßt hat. Debbie muß da ja mit einem der Partner zusammengearbeitet haben.«

»Damit wäre mir sehr geholfen«, sagte ich. »Ich würde sehr gern mit jemandem darüber sprechen. Vielleicht macht das die Dinge etwas klarer.« Ich öffnete die Tür. »Vielen Dank für den Wein.«

»Nichts zu danken. Ich freue mich über jede Gesell-

schaft. Wenn man allein ist, kann einem in dieser Wohnung schon mal die Decke auf den Kopf fallen.«

Ich verabschiedete mich und ging.

Als ich nach Hause kam, drehte sich mir der Kopf. Zum Teil kam das vom Wein. Hauptsächlich aber von dem Wirbel von Informationen, die ich während der letzten paar Tage erhalten hatte.

Debbies letzte Lebenstage waren alles andere als ereignislos gewesen. Ihr Streit mit Hamilton, ihre Sorgen wegen Piper und des Tahiti und obendrein ausgerechnet Rob, der ihr damit in den Ohren lag, daß sie ihn heiraten sollte.

Das alles vermischt sich mit dem Gefühlswirrwarr, den ich selbst in bezug auf sie empfand. Ich hätte etwas darum gegeben, mit ihr über alles sprechen zu können, was ich herausgefunden hatte. Da gab es eine ganze Menge zu bereden. Wenn dieser Scheißkerl sie bloß nicht umgebracht hätte! Ich war mir immer sicherer, daß ihr Tod kein Unfall war.

Ich zog meine Sportsachen an und begab mich auf meine Runde um den Park. Der Wein, den ich im Magen hatte, machte mir zu schaffen, aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich rannte, bis es schmerzte, und legte noch ein bißchen zu. Völlig ausgepumpt kehrte ich in meine Wohnung zurück, badete und ging schlafen.

Am nächsten Morgen wollte ich im Büro einige bestimmte Dinge erledigen, aber das war nicht so einfach. Seit Debbie nicht mehr da war, hatte ich Anrufe für zwei zu

beantworten. Die Märkte waren nervös. Die Japaner waren auf der Verkäuferseite, weil der Dollar gegenüber dem Yen nachgab, doch über Nacht hatten die Amerikaner massive Stützungskäufe getätigt. Das war genau die Art Markt, die einem, wenn man fix genug war, Gelegenheiten in Hülle und Fülle bot. Ich hatte jedoch Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren, und verpaßte sie alle.

Ich sah zu Robs Schreibtisch hinüber. Er starzte auf seinen Monitor und biß sich dabei auf die Lippen. Eine seiner Positionen begann offenbar gegen ihn zu laufen. Vor ihm leuchtete ein Lämpchen auf, und seine Hand griff hastig nach dem Hörer vor sich. Er hörte ein paar Sekunden zu, seine Miene verfinsterte sich, und dann warf er den Hörer vor sich auf den Schreibtisch. Rob war an diesem Morgen nicht glücklich.

Ich versuchte, mich an irgendein verräterisches Anzeichen dafür zu erinnern, daß da zwischen Rob und Debbie etwas gewesen war, aber mir fiel nichts ein. Keine Seitenblicke, keine Versuche, einander aus dem Weg zu gehen, kein verlegenes Schweigen. Sie waren immer nur freundlich miteinander umgegangen. Ich hatte auch keinerlei Klatsch über sie gehört, aber schließlich war ja Debbie selbst die Schaltstelle für Klatsch bei uns gewesen. Ich fragte mich, ob wohl sonst noch jemand Bescheid gewußt hatte.

Ich stand auf und ging zum Kaffeeautomaten hinüber. »Möchtest du auch eine Tasse?« fragte ich Karen, als ich an ihrem Schreibtisch vorbeikam.

»Oh, ja bitte. Mit Milch, ohne Zucker.«

Eine Minute später kehrte ich mit zwei Tassen zurück

und reichte die eine Karen. Ich lehnte mich an ihren Schreibtisch. Sie wirkte überrascht. Ich war eigentlich nicht der Typ, der auf ein Schwätzchen irgendwo stehenblieb.

»Ich habe gestern etwas sehr Seltsames gehört«, sagte ich leise.

»Ach, ja?« Karens Interesse war sofort geweckt.

»Es ging um Debbie. Und um Rob.«

Karen zog die Brauen hoch. »Ach, ist das alles? Hast du das nicht gewußt? Allerdings war das lange, ehe du hier angefangen hast. Muß zwei Jahre her sein.«

»Ich wäre nie darauf gekommen.«

»Na ja, es hat ja auch nicht lange gedauert. Sie haben zwar versucht, es geheimzuhalten, doch alle wußten es. Aber das ist ja mittlerweile Schnee von gestern. Der arme Rob, muß ihm trotzdem noch arg zusetzen, was mit ihr passiert ist.«

»Hm. Armer Kerl«, sagte ich und kehrte an meinen Schreibtisch zurück. Aber ja, er mußte einem einfach leid tun, er war ernsthaft verstört.

Ich hatte immer noch alle Mühe, mich auf den Markt zu konzentrieren, als Felicity anrief. »Ich hab rausgefunden, wer mit dem Fall Piper zu tun hatte«, sagte sie. »Es war Robert Denny, unser Seniorpartner.«

»Aha. Ob er wohl Zeit hätte, mich zu empfangen?«

»Keine Sorge«, sagte Felicity. »Mr. Denny ist ein sehr netter Mensch, kein bißchen aufgeblasen. Er war ganz verstört, als Debbie wegging. Ich habe schon erwähnt, daß Sie ihn vielleicht gern sprechen würden, und er hat gesagt, Sie brauchen nur einen Termin mit seiner Sekretärin auszumachen.«

Ich dankte ihr. Mr. Dennys Sekretärin war freundlich und tüchtig. Donnerstag um drei.

Dann rief ich Cash an. Ich hatte mit ihm über eine Menge zu reden. Etwa darüber, was er über die Nachforschungen wegen der Gypsum-of-America-Ankäufe wußte. Und in wessen Auftrag er das Angebot für unsere Gypsum-Anleihen gemacht hatte. Ob er mir noch etwas mehr über Irwin Pipers Vorgeschichte erzählen konnte.

»Bloomfield-Weiss-Investmentbank«, meldete er sich.

»Hallo, hier ist Paul. Kann ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Aber gewiß doch, schießen Sie los.«

»Nein, nicht am Telefon. Ich glaube, es wäre besser, wenn wir uns zum Mittagessen träfen, oder vielleicht auf einen Drink oder so.«

Cash entging der ernste Tonfall meiner Stimme nicht.

Nach einer kurzen Pause sagte er: »Diese Woche ist es ein bißchen eng bei mir, hat es nicht Zeit bis Henley am Samstag?«

»Ich würde Sie gern eher sehen. Heute oder morgen.«

Cash seufzte. »Okay, okay. Sie treffen sich heute abend doch mit Irwin Piper in seinem Hotel, wie wär's denn dann? Ich hole Sie dort ab, und dann können wir irgendwo in Ruhe ein Glas trinken. Wie wäre das?«

»Prima«, sagte ich. »Dann bis heute abend.«

Irwin Piper wohnte im Stafford, einem kleinen, aber eleganten Hotel gleich am St. James's Park. Wir waren für sieben Uhr verabredet. Ich kam ein paar Minuten zu früh und ging zur Bar. Der holzgetäfelte Raum mit seinen

grüngepolsterten Lederstühlen war gedämpft beleuchtet, die Atmosphäre warm, behaglich und exklusiv. Die Bar war leer bis auf ein älteres amerikanisches Ehepaar, das in einer Ecke an seinen Martinis nippte. Ich hatte Lust, mir ein Young's zu bestellen, aber Bier schien nicht recht hierherzupassen, also bat ich um einen Malt Whisky. Der Barmann zeigte mir eine Karte mit einer eindrucksvollen Liste von Spirituosen. Das Billigste war ein Glenlivet und das Teuerste ein Armagnac von 1809. Da ich die neunundachtzig Pfund für den Armagnac nicht dabei hatte, begnügte ich mich mit einem Glas Knockando und nippete mit Bedacht an der hellgoldenen Flüssigkeit, während ich auf Piper wartete.

Ich beachtete den großen, teuer gekleideten Mann, der die Bar betrat, erst, als er auf mich zukam und sagte: »Mr. Murray?« Nicht gerade die Art Mann, die man sich unter einem Casinobesitzer vorstellte. Er war von Kopf bis Fuß englisch gekleidet, zweifellos alles handgearbeitet und wahrscheinlich im Umkreis einer Viertelmeile vom Hotel gekauft. Kein Engländer aber hätte die Sachen so getragen, wie er es tat. Das Sportjackett, die Golfschuhe, die grüne Krawatte mit den Fasanen hatten sämtlich etwas Gelecktes, das ihre »Lässigkeit« Lügen strafte. Piper war ein paar Zentimeter größer als ich, trug das Haar sorgfältig zurückgekämmt und hatte das markante Kinn eines Filmstars. Er wurde von teurem After-shave umweht.

»Ja, ich bin Paul Murray.« Ich stieg von meinem Barhocker und streckte ihm die Hand entgegen.

»Guten Abend, Paul. Irwin Piper. Ich freue mich, Sie kennenzulernen.« Wir schüttelten einander die Hand.

»Wollen wir uns nicht dort drüben hinsetzen?« Piper führte mich in die Ecke gegenüber dem amerikanischen Ehepaar, winkte einen Kellner heran und bestellte einen Whisky Soda.

»Sind Sie schon lange in London?« fragte ich.

»Erst seit etwa einer Woche«, antwortete Piper. »Ich habe aber vor, nächsten Monat wiederzukommen. Ich will zur Moorhuhnjagd nach Schottland.«

Meine eigenen Erfahrungen mit dem Aufscheuchen von Moorhühnern in Yorkshire kamen mir in den Sinn, für fünf Pfund am Tag und eine Flasche Bier, doch ich hielt es für besser, sie für mich zu behalten. Jetzt ging es darum, Piper so auszufragen, daß ich Anhaltspunkte für eventuelle dunkle Kapitel in seiner Vergangenheit bekam. Wäre er einschüchternd gewesen, hätte mich das weiter nicht gestört. Ich hatte durchaus nichts dagegen, Aggressivität mit Aggressivität zu begegnen. Die Schwierigkeit bestand vielmehr in der Mischung aus Charme und Autorität, die peinliche Fragen noch viel peinlicher erscheinen ließ.

»Vielen Dank, daß Sie sich die Zeit für ein Treffen genommen haben«, fing ich an. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, könnten wir vielleicht zuerst auf Ihre Vorgeschichte als Casinobesitzer zu sprechen kommen.«

Pipers Brauen zogen sich in leiser Mißbilligung zusammen. »Ich würde nicht sagen, daß ich eine ›Vorgeschichte als Casinobesitzer‹ habe. Gewiß, die Hotels, die ich baue, haben auch Casinos, aber in der Hauptsache dienen sie der Unterhaltung, nicht dem Glücksspiel.« Seine Stimme war gepflegt, fast englisch im Tonfall. Er klang wie die reichen Männer in amerikanischen Vor-

kriegsfilmen. Seinen Landsleuten kam seine Redeweise vermutlich affektiert vor.

»Aber Ihr Geld machen Sie doch mit dem Glücksspiel, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt.« Piper streckte die Finger vor sich aus und musterte seine gepflegten Nägel. Das sind saubere Hände, wollte er wohl sagen. »Mit dem Spielbetrieb selbst habe ich jedoch nicht viel zu tun. Ich bin ein Organisator. Ich stelle die besten Leute ein.«

Er kam jetzt in sein Fahrwasser und begann, schneller zu sprechen. Er zählte an den Fingern ab: »Ich habe Art Buxxy, den besten Showman im Casinogeschäft, unter Vertrag. Ich habe einen promovierten Mathematiker aus Princeton, der dafür sorgt, daß die Chancen, sagen wir mal, stets korrekt verteilt sind. Ich habe den Manager eines Spitzenhotels in Genf angestellt, und ich habe ein Software-Genie, das die fortschrittlichste Kundeninformations-Datenbank der Branche aufgebaut hat.«

»Und was ist dann Ihre Rolle?«

»Ich hole sie alle zusammen. Arrangiere die Finanzierung. Sorge dafür, daß das Ganze sich rechnet.« Piper lächelte. »Art fällt die meisten betrieblichen Entscheidungen. Er ist der Mann in der vordersten Linie.«

»Dann haben Sie also am Tahiti selber kein Interesse?«

»Oh, nein, Sie mißverstehen mich«, sagte Piper. »Ich wollte immer schon das großartigste Hotel der Welt bauen. Und das Tahiti wird genau das. Es mag ja nicht in allem meinem Geschmack entsprechen«, er ließ den Blick beifällig durch die Bar des Stafford wandern, »doch die Leute werden nur so hinströmen, glauben Sie mir.«

»In wie viele Casinos, ich meine Hotels, haben Sie in der Vergangenheit bereits investiert?« fragte ich.

»In ein oder zwei.«

»Könnten Sie da etwas genauer werden?«

»Leider nicht. Das waren private Investitionen.« Piper sah meine besorgte Miene. »Ist alles vor der Gaming Commission dargelegt worden, falls es das ist, was Sie beunruhigt«, sagte er, und es klang gekränkt. Er sah mich fragend an.

»Aber sicher, damit gibt es bestimmt keine Probleme«, sagte ich und verfluchte mich sofort dafür. Piper hatte mich dazu herausgefordert, seine Rechtschaffenheit in Frage zu stellen, und ich war vor dieser Herausforderung zurückgewichen.

Piper lehnte sich in seinen Sessel zurück und lächelte.

»Sie tätigen doch auch eine ganze Reihe eher passiver Investitionen, nicht wahr?« fragte ich. »Sind Sie nicht auch, was man einen Arb nennt?« Ich meinte die Arbitragehändler der Wall Street, die sich bei der ersten Witterung einer Übernahme auf die Aktien des Übernahmeopfers werfen, in der Hoffnung, einen Treffer zu landen.

Wie zu erwarten, gefiel Piper auch diese Frage nicht. »Ich habe ein großes Portfolio, das ich aggressiv verwalte«, erklärte er. »Wo ich einen strategischen Vorteil erkenne, den der Markt nicht gesehen hat, nehme ich umfangreiche Positionen Aktien auf – ja.«

»Und das mit Erfolg ...?«

»Ich habe zwar den einen oder anderen Fehler begangen, aber meistens funktioniert alles ganz prächtig.«

»Haben Sie in letzter Zeit irgendwelche Erfolge aufzuweisen?«

Piper lächelte verständnisheischend. »Leider kann ich individuelle Investitionen nicht erörtern. Das wäre keine gute Idee, andere bekämen dadurch allzuviel Einsicht in meine Vorgehensweise. Ein Pokerspieler zeigt niemals sein Blatt, nachdem er die Karten zusammengeschoben hat.«

So kam ich nicht weiter. Piper konnte die ganze Nacht lang den ehrbaren und wohlhabenden amerikanischen Gentleman spielen. Und wie sollte man es wissen, vielleicht war er das ja wirklich. Nur eines wollte ich noch probieren.

»Also gut, Mr. Piper. Ich danke Ihnen. Sie haben mir sehr geholfen«, log ich. »Nur noch eine letzte Frage, ehe ich gehe. Hatten Sie jemals etwas mit Deborah Chater zu tun?«

Piper wirkte aufrichtig verblüfft. »Nein, ich glaube nicht.«

»Oder mit Denny Clark?« Ich schaute ihn durchdringend an. Er bemerkte es und warf den Kopf zurück. Er mochte diese Art Fragerei nicht. »Nein, auch mit Denny Clark nicht, wer immer das sein mag. Nun, damit wären wir wohl fertig.«

Wir erhoben uns, und ich steuerte auf die Tür der Bar zu.

Ehe ich sie erreichen konnte, kam Cashs vierschrötige Gestalt hereingestürmt. Die gespannte Atmosphäre löste sich sofort, als seine rauhe Stimme polterte: »Paul! Da sind Sie ja! Irwin! Wie geht's Ihnen? Seid ihr fertig?«

Ich sagte nichts. Ich stand einfach nur da. Hinter Cash

hatte noch jemand die Bar betreten. Ich erkannte ihn wieder.

Diesmal hatte ich Gelegenheit, ihn mir gründlich anzuschauen. Er war etwa einsachtzig groß, schlank und hatte ein schmales Gesicht. Tiefe Falten zogen sich vom Nasenrücken zu den Mundwinkeln hinab. Trotz seiner schmalen Gestalt hatte er breite Schultern, und sein Anzug hing wie unnütz an seinem athletischen Körper. Er wirkte durchtrainiert und kräftig. Und seine Augen, verwaschen hellblau, blickten nirgendwohin. Das Weiße war in der Nähe der Pupillen gelb und von der einen oder anderen feingestrichelten Ader durchzogen.

Diese Augen kannte ich.

»Irwin, Joe kennen Sie ja«, fuhr Cash fort. »Joe Finlay, Paul Murray. Sie beide kennen einander noch nicht, stimmt's? Joe ist für unsere Transaktionen mit den US-Gesellschaften zuständig.«

Ich sagte nichts, sondern schüttelte nur Finlays zögernd dargebotene Hand. Er sah mich zwar an, doch ohne jedes Anzeichen des Wiedererkennens. Überhaupt ohne jegliche Regung.

»Wie sind Sie miteinander klargekommen?« fragte Cash. »Sind Sie zufrieden, Paul?«

Ich riß mich zusammen und antwortete: »Ja, danke. Es war sehr nützlich. Vielen Dank noch mal, daß Sie es möglich gemacht haben, Mr. Piper.«

Pipers Verärgerung hatte dem Ansturm von Cashs Wohlgelauntheit nicht standgehalten. »Aber ich bitte Sie. Ich hoffe, Sie werden einsehen, daß das Tahiti eine wirklich hervorragende Investitionsgelegenheit darstellt.«

»So ist es«, sagte Cash. »Und unser Paul läßt sich so was nicht gern entgehen. Kommen Sie, gehen wir. Die Nacht ist noch jung.«

Wir ließen Piper in der Lobby des Hotels zurück. Als wir draußen waren, lief Cash auf die Straße hinaus, um ein Taxi heranzuwinken. Joe blieb stehen und zündete sich eine Zigarette an. Er merkte, daß ich ihn ansah, und bot mir auch eine an. Ich schüttelte den Kopf. Während der Minute, die Cash brauchte, um uns ein Taxi zu besorgen, standen wir schweigend da, ich für mein Teil voller Unbehagen.

»Zum Biarritz«, rief Cash dem Fahrer zu.

»Was ist denn das?« fragte ich Cash, während wir einstiegen.

»Eine Champagnerbar«, sagte er. »Wird Ihnen gefallen. Da finden Sie eine ganze Rotte von Händlern von Bloomfield Weiss. Eine gute Gelegenheit, sie alle kennenzulernen.«

»Nie die Händler kennenlernen«, lautete ein Diktum von Hamilton. Sollten die Verkäufer sich mit ihnen befassen. Je weniger sie einen kannten, desto weniger konnten sie taktieren. Ich war jedoch froh über die Gelegenheit, etwas über Joe herausfinden zu können.

An der nächsten Ampel drehte der Taxifahrer sich um, sah Joe an und fragte: »Können Sie nicht lesen?«

Der ganze Wagen war mit Rauchverbotsschildern beklebt. Joe nahm einen tiefen Zug und stieß genüßlich den Rauch aus, den Blick unverwandt auf den Fahrer gerichtet. Der Fahrer war ein großer, schwerer Mann. Er war wütend.

»Was ist mit Ihnen los, Mister? Ich hab Sie gefragt, ob Sie nicht lesen können.«

Nichts.

»Joe, wie wär's, wenn Sie die Zigarette ausmachten, hm?« fragte Cash leise.

Keine Reaktion.

Die Ampel wurde grün, aber der Fahrer machte keinerlei Anstalten weiterzufahren. »Wenn Sie die Kippe da nicht ausmachen, können Sie aussteigen.«

Joe nahm die Zigarette sehr langsam aus dem Mund. Ich spürte, wie Cash sich ein wenig entspannte. Joe hielt die Zigarette in der ausgestreckten Hand, setzte ein dünnes, unfrohes Lächeln auf und beugte sich vor, um die Glut im fleischigen Nacken des Taxifahrers auszudrücken.

»Scheiße noch mal!« schrie der Fahrer, während er sich wie verrückt hin und her wand.

Joe öffnete die Wagentür und sprang auf den Bürgersteig. Nahezu im selben Zug hielt er ein anderes Taxi an und sprang hinein. Cash und ich folgten ihm eilends, während unser bisheriger Fahrer aus vollem Hals fluchte und sich mit wiegenden Bewegungen den Nacken hielt.

»Worüber regt der sich denn so auf?« fragte unser neuer Fahrer.

»Ein Irrer«, sagte Joe und lächelte sanft in sich hinein.

Die Fahrt zum Biarritz wurde schweigend fortgesetzt. Die Bar erwies sich als voll und verraucht. Der Boden war aus schwarzweißen Rechtecken, die Theke aus Chrom, die Möbel Art déco. Cash ruderte uns zu einem Tisch durch, der von einem halben Dutzend Eurobond-Traders

umringt war. Man sah ihnen die Händler an. Sie waren zwar von ganz unterschiedlicher Größe, alt und jung, aber alle waren nervös. Die Blicke zuckten hierhin und dorthin, und für ein paar Sekunden griff Gelächter um sich, um gleich wieder zu ersterben. Einige schienen vor der Zeit ergraut. Junge Gesichter mit den Falten alter Männer.

Auf dem Tisch standen bereits drei leere Flaschen Bollinger. Die Runde war ganz offensichtlich im Begriff, sich aufzulösen. Cash stellte mich allen vor. Ich zog den einen oder anderen argwöhnischen Blick auf mich. Effektenhändler sind vor ihren »Kunden« genauso auf der Hut wie ihre Kunden vor ihnen. Alle waren jedoch bestens aufgelegt und entschlossen, sich durch meine Anwesenheit nicht die Stimmung verderben zu lassen. Cashs hemdsärmelige Begrüßung wurde erwiderst. Joe wurde mit einem Nicken bedacht.

Glücklicherweise war ich nicht allein diesem Rudel ausgesetzt. Cash setzte mich ans Tischende und sich selbst entschlossen neben mich. Ich war dankbar für den Schutz. Während die Händler sich wieder lautstark über den Tisch hinweg unterhielten, beugte ich mich zu Cash hinüber.

»Trinken Sie öfter was mit diesen Knaben?«

»Ab und zu mal«, sagte er. »Es ist genauso wichtig, die Trader bei Laune zu halten wie die Kunden.«

Ich trank einen Schluck Champagner. »Was war denn das im Taxi?« fragte ich.

»Das war typisch Joe«, sagte Cash und nahm einen kräftigen Zug. »Der ist verrückt. Ernsthaft verrückt. Am besten geht man ihm aus dem Weg, wenn er so anfängt.«

»Das kann ich mir denken«, sagte ich. »Ist er bei der Arbeit etwa auch so?«

»Ich glaube nicht, daß er da schon mal wirklich jemanden verletzt hat«, sagte Cash. »Abgesehen von sich selbst.«

»Was soll das heißen?«

»Na, ich erinnere mich, daß er einmal auf zwanzig Millionen zehnjährigen Euros saß. Ihm stand das Wasser bis zum Hals. Er hatte ungefähr eine Stunde damit verbracht, auf den Telerate-Monitor zu starren und zu warten, daß der Markt sein Einstandsniveau erreichte, so daß er zumindest plus/minus wieder aus der Sache rauskam. Dann stürzte sein Bildschirm ab. Irgendein Problem mit der Verbindung zum Terminal. Ich hab ihn beobachtet. Er hat nicht gebrüllt oder geschrien oder irgendwas. Sein Gesicht war völlig ungerührt. Er stand einfach auf und hieb die Faust in den Monitor. Dabei hat er sich übel das Handgelenk verletzt. Dann hat er den Hörer genommen, seine Position mit Verlust verkauft und ist gegangen. Das Blut lief ihm nur so von der Hand, doch das schien ihn nicht zu kümmern. Man sagt, er sei beim Militär gewesen. Bei der SAS«, fuhr Cash fort. »Dann hat er eines Tages in Nordirland einen unbewaffneten Sechzehnjährigen erschossen. Es ließ sich zwar nicht mit Sicherheit beweisen, ob er wußte, daß der Junge unbewaffnet war. Aber bald danach ist er aus der Armee ausgetreten.«

»Und wie ist er bei Bloomfield Weiss gelandet?«

»Ein ehemaliger US-Marine hat ihn eingestellt, der in ihm den verwandten Geist zu erkennen meinte. Er ist jetzt schon vier, fünf Jahre bei uns.«

»Und kann er was?«

»O ja, er versteht was vom Geschäft. Und wie. Er ist der Beste. Keiner kann ihn leiden, aber alle müssen ihn ertragen. Er hat einen sehr scharfen Verstand und eine gute Nase. Ich versuche allerdings, ihn von den Kunden fernzuhalten.«

»Außer von mir?« fragte ich.

»Tut mir leid.« Cash trank noch einen Schluck. Dann beugte er sich vor. »So, Sie haben doch gesagt, Sie müßten mich dringend sprechen. Um was geht's denn nun?«

Ich berichtete Cash von meiner Diskussion mit Bowen, dem Compliance Officer von Bloomfield Weiss.

Cash hörte aufmerksam zu. Als ich fertig war, pfiff er durch die Zähne. »Da passen Sie mal besser auf. Bowen ist ein Mistkerl, einer von den ganz Eifrigen. Der läßt so leicht nichts auf sich beruhen.«

»Und was wissen Sie von dieser ganzen Sache, Cash?« fragte ich.

»Na, nichts«, sagte er so unschuldig wie ein Schuljunge, den man mit einer Schachtel Zigaretten in der Jackentasche erwischt hatte.

»Ach, kommen Sie, Sie müssen doch irgendwas wissen«, drang ich in ihn. »Für wen haben Sie denn die ganzen Anleihen gekauft? Für die DGB doch wohl nicht, oder? Da muß jemand anders dahinterstecken.«

»Sie wissen doch, daß ich Ihnen das nicht sagen kann, Paul.«

»Quatsch. Selbstverständlich können Sie das. Das ist eine ernsthafte Angelegenheit. Wissen Sie, wer die Gypsum-Aktien gekauft hat, ehe die Übernahme angekündigt wurde?«

»Ehrlich, Paul, ich würde Ihnen ja gern helfen«, sagte Cash, immer noch die Unschuld in Person. »Aber Sie wissen ja, wie das ist. Ich hab keine Ahnung, wie der Aktienkurs steigen konnte. Ich weiß nicht mal, für wen wir gekauft haben. Ein anderer Verkäufer hat mit unserem Geschäftspartner gesprochen.«

Ich gab es auf. Cash war ein professioneller Lügner. Er log tagaus, tagein, und man bezahlte ihm dafür einen Haufen Geld. Er würde nicht nachgeben, das war klar. Trotzdem hatte ich keine Ahnung, ob er einfach nur die Identität des Käufers der Gypsum-Anleihen geheimhielt oder ob mehr dahintersteckte.

Wir saßen stumm da und beobachteten die Gruppe um uns herum. Die Leute waren bester Laune. Die Diskussion hatte sich von den Anleihen auf die Frauen und den Büroklatsch verlagert.

Joe stand schwankend auf und setzte sich neben Cash und mich. Wenn ich auch mit ihm sprechen wollte, so machte mich seine Gegenwart unmittelbar neben mir doch nervös. Er schien unberechenbar und gefährlich.

»Na, kommen Sie auf Ihre Kosten?« fragte er, die toten Augen fest auf mein Gesicht gerichtet. Er war offensichtlich betrunken. Er sprach nicht undeutlich, nur übermäßig langsam und überlegt.

»Ist ganz nett, den Gegner mal in Fleisch und Blut zu erleben«, sagte ich lahm.

Joe wandte den Blick keinen Augenblick von meinem Gesicht, als er einen tiefen Zug aus seinem Champagnerglas nahm. Ach, du lieber Gott, dachte ich, er hat mich erkannt.

Cash gab sich alle Mühe, die Lage zu entschärfen. »Paul war mal Olympiateilnehmer, wissen Sie«, sagte er. »Erinnern Sie sich noch an Paul Murray? Über achthundert Meter? Er hat vor ein paar Jahren die Bronzemedaille gewonnen.«

»Ach ja?« sagte Joe. »Dachte ich mir doch, daß ich das Gesicht schon mal gesehen habe. Ich bin selbst ein eifriger Läufer. Halten Sie sich immer noch fit?«

»Nicht richtig«, sagte ich. »Ich laufe zwar noch ein bißchen, aber eher zur Entspannung, als um auf der Höhe zu bleiben.«

»Wir sollten mal gegeneinander laufen«, sagte Joe tonlos. Ich wußte nicht recht, was ich darauf antworten sollte. Joes Blick hatte mein Gesicht nicht losgelassen, seit er sich zu uns gesetzt hatte. Ich fühlte mich äußerst unbehaglich.

Ich sah mich in der Bar um, ein Versuch, seinen Blick loszuwerden, doch es klappte nicht.

»Sie arbeiten also für De Jong?« sagte er.

»Ja.«

»Hamilton McKenzie ist ein Arschloch, was?«

Ich lachte und bemühte mich, einen harmlosen Ton anzuschlagen. »Das mag für Sie vielleicht so aussehen, aber er ist ein sehr guter Chef. Und er ist ein hervorragender Portfoliomanager.«

»Nein, ist er nicht. Er ist ein Schieber. Und ein Arschloch.«

Dazu konnte ich nun nicht viel sagen.

»Und dieses Flittchen Debbie hat auch für euch gearbeitet, wie?«

Ich sagte nichts. Joe fuhr fort. »Ich hab gehört, daß sie

vor kurzem in den Fluß gefallen ist. Tragisch, so was.« Das alles kam in einer seltsam sachlichen Art aus ihm heraus, die seinem letzten Kommentar etwas unangenehm Ironisches verlieh, das ich zu überhören vorzog.

»Ja, das war es«, sagte ich. »Eine furchtbare Tragödie.«

»Haben Sie sie gevögelt?«

»Nein, selbstverständlich nicht.« Ich mußte mich schwer zusammennehmen, um nicht vor Wut zu platzen. Ich hielt seinem starren Blick stand und erwiderte ihn.

»Ach, nein? Das ist ulkig, da sind Sie wohl der einzige«, sagte er, und ein dünnes Lächeln kräuselte seine Lippen. »War ein beliebtes Mädchen, diese Debbie. Konnte nie genug kriegen. Ich hab's ihr selbst 'n paarmal besorgt, der Schlampe.« Er lächelte ein bißchen breiter.

Stille hatte sich am Tisch ausgebreitet. Alle Augen waren auf mich gerichtet. Ich wußte, er wollte mich reizen, zum Kampf aufstacheln. Ich war wütend.

Langsam stand ich auf. Er blickte einfach nur zu mir hoch, und das dünne Lächeln umspielte immer noch seine Lippen.

Cash stieß mich mit dem Ellenbogen an. »He, Paul, kommen Sie. Sie haben doch gesagt, Sie wollten nicht, daß es spät wird. Nehmen wir zusammen ein Taxi.«

Ich wußte, er hatte recht. Ich ließ mich von ihm aus der Bar drängen.

»Mann, hören Sie, das letzte, was Sie wollen können, ist, sich mit diesem Kerl auf einen Kampf einzulassen«, sagte Cash, als wir ins Taxi stiegen. »Betrachten Sie es mal so: Er hat sich mit Ihnen schlagen wollen, und es ist ihm nicht gegückt.«

»Abschaum«, sagte ich. »Dreckiger Abschaum.« Ich saß wutschnaubend da und malte mir aus, was ich Finlay alles angetan hätte, wenn Cash mich nicht daran gehindert hätte.

Nach ein paar Minuten fragte ich Cash: »Stimmt das, was er über sich und Debbie gesagt hat?«

»Na ja, ich weiß nicht. Ich glaube, er hat sich vor ein, zwei Jahren ein paarmal mit ihr getroffen. Aber ich glaube, sie hat ihm den Laufpaß gegeben. Vielleicht ist er ja deshalb noch sauer auf sie.« Cash berührte meinen Arm. »Hören Sie, vergessen Sie, was er gesagt hat. Sie war ein gutes Mädchen.«

»Ja«, sagte ich, während das Taxi vor meinem Haus hielt. »Ja.«

## 7

Am nächsten Tag war ich immer noch wütend. Ich hatte diesen Schweinehund am Schauplatz von Debbies Tod gesehen. Er war offensichtlich der gewalttätige Freund, von dem Felicity gesprochen hatte. Derjenige, der Debbie erst herumkommandiert und sie dann verprügelt hatte, als sie ihn wegen seiner Ehe zur Rede stellte.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr ärgerte es mich, daß ich mich von Cash hatte weglosen lassen, ohne es ihm heimzuzahlen. Ich beschloß, am Abend zu ihm nach Hause zu gehen und herauszufinden, was wirklich passiert war. Ich wußte, das war dumm, doch ich war fest entschlossen.

Ich rief Cash an und fragte nach Joes Adresse. Er wollte sie mir nicht geben, aber ich ließ nicht locker. Ich wartete bis um sieben, weil ich annahm, daß Joe dann zu Hause war, und brach nach Wandsworth auf.

Er wohnte in einer Sackgasse. Die kleine Straße bestand aus großen roten Häusern von der Jahrhundertwende, den Behausungen mittelschwerer Bankiers.

Es war ein heißer Tag gewesen, und die Luft war immer noch stickig. Über der kleinen Straße lag eine fast ungestörte Stille. Die Häuser waren in keinem guten Zustand: Die Fenster waren schmierig und staubig, und manche sogar kaputt, von Türen und Schwellen blätterte die Farbe. Die meisten Häuser waren wohl in Wohnungen für Alleinstehende oder unverheiratete Paare umgewandelt worden, die in die Stadt pendelten. Etwas Kleines, Huschendes, das zwischen den Mülltonnen herumflitzte, erschreckte mich. Eine Katze? Ein verständterter Fuchs?

Ich fing an, mich unbehaglich zu fühlen. Ich hatte keine Ahnung, wie Joe darauf reagieren würde, daß ich hergekommen war. Ich wußte schließlich nur, daß er unberechenbar und zuweilen gewalttätig war. Den ganzen Tag hatte ich mir immer wieder die Worte vorgesagt, mit denen ich ihm gegenüberstehen wollte, aber plötzlich hatten sie ihre Überzeugungskraft eingebüßt. Ich blieb mitten auf der Straße stehen. Dann sah ich wieder Debbie, wie sie sich von ihrem Schreibtisch zurücklehnte, die Mail vor sich ausgebreitet, und mich mit strahlenden Augen und breitem Lächeln aufzog. Die Wut kochte aufs neue in mir hoch.

Ich ging mit langen Schritten die Straße hinauf. Joes Haus stand am Ende, hoch, schmalbrüstig und rot und ein wenig abseits. Zwei viktorianisch-gotische Türmchen dienten als einzige Verzierung. Ich lief die kurze Auffahrt hinauf und wurde sofort von einer Gruppe großer Rhododendren verdeckt.

Ich konnte das gedämpfte Geräusch eines weinenden Babys hören, wahrscheinlich von hinter dem Haus. Ich klingelte. Nichts rührte sich. Das Baby hatte das Läuten jedoch offenbar bemerkt und verstärkte sein Geschrei. Heiser und wütend schnitt es durch die brütende Stille des von Hecken umschlossenen Grundstücks.

Hatte Joe sein schreiendes Kind allein zu Hause gelassen? Ihm traute ich das zu, doch was war mit seiner Frau? Ein bißchen seltsam war mir schon zumute, als ich mich zwischen den Beeten vor dem Haus hindurchschlängelte, um durch eines der Fenster zu sehen. Ich wollte wissen, was da los war, und schaute in eine Küche. Auf der Arbeitsplatte lagen die Zutaten einer halbfertigen Mahlzeit, am Boden gehackte Zwiebeln und ein Küchenmesser. Irgendeine dunkle Masse kochte auf dem Herd über den Rand einer Bratpfanne, so daß Fleisch und Fett in die Flamme liefen.

Ich ging weiter zum nächsten Fenster. Da war sie, auf ein Sofa im Wohnzimmer gekauert, eine Frau, die stumm vor sich hin schluchzte. Sie hatte die Knie unters Kinn hochgezogen, und ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, doch die Schultern hoben und senkten sich krampfartig.

Ich klopfe ans Fenster. Keine Reaktion von der Gestalt auf dem Sofa. Ich klopfe erneut und diesmal so hart, daß

die Scheibe klornte. Ein mageres, tränenverschmiertes Gesicht sah zwischen feuchten hellbraunen Haarsträhnen auf. Sie versuchte, den Blick auf mich zu richten, dann ließ sie den Kopf wieder auf die Knie fallen.

Im Hintergrund des Zimmers entdeckte ich eine Tür, die in einen kleinen Garten hinausführte. Ich ging ums Haus herum und stieg über eine abgeschlossene Seitenpforte. Mit zwei, drei Schritten war ich an der Tür, die ich von vorn gesehen hatte. Die Abendsonne flutete über meine Schultern in das hübsch eingerichtete Wohnzimmer. Von der Stelle, an der ich jetzt stand, konnte ich lediglich die Füße der Frau sehen, die in Sandalen steckten. Das Baby hatte für einen Augenblick sein Geschrei eingestellt und lauschte zweifellos, ob jemand kommen und es trösten würde. Ich hörte die Frau leise vor sich hin schluchzen.

Ich hustete. »Hallo?«

Keine Antwort. Sie mußte es gehört haben, aber sie ignorierte mich.

Ich ging hinein. »Ihnen fehlt doch nichts?« fragte ich und berührte leicht ihre Schulter.

Sie zog sich unbeholfen empor, so daß sie aufrecht auf dem Sofa saß, die Arme immer noch um die Knie geschlungen. Sie atmete ein paarmal tief durch, und das Schluchzen hörte auf. »Wer sind Sie denn, verdammt noch mal?«

Ihr schmales Gesicht war hübsch, aber bleich und erschöpft. Es war ein Gesicht, das an Tränen gewöhnt war. Sie rannen ihr immer noch in dünnen Rinnensalnen aus den rotverschwollenen Augen zu den bebenden Lippen hinab.

Während sie sich hin und her wiegte, konnte ich erkennen, daß sie sich mit der einen Hand den Oberarm hielt und mit der anderen die Rippen. Sie hatte Schmerzen.

»Mein Name ist Paul Murray. Soll ich Ihnen eine Tasse Tee holen?«

Sie blickte mich zweifelnd an. Offensichtlich überlegte sie, ob sie mich zum Teufel jagen sollte. Schließlich nickte sie.

Ich ging in die Küche, stellte den Herd ab und schaltete den elektrischen Wasserkessel an. Das Baby blieb stumm. Es mußte wohl endlich eingeschlafen sein. Ich wartete, bis das Wasser kochte. Von der Frau hörte ich nichts.

Ich fand einen Teebeutel, warf ihn in einen Becher, goß kochendes Wasser darauf, tat etwas Milch aus dem Kühl-schränk hinein, fischte den Beutel wieder heraus und trug den Tee ins Zimmer.

Ich reichte ihn ihr. »Zucker?«

Sie sah mich an, als hätte sie nicht gehört, was ich gesagt hatte, und streckte die Hand nach dem Becher aus. Sie zuckte zusammen, als sie sich emporreckte. Ich setzte mich in den Sessel ihr gegenüber.

»Sind Sie verletzt?«

Sie antwortete nicht, beugte sich einfach nur über ihren Tee.

Etwa eine Minute herrschte Stille. »Soll ich einen Arzt rufen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Sind Sie sicher? Vielleicht ist ja eine Rippe gebrochen.« Ich stand auf, um zum Telefon zu gehen, das auf einem kleinen Seitentisch stand.

»Nein.« Ihre Stimme war auf einmal klar und deutlich.  
»Nein«, sagte sie erneut, und dann flüsternd: »Bitte nicht.«

Ich ließ es bleiben und setzte mich wieder. Ich sprach so ruhig und tröstlich, wie ich konnte: »Wie heißen Sie?«

»Sally. Sally Finlay.«

»War das Joe?«

Sally antwortete nicht, aber ihre Schultern begannen erneut zu bebauen, und sie ließ wieder einen tiefen Schluchzer hören.

Ich trat zu ihr und berührte ihre Schulter. Ich spürte, daß sie sich ein wenig entspannte. »Wo ist er?«

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Nase.  
»Bier holen. Er trinkt immer gern etwas, nachdem er ...«  
Die Stimme versagte ihr.

Ich kam mir nutzlos vor. Ich nahm die Hand von ihrer Schulter.

»Bleiben Sie«, sagte sie und blickte flehend zu mir hoch. Sie versuchte zu lächeln, doch ihre Unterlippe zitterte zu sehr.

Also blieb ich einfach so stehen, wortlos, die Hand auf ihrer Schulter, und wartete auf Joe.

Dabei wäre ich lieber gegangen. Eine innere Stimme riet mir dazu. Aber ich konnte es nicht über mich bringen, diese Frau dort einfach so zurückzulassen. Ich mußte stehenbleiben und auf Joe warten. Ohne eine Ahnung, was ich machen würde, wenn er kam.

Also warteten wir. Sally preßte ihre Hand auf meine, die auf ihrer Schulter lag, entschlossen, mich nicht gehen zu lassen, und wir lauschten auf das Ticken einer Uhr in der Diele und das Vogelgezirpe im Garten.

Endlich hörte ich das Geknirsche eiliger Schritte auf dem Gartenweg. Einen Augenblick herrschte Stille. Dann folgte das Klappern von Schlüsseln und ein Klicken im Schloß der Haustür. Die Angeln quietschten, als die Tür sich öffnete. Ein dumpfer Knall, als sie wieder ins Schloß fiel. Leichte Schritte in der Diele.

Ich stand voller Entsetzen da und beobachtete, wie die Tür sich öffnete. Sally erstarrte unter meiner Hand und verharrte dann absolut reglos.

Er war zwar überrascht, mich zu sehen, doch nur für einen Sekundenbruchteil. Sein Blick schoß von meinem Gesicht zu Sallys und kehrte dann zu meinem zurück. Ein kaltes, ungerührtes, lebloses Starren.

Sallys Hand glitt von meiner, und ihr Blick senkte sich.

Joe lächelte sein schmallippiges Lächeln. »Wie ich sehe, haben wir Besuch. Kann ich Ihnen ein Bier anbieten? Ich stelle die hier nur eben kalt.« Er zeigte mir den Sechserpack in seiner Hand und verschwand in die Küche.

Sally und ich warteten.

Im Nu war er mit einem Messer zurück. Es war dasjenige, das auf den Küchenboden gefallen war. Ein kleines, aber scharf aussehendes Messer. An der Schneide hingen noch zwei Zwiebelwürfel.

»Warum gehst du nicht hinauf und legst dich etwas hin, Schatz? Du siehst müde aus.«

Sally stand zitternd auf, warf mir einen Blick zu, in dem sich Angst und Mitgefühl mischten, und stahl sich aus dem Zimmer in die Diele hinaus. Ich hörte ihre Füße rasch die Treppe hinauftappen.

Joe hatte ein Messer und wahrscheinlich die Absicht, es

auch zu benutzen. Ich brauchte mir nicht vorzumachen, daß ich imstande sein könnte, seine Frau zu beschützen, und es war auch nicht der Augenblick, um heikle Fragen zu stellen.

Bleib ruhig und mach, daß du rauskommst.

Joe versperrte mir den Weg zur Gartentür. Mein Blick zuckte über seine Schulter. Drei lange Schritte, und ich wäre in der Diele. Ich machte zwei Schritte, doch Joe hatte meinen Blick gesehen. Ich unterbrach meinen Satz Richtung Tür gerade noch rechtzeitig, um nicht in sein Messer zu rennen.

Joe bewegte das Messer langsam vor mir hin und her und drängte mich in die Ecke zurück. Die Sonne flutete ins Zimmer und badete sein Gesicht in gelbem Licht. Seine Augen verengten sich, und die Pupillen schrumpften zu nadelstichwinzigen schwarzen Punkten zusammen. Das Messer blitzte in der Sonne.

Das Gelärme der Amseln mit ihrem furiosen Abendchor klang mir vom Garten her in die Ohren. Ich spürte den Stoff meines schweren weißen Baumwollhemds klebrig unter meinem Jackett. Ein Bücherschrank drückte sich mir von hinten in den Rücken. Und mein Blick folgte ständig dem Messer.

Wirf dich auf die Hand. Es ist doch nur ein kleines Messer, da kannst du dich doch wohl nicht schwer verletzen, oder? Bring ihn aus dem Gleichgewicht und dann lauf. Schnell.

Sein drahtiger Körper ruhte perfekt ausbalanciert auf den Ballen. Das Messer hielt er locker in der rechten Hand. Entspannt und doch bereit, augenblicklich zuzu-

stoßen. Joe verstand sich offensichtlich auf derlei Auseinandersetzungen.

Ich sah ihm in die Augen. Er fordert mich heraus. Er will, daß ich ihn anspringe.

Also ließ ich die Arme sinken. »Lassen Sie mich einfach gehen«, sagte ich mit der vernünftigsten Stimme, die ich zustande brachte. »Ich spreche mit niemandem über das mit Sally.«

»Sie ärgern mich, Murray«, zischte Joe. »Weshalb sind Sie überhaupt hergekommen?«

»Um mit Ihnen über Debbies Tod zu sprechen«, sagte ich.

»Und was sollte ich darüber wissen?«

»Ich war mit ihr zusammen, als Sie am Schiff an ihr vorbeigingen. An dem Abend, als sie starb.«

Joe kicherte. »Ich wußte doch, daß ich Sie schon mal gesehen hatte. Und nun glauben Sie, daß ich sie umgebracht habe, wie? Na, schön, wenn Sie also wissen wollen, ob ich es getan habe, fragen Sie mich.« Jetzt lächelte er. Er kam voll auf seine Kosten.

Ich sagte nichts.

»Was ist denn? Sie fürchten wohl, wenn ich das Flittchen umgebracht habe, könnte ich auch Sie umbringen? Vielleicht haben Sie ja recht. Na los. Fragen Sie mich. Fragen Sie mich!« brüllte er plötzlich los.

Ich hatte Angst. Todesangst. Aber ich hielt es für besser, ihn nicht noch mehr aufzuregen. Ich schluckte. »Haben Sie sie umgebracht?«

»Entschuldigung, ich habe Sie nicht verstanden. Was haben Sie gesagt?«

Ich straffte den Rücken. »Haben Sie Debbie umgebracht?«

Finlay lächelte. Eine Pause trat ein. Er genoß sie. »Vielleicht«, sagte er und kicherte. Dann wurde er ernst: »Aber reden wir lieber von Ihnen, Murray. Ich kann Sie nicht besonders leiden. Ich mag nicht, wie Sie herumschnüffeln und mit meiner Frau reden. Ich glaube, ich muß Ihnen einen Denkzettel verpassen, damit Sie nie wieder vergessen, mich in Ruhe zu lassen.«

Er kam näher. Ich erstarnte. Langsam hob er das Messer. Die Schneide hatte den grauweißen Schimmer von geschärftem Stahl. Ich konnte die geschnittene Zwiebel ein paar Fingerbreit unter meiner Nase riechen.

Ich rührte mich immer noch nicht.

Bleib ruhig! Keine Panik! Steh nicht einfach nur da, während er dir die Kehle durchschneidet! Beweg dich!

Ich ließ meinen Arm hochschnellen, aber schon fing er ihn mit seiner freien Hand ein, drehte ihn mir um und warf mich über die Schulter. Sekunden später fand ich mich fest in seinem Griff am Boden wieder.

Er packte den kleinen Finger meiner linken Hand. »Spreizen Sie die Finger«, befahl er barsch. Ich versuchte, die Hand zur Faust zu ballen, aber er ließ nicht locker. »Spreizen Sie die Finger, oder ich breche sie Ihnen!«

Ich öffnete die Hand.

»Den brauchen Sie doch eigentlich gar nicht, oder?« Joe kicherte. »Den brauchen Sie für rein gar nichts. Der würde Ihnen nicht fehlen. Ich möchte Ihnen ein kleines Andenken verpassen, damit Sie nicht vergessen, mich in Ruhe zu lassen.«

Ich versuchte, die Hand zu bewegen, doch er drückte sie fest an den Boden, unmittelbar vor meinem Gesicht. Ich sah das Messer näher kommen, bis es die Haut unterhalb des Knöchels streifte. Ich spürte einen scharfen Schmerz, als es sie aufritzte. Eine Reihe feiner Blutströpfchen quoll mir über den Fingerrücken.

Joe beugte sich zu dem Messer nieder und bewegte es ganz langsam hin und her, so daß es tiefer in die Haut schnitt. Der Schmerz schoß mir den Arm empor. Ich biß die Zähne zusammen und drückte mein Kinn in den Teppich, entschlossen, nicht laut herauszuschreien, den Blick immer noch starr auf die Messerklinge gerichtet. Ich versuchte, mich freizustrampeln, doch Joe hielt mich fest an den Boden gedrückt. Meine Beine waren zwar frei, aber ihr Gestampel ging ins Leere.

Ich konnte nichts anderes tun, als mit ansehen, wie Joe mir den Finger abschnitt.

Plötzlich aber nahm er das Messer weg und lachte. »Na los, verpissen Sie sich«, sagte er und stand auf.

Ich war erleichtert wie noch nie in meinem Leben und tat, was er gesagt hatte, rappelte mich vom Boden hoch und rannte zur Tür. Den blutenden Finger hielt ich mit der rechten Hand. Ich ließ Sallys Schluchzen hinter mir, stürzte aus dem Haus, rannte und rannte, bis zum Ende der Straße und auf die Hauptstraße hinaus.

Als ich zu einer Reihe Läden kam, verlangsamte ich meinen Schritt. Mein Gott, das ist ein Psychopath, dachte ich und rang nach Atem. Und stark obendrein. Ich spürte, wie mir das Blut meines Fingers den Unterarm hinabrannte. Die Wunde war tief und schmerzte. Auf der ande-

ren Straßenseite war eine Apotheke. Minuten später war der Finger gesäubert und verbunden.

Ich setzte mich auf eine niedrige Mauer, um erst mal die Fassung wiederzufinden. Mein Finger pochte zwar schmerhaft, aber immerhin war er noch dran. Es dauerte noch gute zehn Minuten, bis meine Hände endlich wieder zu bebhen aufhörten und mein Puls sich normalisiert hatte.

Ich hatte nicht übel Lust, einfach nach Hause zu gehen und Joe Joe sein zu lassen. Aber noch immer hörte ich Sally Finlays schmerzerfülltes Schluchzen und sah ihr tränenverschmienes Gesicht. Finlay war ein Unmensch. Ich konnte einfach nicht zulassen, daß er seine Frau schlug, wann immer ihm sein kranker Sinn danach stand. Nicht auszudenken, was er mit dem Kind anstellte. Ob es mir gefiel oder nicht, ich war offenbar der einzige, der etwas dagegen unternehmen konnte, und wenn ich es nicht tat, würde mir mein Gewissen schwer zu schaffen machen. Also beschloß ich, ihn anzuzeigen. Ich hoffte zwar, daß er niemals herausfinden würde, wer ihn angeschwärzt hatte, doch wußte ich zugleich, daß ich mir da etwas vormachte. Jedenfalls beschloß ich, dafür zu sorgen, daß ich nie wieder mit Joe allein war.

Ich fragte eine alte Dame nach dem nächsten Polizeirevier. Es war nur ein paar hundert Meter weit weg.

Ich schilderte dem diensthabenden Sergeant, wie ich Sally vorgefunden hatte. Von dem Kampf, den ich mit Joe gehabt hatte, sagte ich nichts. Der Sergeant schien tüchtig und besorgt, was mich erleichterte. Ich hatte schon halb damit gerechnet, daß man mich abwimmeln würde. Der

Sergeant meinte allerdings, daß es schwierig werden würde, etwas zu beweisen, wenn die Frau nicht zur Zeugen-aussage bereit war. Er sagte, das Revier habe vor kurzem eine Einheit aufgestellt, um die Gewalt auch im häuslichen Bereich zu bekämpfen, und er werde meine Aussage an sie weitergeben. Er versicherte mir, sie würden noch am selben Abend eine Beamte zu den Finlays schicken.

Als nächstes fragte ich, ob ich Inspektor Powell anrufen könne, ich hätte eine Information, die einen Mordfall betreffe. Das überraschte den Sergeant zwar, aber da er zu dem Schluß gelangt war, daß er nicht einfach nur einen Verrückten vor sich hatte, brachte er mich zu einem kleinen Zimmer mit einem Telefon, und nach wenigen Minuten hatte ich Powell an der Strippe.

»Hallo, hier ist Paul Murray. Ich rufe wegen Debbie Chater an.«

»Ja, Mr. Murray, ich erinnere mich an Sie. Was haben Sie denn für mich?«

»Sie erinnern sich doch, daß ich Ihnen von einem Mann erzählt habe, der Debbie an dem Abend, als sie starb, unsittlich berührt hat?«

»Ja?«

»Also, ich habe ihn vor kurzem wiedergesehen. Er heißt Joe Finlay und ist Wertpapierhändler bei der Investmentbank Bloomfield Weiss. Er hatte vor etwa einem Jahr ein Verhältnis mit Ms. Chater.« Ich nannte Powell Joes Adresse in Wandsworth.

»Haben Sie vielen Dank, Mr. Murray. Wir werden der Spur nachgehen. Es weist allerdings alles darauf hin, daß wir es mit einem Unfall zu tun haben oder auch mit

Selbstmord. Ich werde mich im Lauf der nächsten Tage mit Ihnen in Verbindung setzen.« Der gereizte Unterton in Powells Stimme war nicht zu überhören. Er hatte meine Beschreibung von Joe wahrscheinlich als unerheblich abgetan und sich sein eigenes Bild von Debbies Tod gemacht. Nun würde er noch ein bißchen weiterarbeiten müssen.

»Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung«, sagte ich und legte auf.

Als ich die Wache verließ und nach Hause fuhr, fragte ich mich, wie Joe wohl darauf reagieren würde, daß die Polizei ihn vernahm. Er würde das nicht sehr nett von mir finden, soviel stand fest. Ich hegte allerdings die Hoffnung, daß sie den Scheißkerl festnageln würden.

## 8

Ich kam gerade noch rechtzeitig zu meinem Termin mit Robert Denny. Denny Clarks Kanzlei war in der Essex Street, einer winzigen Gasse, die sich vom »Strand« zum Fluß hinunterschlängelte. Die Kanzlei befand sich in einem alten georgianischen Backsteinhaus, und nur ein kleines Messingschild verriet ihre Anwesenheit. Die Empfangsssekretärin, eine gepflegte Blondine mit wohlklingernder Stimme, nahm mir den Mantel ab und bat mich, Platz zu nehmen. Ich ließ mich in einen bequemen Ledersessel sinken.

Dann sah ich mich um. Die Bücher reichten vom Boden bis zur Decke, es waren alte, ledergebundene Bände.

Vor mir auf einem Mahagonitisch lagen neben einer Vase mit orangefarbenen Lilien Ausgaben von *Country Life*, *Field*, *Investors Chronicle*, *Economist* und *Times*. Es war unübersehbar, welche Art von Mandanten Denny Clark bediente. Nicht weiter überraschend also, daß Irwin Piper sich diese Kanzlei ausgesucht hatte. Allerdings wunderte mich, daß der Kanzlei ein Mandant wie er genehm gewesen sein sollte, aber Honorar ist schließlich Honorar.

Nach fünf Minuten wurde ich von der Sekretärin, mit der ich bereits telefoniert hatte, in Mr. Dennys Büro geführt. Es befand sich im ersten Stock, war groß und luftig und ging auf die stille Straße hinaus. Wieder Bücherschränke und meterweise ledergebundene Bände, wenn diese hier auch den Eindruck machten, als würden sie hin und wieder benutzt. An der einen Wand, über einem langen Konferenztisch, hing das Porträt eines imposant ausschenden viktorianischen Gentleman, der einen Federkiel schwenkte. Ein früherer Denny, so nahm ich jedenfalls an.

Der derzeitige Denny saß hinter seinem riesigen Schreibtisch und schrieb gerade eine Aktennotiz zu Ende. Nach ein paar Sekunden blickte er auf, sah mich, lächelte und kam hinter seinem Schreibtisch hervor, um mich zu begrüßen. Er war ein adretter, grauhaariger, eher kleiner Mann. Obwohl er eindeutig in den Sechzigern war, hatte er doch nichts von einem weisen Seniorpartner an sich, der hier sein Gnadenbrot verzehrte. Seine Bewegungen waren lebhaft, sein Blick wach, sein Auftreten selbstbewußt. Ein tüchtiger Anwalt auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn.

Er reichte mir die Hand. »Paul Murray, es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen.«

Das verwirrte mich nun doch ein wenig, und ich brachte nur hervor: »Ganz meinerseits, sehr erfreut.«

Denny lachte, und seine Augen blitzten. »Ich sehe gern Leichtathletik und habe Ihre Art zu laufen schon immer bewundert. Es war ein trauriger Tag, als Sie Ihre Laufbahn beendet haben. Ich hatte Sie für die Goldmedaille bei den nächsten Olympischen Spielen vorgemerkt. Haben Sie die Leichtathletik wirklich ganz an den Nagel gehängt?«

»Ach, ich laufe schon noch regelmäßig, aber nur zum Spaß. Rennen laufe ich keine mehr.«

»Wie schade. Möchten Sie einen Tee? Oder vielleicht einen Kaffee?«

»Tee, bitte«, antwortete ich.

Denny gab seiner Sekretärin ein Zeichen, indem er die rechte Augenbraue hob, und sie verließ eilig das Zimmer und kehrte gleich darauf mit einem Teetablett und Keksen zurück. Wir setzten uns in zwei Sessel an einen niedrigen Tisch. Ich lehnte mich zurück. Denny gehörte zu den Männern, die voller Vertrauen in die eigene Tüchtigkeit ihre Intelligenz und ihren Charme einsetzen, um für eine entspannte Atmosphäre zu sorgen, statt andere einzuschüchtern. Ich mochte ihn.

Er trank mit anerkennender Miene einen Schluck Tee. »Felicity hat mir erzählt, Sie seien ein Freund Debbie Chaters gewesen«, sagte er und musterte mich über den Rand seiner Tasse hinweg.

»Ja, das stimmt«, antwortete ich, »jedenfalls habe ich

mit ihr zusammen gearbeitet. Zwar nur drei Monate, aber wir haben uns gut verstanden.«

»Das war vermutlich bei De Jong & Co.?«

»Ja, das stimmt.«

»Ich glaube gern, daß Debbie eine echte Verstärkung für Sie war«, sagte Denny. »Es tat mir sehr leid, daß sie uns verlassen hat. Sie war eine glänzende Anwältin.« Er mußte die leise Überraschung in meinem Gesicht gesehen haben. »Oh, ja«, fuhr er fort. »Es fehlte ihr wohl ein wenig an Eifer. Aber es war erstaunlich, wenn man bedenkt, wie wenig Praxis sie hatte, wie rasch sie jedesmal den Kern eines Problems zu erfassen vermochte. Ihr entging nie etwas. Ein Jammer, daß sie die Juristerei trotzdem aufgab.« Er hustete und ließ den Gedanken, der ihm offenbar noch durch den Kopf ging, unausgesprochen. »Was kann ich also für Sie tun?«

»Ich wollte Sie wegen einer Sache befragen, an der Debbie gearbeitet hat, ehe sie starb«, fing ich an. »Etwas, das mir ein wenig merkwürdig vorkommt. Vielleicht ist es auch nichts Wichtiges. Aber es könnte durchaus sein.«

»Könnte es mit ihrem Tod zu tun haben?«

»Nein, ich denke nicht«, sagte ich rasch.

»Aber ganz sicher sind Sie sich nicht?« Denny lehnte sich in seinem Sessel zurück, um zuzuhören, und er nahm nicht nur auf, was ich sagte, sondern auch, wie ich es sagte. Irgend etwas an seiner ganzen Haltung ermutigte mich zu sprechen.

»Na ja, vielleicht phantasiere ich mir ja wirklich nur etwas zusammen. Ich verstehe das alles noch nicht. Deshalb bin ich hier.«

»Verstehe«, sagte Denny. »Fahren Sie fort.«

»Es hat etwas mit einem Amerikaner namens Irwin Piper zu tun. Felicity sagte, Sie hätten einmal mit einem Fall zu tun gehabt, in den er verwickelt war. Debbie habe mit Ihnen daran gearbeitet.«

»Piper war ein Mandant unserer Kanzlei. Ich glaube, Debbie und ich sind in einer bestimmten Angelegenheit für ihn tätig geworden«, sagte Denny.

»Ich befasse mich gerade mit einer Emission für ein Spielcasino in Amerika«, fuhr ich fort. »Der Besitzer des Casinos ist Irwin Piper. Ich hatte Debbie gebeten, das Exposé durchzusehen. Nach ihrem Tod habe ich mir ihre Unterlagen durchgesehen. Sie hatte ein paar Stellen angestrichen. Insbesondere einen Paragraphen, in dem ausgeführt wird, daß Lizzenzen an niemanden vergeben werden, der irgendwann einmal straffällig geworden ist.«

Ich sah Denny an, der immer noch mit der gleichen Aufmerksamkeit zuhörte.

»Ist Piper irgendwann einmal straffällig geworden?« fragte ich.

»Nicht, daß ich wüßte«, sagte Denny.

»Können Sie mir irgend etwas über den Fall Piper erzählen, an dem Sie und Debbie gearbeitet haben?«

Denny schwieg einen Augenblick und dachte nach. »Das ist heikel. Piper war mein Mandant. Ich möchte seinem Ruf nicht schaden oder seine Privatangelegenheiten preisgeben.«

»Doch, Sie werden mir helfen«, sagte ich entschieden. »Das ist jetzt nicht der rechte Augenblick für juristische Spitzfindigkeiten.«

»Es ist immer der rechte Augenblick, um das Gesetz zu respektieren, junger Mann«, sagte Denny. Aber er lächelte. »Dennoch werde ich mein Bestes tun, um Ihnen zu helfen. Das meiste, was passiert ist, ist ohnehin an die Öffentlichkeit gelangt. Ich werde sowenig auslassen wie möglich.

Irwin Piper hatte sich mit einem Partner – einem englischen Bauunternehmer – ein großes Landhaus in Surrey gekauft. Es hieß Bladenham Hall. Sie bauten das Haus um und machten daraus die ›Bladenham Hall Clinic‹. Es war allem Anschein nach eine exklusive Klinik für Streßkranke, mit niemals mehr als etwa einem Dutzend Patienten. Eine Art Gesundheitsfarm, wenn man so will, die überbeanspruchten Geschäftsleuten Ruhe und Entspannung bot. Es erübrigte sich wohl zu sagen, daß der Aufenthalt dort sehr teuer war. Selbstverständlich war die Klinik, wie es ihrer Bestimmung entsprach, völlig gegen die Außenwelt abgeriegelt.

Nun, nach etwa einem Jahr machte die Polizei eine Razzia und verhaftete den Manager und eine ganze Reihe weiblicher Mitglieder des Personals. Als nächstes wurden mein Mandant und sein Partner beschuldigt, ein Bordell zu unterhalten. Während des Prozesses blieb man den Beweis für diese Anschuldigung jedoch schuldig. Die Anklage stellte sich als Mischung aus Widersprüchen und unzulässigen Beweismitteln heraus.«

»Dank Ihrer Bemühungen«, unterbrach ich ihn.

Denny lächelte. »Nun ja, wir befassen uns hier normalerweise nicht mit Strafrechtsangelegenheiten, also habe ich den Fall an eine Anwaltspraxis weitergegeben, die das

tut. Ich hielt es jedoch für das beste, Piper als Prozeßbeauftragter vor Gericht zu vertreten, und habe auf eine ganze Reihe von Widersprüchen hingewiesen, die die Staatsanwaltschaft übersehen hatte. Wobei ich zugeben muß, daß etliche davon Debbie aufgedeckt hatte.«

»Piper wurde also freigesprochen?«

»Er wurde freigesprochen, ja«, erwiderte Denny. »Er hat Bladenham Hall dann verkauft. Ich glaube, es ist jetzt ein Hotel. Und zwar ein sehr gutes.«

»Und hatte die Polizei recht? War es ein Bordell?«

Denny zögerte. »Die von der Polizei vorgelegten Beweise ließen darauf schließen, aber sie waren nicht zuläsig.«

»Es war also ein Bordell. Wußte Piper, was dort vorging?«

»Er verbrachte nur sehr wenig Zeit in England. Hätte die Polizei tatsächlich beweisen können, daß Bladenham Hall ein Bordell war, hätte ich bewiesen, daß mein Mandant nichts davon wußte.«

Es war zum Verzweifeln. Dennys ausweichende Art trieb mich dazu, noch direkter zu werden. »Ist Piper nun ein Ganove oder nicht?«

»Dem zufolge, was ich während der Verhandlung alles erfahren habe, würde ich ihn nicht mehr als Mandanten annehmen«, sagte Denny. Seine bis dahin aussagekräftigste Antwort.

Ich dachte einen Augenblick nach. »Wenn die Geschichte der Nevada State Gaming Commission zu Ohren käme, würde das womöglich bewirken, daß Piper seine Lizenz verliert.« Und das Tahiti, dachte ich.

Denny legte die Fingerkuppen aneinander und klopfte sich damit gegen das Kinn. »Schwer zu sagen. Ich weiß sehr wenig von der Gesetzgebung in Nevada. Piper wurde nie schuldig gesprochen, also dürfte er auch nicht automatisch disqualifiziert sein. Es würde wohl davon abhängen, ob die Kommission das nötige Unterscheidungsvermögen besitzt, um charakterliche Bedenklichkeit erkennen zu können, und ob man von solchen Erkenntnissen Gebrauch zu machen gewillt wäre. Aber ganz gewiß wäre es einer Bewerbung nicht eben zuträglich.«

Ich stand auf. »Danke, Mr. Denny. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Nicht der Rede wert. Sie können sich jederzeit wieder an mich wenden.« Wir schüttelten einander die Hand, und ich ging auf die Tür zu.

Ehe ich aber dort anlangte, sagte Denny noch: »Ach, Paul ...«

Ich wandte mich um.

»Ich weiß zwar nicht, was Sie damit sagen wollten, als Sie meinten, diese Geschichte könnte eventuell etwas mit Debbies Tod zu tun haben«, fuhr er fort. »Ich habe ja einen gewissen Einblick in Pipers Vorgehensweise bekommen, und ich sage Ihnen, er ist gefährlich, auch wenn er noch so sehr den Gentleman herauskehrt. Ich möchte Debbie. Ihr Tod schmerzt auch mich. Wenn Sie noch irgendwelche Hilfe brauchen, dann rufen Sie mich an.«

»Danke«, sagte ich.

»Und seien Sie vorsichtig«, hörte ich ihn noch sagen, als ich das Zimmer verließ.

Es regnete an diesem Abend zwar, aber ich lief trotzdem. Der warme Augustregen bot eine willkommene Abkühlung, als er mir durch Trikot und Shorts drang. Ich kehrte naß und müde, aber erfrischt in meine Wohnung zurück.

Als die Wirkung der vom Laufen aktivierten Endorphine abklang, begann mein Finger zu pochen. Ich wickelte vorsichtig den Verband ab und besah mir die Wunde. Sie war zwar tief, aber weil das Messer so scharf gewesen war, war der Schnitt glatt, und die Haut sah schon jetzt aus, als wollte sie wieder zusammenwachsen. Ich stieg in die Wanne und ließ dem Finger ein gründliches Bad angedeihen, indem ich ihn unter Wasser sinken ließ. Meine Muskeln entspannten sich.

Das Telefon läutete. Ich fluchte leise vor mich hin und blieb einfach liegen. Es hörte nicht auf. Widerstrebend rappelte ich mich aus der Wanne hoch und ging tropfnäß ins Schlafzimmer. »Hallo.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen sich nicht in meine Angelegenheiten mischen.« Die warmen Wassertropfen auf meiner Haut schienen schlagartig abzukühlen. Es war die tonlose Stimme von Joe Finlay.

Ich rang nach Worten. Warum um Himmels willen hatte ich das alles bloß nicht auf sich beruhen lassen? Mir fiel absolut nichts ein. Schließlich brachte ich hervor: »Woher haben Sie meine Nummer?«

»Woher hatten Sie denn meine Adresse?«

Richtig. Es durfte ein leichtes gewesen sein, meine Nummer von Cash zu bekommen. So hatte ich ihn schließlich auch aufgespürt. Das hieß, daß er wahrscheinlich auch meine Adresse hatte. Meine Haut fühlte sich

kälter an. Ich nahm die Steppdecke von meinem Bett und wickelte mich darin ein.

»Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen sich nicht in meine Angelegenheiten mischen«, wiederholte Joe. »Trotzdem hatte ich während der letzten vierundzwanzig Stunden jede Menge Polizei auf dem Hals. Erst kam hier so ein Flittchen an und hat sich wegen mir und Sally erkundigt. Sally hat ihr nichts gesagt. Und das wird sie auch künftig nicht tun. Sie weiß, was ihr sonst blüht.« Drohende Worte, mit monotoner Stimme ausgesprochen. »Und dann kam noch ein sturer Kriminaler und hat mir Fragen wegen Ihrer toten Schlampe gestellt. Der ist zwar auch nicht weitergekommen, aber er hat mich geärgert. Sehr sogar. Sie können von Glück sagen, daß Sie Ihren Finger noch haben. Wenn Sie sich nicht raushalten, werden Sie noch viel mehr verlieren. Haben Sie mich verstanden?«

Da war die Angst wieder. Warum hatte ich mich bloß mit ihm eingelassen? Weil ich glaubte, daß er Debbie getötet hatte, rief ich mir ins Gedächtnis. Aber wenn die Polizei sich jetzt schon mit ihm darüber unterhielt, konnte ich das Ganze fortan ja auch ihr überlassen. »Ich habe Sie verstanden«, sagte ich.

Joes Stimme sank noch um rund eine Oktave ab, was ihr etwas noch Drohenderes verlieh. »Hören Sie, Murray, ich will nichts mehr hören von dieser Schlampe. Und wenn Sie sich noch mal an meine Frau ranmachen oder mit irgendwem über sie reden, sind Sie tot.«

Ich hatte zwar Angst, aber ich wollte nicht, daß er es merkte. Ich war entschlossen, mich nicht einschüchtern zu lassen. »Wenn Sie sie anständig behandeln, wird Sie

auch niemand belästigen«, sagte ich. »Daß Sie mir drohen, wird Ihnen da auch nicht weiterhelfen.« Damit legte ich auf. Ich trocknete mich ab und rief Powell unter seiner Privatnummer an, die er mir für alle Fälle gegeben hatte. Ich wollte doch gern wissen, was Joe ihm über Debbie erzählt hatte.

»Powell.« Er klang barsch, als ärgerte ihn die Störung.

»Paul Murray.«

»Ja, Mr. Murray?«

»Ich hatte gerade einen Anruf von Joe Finlay. Er sagt, Sie hätten sich mit ihm in Verbindung gesetzt.«

»Ja, das stimmt. Wir haben uns heute mit ihm unterhalten.«

»Und was ist dabei herausgekommen?«

»Gar nichts. Finlay behauptet, er hätte sich unmittelbar, nachdem er das Schiff verlassen hatte, mit den beiden anderen, mit denen er getrunken hatte, ein Taxi genommen. Beide bekräftigen seine Geschichte. Keiner von ihnen will Debbie noch mal gesehen haben, nachdem sie sich von Ihnen entfernt hatten.«

Ich widersprach: »Das kann nicht stimmen. Joe war allein! Haben Sie den Taxifahrer gefunden?«

Powells Seufzer hallte im Hörer wider. »Nein, Mr. Murray, das haben wir nicht. Das ist ohne größten Aufwand auch so gut wie unmöglich. Aber wenn Sie nicht annehmen wollen, daß es die drei gemeinsam getan haben, können wir Finlay wohl ausschließen.«

»Aber das können Sie doch nicht machen! Sie hätten ihn sehen sollen. Ich bin mir sicher, daß er es gewesen ist. Haben Sie sich über sein Verhältnis zu ihr erkundigt?«

»Wir haben mit Felicity Wilson gesprochen. Finlay ist ganz offensichtlich ein bösartiges Exemplar, trotzdem gibt es keinen Beweis dafür, daß er Debbie Chater ermordet hat. Und tatsächlich gibt es nicht mal einen Beweis dafür, daß sie überhaupt ermordet wurde. In jedem Fall sind Sie ganz offenbar der letzte Mensch, der sie lebend gesehen hat.«

»Sie glauben doch wohl nicht, daß ich sie umgebracht habe?«

»Nein, Mr. Murray, ich glaube auch nicht, daß Sie sie umgebracht haben«, sagte Powell, und seine Stimme verriet, daß er im Leben schon einiges hatte über sich ergehen lassen müssen. »Ich persönlich glaube, daß es Selbstmord war, doch auch dafür gibt es herzlich wenig Beweise. Ich werde morgen meinen Abschlußbericht vorlegen, und es würde mich nicht überraschen, wenn die Untersuchung eingestellt wird. Man klassifiziert einen Fall nicht gern als Selbstmord, wenn man sich nicht ganz sicher ist, weil das den Angehörigen unnötigen Kummer bereitet. Trotz allem vielen Dank für Ihre große Hilfe, Mr. Murray. Guten Abend.«

»Guten Abend«, sagte ich und legte auf. Joe hatte es also geschafft, als Täter auszuscheiden. Es war einfach nicht zu fassen.

Ich goß mir einen großen Whisky ein und versuchte, Schlaf zu finden. Das Kinderlied von den »Drei blinden Mäusen« ging mir durch den Sinn, als ich endlich wegdröste. Ich träumte von einer dünnen Bäuerin, die herumlief und ein Schnitzmesser schwenkte.

Cash holte mich am Samstag morgen ab. Er trug seine Henley-Kluft: Blazer, weiße Hose und einen grellbunten, violett, golden und silbern gestreiften Schlips. Er fuhr einen Aston Martin, sechziger Baujahr. Ich bin zwar kein Experte für klassische Sportwagen, aber für mich sah er aus wie das Modell aus dem James-Bond-Film. Ich konnte meine Begeisterung für das Vehikel kaum verhehlen und erwartete schon fast, die Steuerung für die Maschinenpistolen und den Schleudersitz zu sehen zu bekommen.

Cash grinste. »Gefällt er Ihnen?« fragte er. »Ich bin unersättlich, was alte Autos angeht. In den Staaten habe ich einen alten Mercedes und zwei Jaguare. Im Sommer fahre ich am Wochenende einfach zu gern mit offenem Verdeck durch die Gegend.«

»Da muß das graue, alte London ja ein schöner Schock für Sie gewesen sein«, sagte ich.

»Oh, ja. Aber mir gefällt's hier. Allerdings braucht es eine Weile, bis man sich an die Europäer gewöhnt hat, vor allem an die Briten.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Wenn man sie kennenlernt, wirken erst mal alle unfreundlich. Man hat das Gefühl, schon ein gesellschaftliches Tabu zu brechen, bloß wenn man hallo sagt. Aber wenn man sie dann besser kennt, sind es ganz nette Burschen. Bitte das nicht als Kränkung aufzufassen.«

»Tu ich nicht. Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen. Die Leute hier sind sehr vorsichtig im Umgang mit Menschen, die sie nicht kennen.« Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie entsetzt einige von Cashs Kunden bei ihrer er-

sten Begegnung mit ihm gewesen sein mußten und wie sie dann langsam seinem Charme erlegen waren.

»Das kann man sagen. Als erstes tischen sie einem mal irgendwelchen Quark darüber auf, wie vorsichtig und konservativ sie sind. Das hört sich an, als wäre der Kauf eines Schatzwechsels so ungefähr das Wagemutigste, was sie je im Leben getan haben Aber wenn sie dann warmgeworden sind, können sie von meiner Anleihen gar nicht genug bekommen. Ich bin jetzt etwas mehr als ein Jahr hier und hab schon ein paar schnucklige Transaktionen abgewickelt.«

Wir hielten an einer Ampel. Er verstummte vorübergehend um sich zu konzentrieren und so schnell wie möglich wegzukommen und den Porsche auf der Nebenspur hinter sich zu lassen. Nach vollbrachter Tat sprach er weiter: »Manche von den Typen in London wissen gar nicht, was es heißt, Anleihen zu verkaufen. Die glauben, wenn sie irgendeinen Schweizer Gnom mit Anleihen im Wert von einer Million Dollar vollstopfen, wären sie schon Trader. Die wissen gar nichts. Anleihen verkaufen heißt dicke Batzen Geld um die Welt bewegen. Es geht darum, einen Teil der Welt einen anderen finanzieren zu lassen. Wissen Sie, was ich meine?«

Ich nickte und drückte mich in meinen Sitz, als wir auf die rechte Straßenseite ausscherten, um an einem besonders verstopften Streckenabschnitt vorbeizukommen.

Cash schien das Gehupe um ihn herum nicht weiter zu kümmern. »Ich werd Ihnen mal was erzählen vom Geldbewegen. Vor gar nicht so langer Zeit hatte ich in Boston einen Kunden, der wollte fünfhundert Millionen Dollar

in den Eurobondmarkt stecken. Also haben wir drei neue Emissionen ausgegeben und ihm jeweils die Hälfte davon verhökert. Drei Monate später sitzen wir auf Pfandbriefen im Nennwert von fünfhundert Millionen, die wir nicht loswerden. Mit einem Tripie-A-Rating versehen. Also mache ich diesem Mann in Boston klar, daß er eigentlich gar keine Eurobonds will. Prompt verkauft er sie und kauft unsere Pfandbriefe.

Das eine Problem sind wir damit los. Das Dumme ist nur, jetzt haben wir für fünfhundert Millionen Eurobonds, die keiner will. Also warte ich eine Woche ab. Der Händler ist am Verzweifeln, weil er seine Bonds nicht verkaufen kann. Da erhöhen sie die Qualitätseinstufung wieder auf Triple. Also beschließe ich, einen Freund von mir bei einer kalifornischen Versicherungsgesellschaft anzurufen, die eine Milliarde Dollar bar herumliegen hat, die sie investieren will. Die wissen nur nicht, was sie kaufen sollen. Wie sich's trifft, habe ich die ideale Investitionsmöglichkeit für sie.« Cash lachte, als er sich daran erinnerte.

»Wollen Sie wissen, warum man mich Cash nennt? Haben Sie schon mal die Redensart gehört: ›Cash is King? Tja, ich bin König Cash. Ich kontrolliere das Geld. Die Portfoliomanager glauben, sie kontrollieren das Geld in ihren Fonds. Tun sie aber nicht. Ich kontrolliere es. Typen wie ich sind es, die das Geld im System hin und her bewegen, und ich bin der Beste von ihnen. Und jedesmal, wenn es sich bewegt, fällt etwas davon für mich ab. Haben Sie eine Idee, wie hoch die Provision für ein Fünfhundert-Millionen-Dollar-Geschäft ist? Überlegen Sie mal.«

Ich überlegte. Die verschiedenen Häuser hatten da unterschiedliche Formeln, doch nach meinen Berechnungen kam ich auf knapp unter eine Million Dollar. Ich begann zu begreifen, wie Cash sich seine kostspieligen Spielzeuge leisten konnte.

»Aber ich sehe, daß Sie anders sind als die anderen, mein Junge«, setzte Cash neu an. »Sie haben keine Scheu, Risiken einzugehen. Sie sind bereit, hoch zu setzen, wenn die Gelegenheit sich bietet. Ich denke, wir beide werden noch ein paar gute Geschäfte miteinander machen.«

Ich hatte einen Mann vor mir, der im Zentrum der Anleihenmärkte stand. Das war die Welt, die ich kennenlernen wollte, als ich meine ruhige alte Bank verließ. Bestimmt konnte ich ein großer Spieler auf dem Markt werden. Cash und ich würden mit allen anderen Schlitten fahren!

Doch dann zügelte ich mich wieder. Cash redete wahrscheinlich mit allen seinen Kunden so. Nicht, daß er das alles erfunden hatte, dagegen sprach sein Ruf. Aber ich mußte mich doch fragen, ob Cash nicht, wenn er denn einen Bostoner Kunden in seinem offenen Mercedes herumfuhr, von uns hier drüben ebenso verächtlich sprach.

»Haben Sie noch Kontakt zu Ihren amerikanischen Kunden?«

»Regelmäßig nur zu einem. Ich habe sozusagen eine ›besondere Beziehung‹ zu ihm. Aber wenn ich jemals meine Verbindung zu irgendeinem der anderen wieder aufnehmen wollte, brauchte ich bloß den Hörer hochzunehmen. Die Leute vergessen mich nicht.«

Wir fuhren die Auffahrt zur M4 hinauf. Es war zwar

viel Verkehr, doch er floß stetig. Cash zog den Aston Martin auf die äußere Spur und arbeitete sich an den anderen Wagen vorbei, wobei er immer wieder aufblendete, um sie aus dem Weg zu scheuchen.

»Wie sind Sie eigentlich zu diesem Geschäft gekommen?« fragte ich.

»Ich habe in einer Bar einen Mann kennengelernt. Er war Ire. Wir stammten aus demselben Teil der Bronx, ohne daß ich ihn je vorher gesehen hätte. Wir kamen prächtig miteinander klar und haben uns gemeinsam betrunken. Der einzige Unterschied zwischen uns beiden war, daß ich zwanzig war und Jeans trug und er fünfzig und einen teuren Anzug anhatte. Er hatte einen schlechten Tag gehabt. Was für einen Job ich denn hätte, wollte er wissen. Ich erzählte ihm, daß ich in einem Eisenwarenladen arbeitete. Ob ich nicht Lust hätte, eine Weile zu ihm zu kommen. Das tat ich. Ich fing im Versand an und arbeitete mich nach oben. Es war ein Riesenspaß.«

Das mit der Bronx faszinierte mich: »Wie war das damals in der Bronx? War es nicht gefährlich?«

»Gewiß war es das, aber nur für Leute, die nicht aus dem Viertel waren. In seiner eigenen Straße hatte man nichts zu befürchten. Da beschützten einen alle. Natürlich ist das heute ganz anders, wo alles voller Crack ist. Damals gab es zwar Gewalt, doch immer aus irgendeinem konkreten Anlaß. Heute braucht es den nicht mehr. So was kotzt mich an.« Ich sah Cash an. Das Blut stieg ihm in die Wangen. Er war wütend.

»In meinem Viertel leben einige der bedeutendsten Menschen dieser Welt«, fuhr Cash fort. »Aber der Rest

des Landes ignoriert uns. Ich habe nie vergessen, was der Bursche in der Bar für mich getan hat. Habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich mir selbst mal eine Bar gekauft habe?«

»Nein«, sagte ich.

»Tja, es war ein prima kleines Lokal gleich in meiner Nachbarschaft. Ich mußte es allerdings vor ein paar Jahren schließen. Mit dem Crack liefen die Dinge einfach zu sehr aus dem Ruder. Aber ich habe dreißig Kids an die Wall Street gebracht, und ein paar von denen machen sich wirklich prächtig.«

Cash sah mich lächelnd an. Es war deutlich, daß er stolz auf das war, was er erreicht und anderen zu erreichen ermöglicht hatte. Und ich fand, daß er dazu alles Recht hatte.

Henley war genauso schlimm, wie ich befürchtet hatte. Ein typischer Sommertag in England. Es ging ein böiger Wind, und die Augenblicke, in denen keine Regenschauer niederkamen, waren an einer Hand abzuzählen. Kein Mensch machte sich mehr die Mühe, so zu tun, als verfolgte er die Ruderregatta. Etwa hundert Leute, Angestellte von Bloomfield Weiss und deren Kunden, waren in ein Zelt gepfercht und spülten Lachs mit Champagner hinunter. Es war drückend schwül, das Atmen fiel einem schwer. Unablässig trommelte der Regen aufs Dach, die Leute vom Partyservice klapperten mit den Tellern, und alle redeten durcheinander. Dazwischen mischte sich immer wieder das hysterische Gegacker von Gästen, die dem Champagner besonders kräftig zugesprochen hatten. Ein großartiger Ausflug.

Über die Köpfe der Menge hinweg erblickte ich Cathy, die gerade mit einer Gruppe Japaner sprach. Sie fing meinen Blick auf löste sich von der Gruppe und steuerte langsam durch die Menge auf mich zu. O Gott, jetzt ging's los.

»Ich hoffe, Sie amüsieren sich«, sagte sie.

Ich murmelte, daß es sehr freundlich von Bloomfield Weiss sei so ein nettes Beisammensein zu arrangieren.

Sie sah mich an und lachte. »Gräßlich, nicht? Ich weiß auch nicht, warum wir das machen. Doch vermutlich gibt es immer ein paar Leute, denen jeder Vorwand recht ist, um sich Samstag nachmittags betrinken zu können. Und ich muß nun mal hier sein. Aber was hat Sie denn hergeführt?«

Ich hatte sie bis jetzt noch nicht lachen gesehen. Ein entspanntes, echtes Lachen, das nichts mit dem betrunkenen Getöse zu tun hatte, das uns umgab. Ich dachte an Rob, der so darauf gedrängt hatte, herzukommen, und hielt es für besser, nicht in Einzelheiten zu gehen. Statt dessen sagte ich: »Sie wissen doch sicher, wie überzeugend Cash sein kann.«

»Na und ob«, sagte sie. »Ich arbeite schließlich Tag für Tag mit ihm zusammen.«

»Das muß doch ein Vergnügen sein«, meinte ich.

Cathy verzog das Gesicht und lächelte mich dann über den Rand ihres Champagnerglases hinweg an. »Kein Kommentar.«

»Wer ist eigentlich dieser amerikanische Kunde, zu dem Cash eine ›besondere Beziehung‹ hat, wie er sagt? Ist das die Sparkasse in Arizona, die die fünfzig Millionen Schwedischen gekauft hat?«

Cathys Lächeln verschwand. Ich hatte eine Grenze überschritten. »Dazu kann ich nun wirklich nichts sagen«, beschied sie mich brüsk und war wieder ganz die energische Geschäftsfrau. »Ich kann ja wohl schlecht mit dem einen Kunden über den anderen tratschen.« Sie hatte sich den Rüffel, den Cash ihr verpaßt hatte, zu Herzen genommen. Meine Neugier würde unbefriedigt bleiben müssen.

Ich hatte meine Abfuhr weg und suchte noch nach einem weniger anstößigen Gesprächsthema, als Rob an meiner Seite auftauchte. Er war mit dem Zug gekommen.

»Hallo, Paul«, sagte er. Dann sah er Cathy eindringlich an. »Hallo.«

»Hallo«, erwiderte sie kühl.

»Wie geht's Ihnen?«

»Gut.«

»Und warum haben Sie mich dann nicht zurückgerufen?«

»Haben Sie etwa versucht, mich zu erreichen?« Sie bemühte sich, überrascht zu klingen.

»Ich habe gestern abend viermal angerufen und am Abend zuvor sechsmal. Ihre Mitbewohnerin hat meine Nachricht entgegengenommen. Sie muß es Ihnen doch gesagt haben. Haben Sie denn den Brief mit den Blumen nicht bekommen?«

»Sie ist leider sehr vergeßlich«, sagte Cathy und blickte sich verzweifelt um.

»Und was machen Sie heute abend? Vielleicht könnten wir ja eine Kleinigkeit zusammen essen.«

Cathy fing den Blick von jemandem ganz am Ende des

Zeltes auf und sagte, an Rob und an mich gewandt: »Tut mir schrecklich leid. Dort drüben steht einer meiner Kunden, den ich unbedingt sprechen muß.« Und weg war sie.

»Weißt du, ich glaube, sie versucht, mir aus dem Weg zu gehen.« Rob wirkte verblüfft, als er das sagte.

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Glaubst du wirklich?«

»Du verstehst das nicht. Und ich verstehe es auch nicht. Sie ist eine wundervolle Frau. Wir waren dreimal miteinander aus. Sie ist anders als alle anderen Frauen, die ich kenne. Zwischen uns ist irgend etwas Besonderes. Das weiß ich genau.«

»Du hast ihr doch wohl keinen Heiratsantrag gemacht, wie?«

»Nein, soweit sind wir noch nicht«, erwiderte er mit einem Seitenblick auf mich. »Aber ich habe ihr klipp und klar gesagt, wie wichtig sie für mich ist.«

»Rob, wie oft muß ich dir denn noch sagen, daß du dein Tempo drosseln solltest«, sagte ich. Ich war es langsam leid. »Das ist jetzt' schon mindestens die dritte Frau, die du auf diese Weise verschreckt hast.«

»Die vierte«, sagte Rob.

Ich hatte nicht die Kraft, weiter in ihn zu dringen. Ich hatte eine erbärmliche Woche hinter mir, das Wetter war scheußlich, und ich wollte nur noch weg.

Cash würde wahrscheinlich noch Stunden bleiben, und die Vorstellung, die ganze Rückfahrt über seinem Geprahle ausgesetzt zu sein, war mir unerträglich. Also stahl ich mich aus dem Zelt, nahm einen Bus zum Bahnhof

und dann den Zug nach Hause. Während ich aus dem Fenster über die regennassen Themseauen starre, wanderten meine Gedanken zurück zu Cathy. Einen Augenblick lang hatte ich sie fast menschlich gefunden, und was ich sah, hatte mir gefallen. Vielleicht lag Rob ja doch gar nicht so daneben.

## 9

Der August ist auf den Eurobondmärkten immer ein toter Monat. Dafür gibt es eine ganze Menge Gründe: Die Kontinentaleuropäer sind alle im Urlaub, genau wie die Bürokraten in den Regierungsstellen, die neue Bonds ausgeben. Die Sommerhitze in Bahrain und Jeddah schläfert den Spieltrieb noch der hartgesottensten Araber ein, und viele von ihnen fahren nach London, Paris und Monte Carlo – oft, um mit Chips statt mit Bonds zu spielen. Die meisten Händler und Verkäufer in London sind unverheiratet oder haben zumindest keine Kinder. Sie drängen sich weiß Gott nicht darum, sich mit lauter Familien irgendwo an den Strand zu legen. Doch auch in London gibt es Möglichkeiten zum Ausruhen, und es besteht die stillschweigende Übereinkunft sich ruhig zu verhalten, nicht jene Stimmung auszulösen, die uns alle zu hektischen Aktivitäten zwingen würde. Der Markt tankt sozusagen auf. Alle machen Pläne für die erste Septemberwoche.

Normalerweise ärgerte mich diese saisonbedingte Unaktivität. In diesem Jahr jedoch war ich im Geiste mit an-

deren Dingen beschäftigt und froh, daß ich vorübergehend den Rücken frei hatte.

Natürlich dachte ich über Debbie nach. Und über Joe.

Der Gedanke war zwar naheliegend, daß Joe Debbie an jenem Abend aufgelauert und sie in den Fluß geworfen hatte. Er war dort gewesen, und er war eindeutig imstande, jemanden umzubringen. Aber wo lag sein Motiv? Selbst jemand wie Joe streifte nicht einfach so in London umher und ermordete nach Lust und Laune seine ehemaligen Freundinnen. Er mußte schon einen besonderen Grund gehabt haben. Und was konnte das für ein Grund sein?

Und dann war da noch die Sache mit dem Taxi, das Joe und seine beiden Freunde gemeinsam genommen haben wollten, gleich nachdem ich ihn das Schiff hatte verlassen sehen. Es war zwar möglich, daß seine Freunde ihn deckten, aber die Polizei war überzeugt davon, daß sie die Wahrheit sagten. Und wenn es tatsächlich so war? Wie war Debbie denn dann gestorben?

Ich glaubte nicht daran, daß sie »aus Versehen« ins Wasser gefallen war. Und ich konnte auch nicht glauben, daß sie sich umgebracht hatte. Ich weigerte mich, den Gedanken ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Also, wer konnte noch ein Interesse daran gehabt haben, Debbie tot zu sehen?

Während ich über dieses Problem nachgrübelte, kehrten meine Gedanken zu Piper zurück. Daß Debbie über den Bladenham-Hall-Fall Bescheid gewußt hatte, mußte ihm Kopfschmerzen bereitet haben. Er machte ohnehin nicht gerade den Eindruck des rechtschaffensten aller Bürger. Falls er seine Lizenz von der Gaming Commissi-

on verlor, waren seine Pläne für das Tahiti gescheitert. Bestenfalls würde er versuchen können, es zu verkaufen. So einfach war es jedoch bestimmt nicht, auch nur den größten Teil der Kosten wieder hereinzubekommen. Noch ein gefährlicher Feind.

Und dann war da auch noch die Untersuchung über den Kurs der Gypsum-Aktie. Stand diese Geschichte vielleicht in irgendeinem Zusammenhang mit Debbies Tod?

Ich mußte mehr herausfinden.

Ich durchsuchte den Stoß Prospekte auf meinem Schreibtisch nach dem Exposé über das Tahiti. Dabei stieß ich auf den Prospekt der Tremont Capital. Er war dünn und unauffällig. Keine Logos und schon gar keine Bilder. Ich begann ihn zu lesen. In aller Gründlichkeit.

Die Tremont Capital NV war eine Briefkastenfirma, die auf den Niederländischen Antillen zu dem Zweck eingerichtet worden war, reiche Privatanleger vor dem Zugriff der Steuer zu schützen. Die Firma investierte in Wertpapiere, über die es keine genaueren Angaben gab. Sie hatte Anleihen in Höhe von vierzig Millionen Dollar als Privatplazierung über Bloomfield Weiss ausgegeben. De Jong & Co. hatte zwanzig Millionen davon gekauft. Interessant wurde die Investition in ein derart windiges Offshore-Geschäft nur, weil die Honshu Bank Ltd. dafür bürgte. Die Honshu war eine der größten Banken Japans und hatte von den Ratingagenturen das Spitzenerating AAA zugesprochen bekommen. Die Investoren brauchten sich über die Einzelheiten der Struktur oder über das, worin die Tremont Capital investierte, so lange keine Sorgen zu machen, wie sie diese Bürgschaft hatten.

Warum hatte Debbie sich dann Sorgen gemacht?

Ich las den Prospekt bis zur letzten Zeile. Jede Menge oder juristischer Angaben, doch nichts Außergewöhnliches, soweit ich sehen konnte. Als einziger Aktienbesitzer der Briefkastenfirma war die Tremont Holdings NV aufgeführt. Das sagte mir rein gar nichts, und ich vermutete, daß es angesichts der Geheimhaltungsvorschriften der Niederländischen Antillen auch das Äußerste bleiben würde, was ich je über die Eigentümerstruktur herausfinden konnte. Immer noch nichts Auffälliges. Dann entdeckte ich eine Telefonnummer, die im Abschnitt mit der Überschrift »Bürgschaft« mit Bleistift an den Rand geschrieben war. Ich erkannte an der Vorwahl, daß es sich um einen Anschluß in Tokio handelte. Es mußte die Nummer der Honshu Bank sein. Ich blickte auf die Uhr. Es war zwar schon spät in Tokio, aber vielleicht erwischte ich ja noch jemanden. Ich probierte die Nummer, ohne zu wissen, was ich eigentlich fragen wollte.

Nach ein paar Fehlstarts wurde ich endlich zu jemandem durchgestellt, der Englisch verstand.

»Hakata am Apparat.«

»Guten Tag, Mr. Hakata. Ich bin Paul Murray von De Jong & Co. in London. Vielleicht können Sie mir ja helfen. Ich stelle Nachforschungen über eine Privatplazierung an, bei der Sie für die Tremont Capital die Bürgschaft übernommen haben.«

»Tut mir leid«, sagte Mr. Hakata.

Mist, dachte ich. Gerade, wo ich einen hilfsbereiten Menschen brauchte. »Ich wäre Ihnen für eine Informati-

on wirklich sehr dankbar, Mr. Hakata. Wir gehören nämlich zu den Hauptinvestoren dieser Plazierung.«

»Ich würde Ihnen ja gern helfen, Mr. Murray, aber wir haben keine Unterlagen darüber, daß wir eine solche Bürgschaft gegeben hätten.«

»Moment, Sie verstehen mich wahrscheinlich falsch. Ich habe den Prospekt hier vor mir liegen. Und jemand von Ihrer Bank hat erst vor kurzem darüber mit meiner Kollegin Miss Chater gesprochen.«

»Das war ich selbst. Und ich habe auch schon vor ein paar Monaten mit einem Mr. Shoffman darüber gesprochen. Wir sind völlig sicher, daß wir dieser Tremont Capital keine Bürgschaft gegeben haben. Tatsächlich haben wir auch keine Akte über ein derartiges Geschäft. Wenn Sie uns irgendwelche Informationen über diese Firma geben könnten, würden wir dem gern nachgehen. Wir sehen nicht gern, daß jemand den Namen unserer Bank mißbraucht.«

»Haben Sie vielen Dank, Mr. Hakata. Ich schicke Ihnen Material, sobald ich kann. Auf Wiederhören.«

Das war doch völlig widersinnig! Wie konnte denn die Honshu Bank nichts von einer Bürgschaft wissen, die sie gegeben hatte? Hakata hatte offensichtlich gründlich in seinen Akten nachgesehen. Immerhin war die Honshu Bank eine sehr große Bank. Vielleicht war die Bürgschaft irgendwie verlorengegangen. Unwahrscheinlich, aber nicht gänzlich auszuschließen, dachte ich.

Wenn die Japaner von der Emission nichts wußten, mußte aber doch zumindest Bloomfield Weiss Bescheid wissen. Ich beschloß, dort anzurufen, wählte jedoch nicht

Cashs Nummer. Wenn Debbie recht gehabt hatte und mit der Emission wirklich etwas nicht stimmte, dann wollte ich Cash in diesem Stadium nicht darauf aufmerksam machen. Also rief ich die Bibliothek von Bloomfield Weiss an, die über Informationen zu sämtlichen Anleihen-Emissionen verfügen mußte, mit denen sie je zu tun gehabt hatte.

Die Stimme einer jungen Frau meldete sich: »Bibliothek.«

»Guten Morgen. Hier ist Paul Murray von De Jong. Können Sie mir bitte sämtliche Details über eine Privatplazierung zukommen lassen, die Sie für die Tremont Capital NV durchgeführt haben? Das war vor etwa einem Jahr.«

»Wir haben keine Details über diese Emission«, erwiderte die Bibliothekarin sofort. Sie sah nicht einmal in den Akten oder in der Kartei nach.

»Aber die müssen Sie haben. Können Sie nicht mal nachsehen?«

»Das habe ich bereits. Ihre Kollegin Miss Chater hat hier schon angerufen. Wir haben über diese Emission keine Details. Und zwar, weil die Emission gar nicht existiert.«

»Sie müssen sich irren! Wie wollen Sie denn da so sicher sein? Bitte, sehen Sie doch noch mal nach.«

»Mr. Murray, ich habe das sehr gründlich überprüft.« Die Stimme der Bibliothekarin wurde lauter. Sie war offenbar keine Frau, die ihre beruflichen Fähigkeiten gern in Frage gestellt sah. »Miss Chater war genauso hartnäckig wie Sie. Die Emission existiert einfach nicht. Entweder sind Ihre Angaben falsch oder unsere. Und wir haben

Hunderttausende von Pfund für neue Suchsysteme ausgegeben. Nirgendwo eine Erwähnung der Tremont Capital. Wenn Sie den korrekten Namen der Anleihe gefunden haben, die Sie besitzen, rufen Sie mich bitte an. Es wird uns ein Vergnügen sein, Ihnen zu helfen.« Mit diesen Worten legte sie auf. Sie hatte weiß Gott nicht vergnügt geklungen.

Ich lehnte mich fassungslos zurück. Wie konnten Bloomfield Weiss als federführende Bank und auch der Bürge keine Ahnung von dieser Anleihe haben? Existierte sie vielleicht wirklich nicht? Ich überlegte einen Augenblick. Da es sich um eine Privatplazierung handelte, brauchte sie an keiner Börse registriert zu sein. Aber an dieser Art Transaktion sind immer auch Anwälte beteiligt. Ich griff nach dem Prospekt und blätterte ihn noch einmal durch, auf der Suche nach der Anwaltsfirma, die das Geschäft bearbeitet hatte. Ich fand sie schnell. »Van Kreef, Heerlen, Curaçao.« Komisch. Ich hatte eine Londoner oder New Yorker Kanzlei erwartet. Nachdem ich den Prospekt ein paar Minuten unter die Lupe genommen hatte, fand ich, was ich suchte. »Diese Vereinbarung unterliegt den gesetzlichen Vorschriften der Niederländischen Antillen.« Nichts von der üblichen Erwähnung des englischen oder New Yorker Rechts.

Warum war bloß vorher niemand darauf gestoßen? Ich vermutete, daß die Dokumentation in der allgemeinen Hektik nicht so gründlich gelesen worden war, wie es hätte der Fall sein sollen. Vermutlich hatte die Bürgschaft der Honshu Bank bewirkt, daß es niemand für nötig gehalten hatte, das Kleingedruckte zu lesen.

Es gab jedoch keine Bürgschaft der Honshu Bank. De Jong & Co. hatte einer Briefkastenfirma, von der wir nichts wußten, zwanzig Millionen geliehen. Wir wußten nicht, wem die Firma gehörte, wir wußten nicht, was aus unserem Geld geworden war. Schon gar nicht wußten wir, ob wir es je zurückbekommen würden. Der Vertrag war wahrscheinlich voller Lücken.

Ich rief in der Verwaltung an, um nachzuprüfen, ob wir unsere erste Zinszahlung erhalten hatten. Wir hatten. Wenigstens hatten wir bis jetzt noch kein Geld verloren. Wer immer es war, der diese Firma fingiert hatte, er würde wahrscheinlich wenigstens die Zinsen zahlen, um keinen Argwohn zu erwecken. Es sah sehr danach aus, daß wir Opfer eines raffinierten Betrugs geworden waren.

Ich konnte Cash nicht direkt dazu befragen. Wenn er in irgendeiner Weise damit zu tun hatte, würde ich ihm nur einen Wink geben, und das konnte ich nicht riskieren. Aber irgendwie mußte ich mehr über Bloomfield Weiss' Anteil an der Sache erfahren. Ich hatte eine Idee. Ich nahm den Hörer ab und tippte eine Nummer ein.

»Allo. Banque de Lausanne et Genève.«

»Claire, hier ist Paul Murray. Hätten Sie heute mittag wohl etwas Zeit für mich?«

»Oh, was für eine nette Überraschung. Selbstverständlich würde ich gern mit Ihnen zu Mittag essen.«

»Großartig. Ich schlage vor, wir sehen uns um Viertel nach zwölf bei Luc's. Einverstanden?«

Claire hatte bis vor sechs Monaten bei Bloomfield Weiss gearbeitet. Sie mußte imstande sein, mir etwas über die Tremont Capital und Cashs Verbindung zu dieser

Firma zu erzählen. Außerdem war es schön, einen Vorwand zu haben, um mit ihr essen zu gehen.

Ich war schon früh in Luc's Brasserie und bekam einen Tisch am Fenster. Das Restaurant lag im zweiten Stock eines Hauses mitten auf dem Leadenhall Market. Die Sonne flutete durch das offene Fenster herein und brachte den Lärm der Käufer von unten mit. Das Restaurant war nur halb voll; es füllte sich gewöhnlich gegen eins mit den Angestellten des nahegelegenen Lloyd's.

Ich hatte erst ein paar Minuten gewartet, als Claire eintraf. Das laute Klacken ihrer hohen Absätze auf dem schwarzweißen Boden, der enge, kurze Rock, der ihre Schenkel umspannte, und der Hauch von teurem, aber zartem Parfüm, der ihr nachfolgte, nahmen die Aufmerksamkeit sämtlicher Männer im Raum gefangen. Als sie an meinen Tisch trat, mir zur Begrüßung die Hand reichte, lächelte und sich auf den Stuhl mir gegenüber setzte, konnte ich angesichts der neidvollen Blicke in meine Richtung eine Anwandlung von Stolz nicht ganz unterdrücken. Claire war zwar keine Schönheit im klassischen Sinn, doch sie war ungeheuer sexy.

Wir bestellten und tauschten unsere Klagen darüber aus, wie ruhig doch der Markt sei. Nach ein paar Minuten kam ich zur Sache.

»Claire, ich hatte eigentlich einen speziellen Grund, weshalb ich Sie heute sprechen wollte. Es ist aber eine sehr heikle Angelegenheit, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn die Sache unter uns bleiben könnte.«

Claire lachte. »Oh, Paul! Wie aufregend! Ein Geheimnis! Keine Sorge, ich werde keiner Menschenseele etwas sagen.«

»Es geht um Cash.«

Das Lachen verschwand mit einem Schlag aus ihrem Gesicht. »Ach, Cash. Dieser Dreckskerl!«

»Warum das? Was hat er denn angestellt?« fragte ich.

»Vielleicht sollte ich zuerst Ihnen ein Geheimnis verraten.« Sie blickte auf den Tisch, nahm ein Messer in die Hand und begann damit herumzuspielen. »Wie Sie wissen, habe ich zwei Jahre für Bloomfield Weiss gearbeitet, ehe ich zur BLG gewechselt bin«, fing sie an. »Nach etwa einem Jahr hatte ich mir einen guten Kundenstamm aufgebaut und machte jede Menge Geschäfte. Ich war zufrieden, die Kunden waren zufrieden, Bloomfield Weiss war zufrieden. Dann kam Cash Callaghan aus New York. Er hatte einen Riesenruf und ein dickes Gehalt, das er rechtfertigen mußte, und er hatte in Europa keinerlei Kunden. Also hat er sie anderen gestohlen.«

»Und wie?«

»Erst auf die subtile Art: Er fand heraus, welche von den Großkunden-Verkäufern nicht genug Zeit hatten, um ihre Geschäfte ordentlich abzuschließen. Er ›half ihnen aus‹. Und allmählich kam der Kunde dann dahin, daß er lieber mit Cash reden wollte als mit dem ursprünglichen Verkäufer. An sich nicht übel, denn auf diese Weise wurde der Kunde besser bedient, und die Firma machte mehr Geschäfte. Doch dann fing Cash an, drastischere Methoden anzuwenden.

Auch auf meine zwei, drei größten Kunden hatte er ein Auge geworfen. Jedesmal, wenn ich nicht im Büro war, rief er sie an. Sie waren jedoch loyal und wollten bei mir bleiben. Also begann er, ein Gerücht über mich und einen

Kunden in Umlauf zu bringen. Leider kann ich Ihnen den Namen nicht nennen.«

»Und was war das für ein Gerücht?«

»Angeblich schließt sich mit diesem Kunden, und er schob mir nur deswegen seine sämtlichen Geschäfte zu«, sagte sie, und in ihrer Stimme loderte Zorn. »Es war lächerlich. Von A bis Z erlogen. Der Grund, weshalb der Kunde die meisten Geschäfte mit mir machte, war der, daß ich ihm gute Ideen lieferte und er Geld daraus machte. Ich würde niemals ein Verhältnis mit einem Kunden anfangen. Niemals. Das wäre völlig unprofessionell.«

Sie blickte zu mir auf, und ihre Augen funkelten. Dann lachte sie. »Ach, Paul, nun machen Sie doch nicht so ein enttäuschtes Gesicht.«

Ich spürte, wie ich vor Verlegenheit rot wurde. Ihr Bekenntnis zum professionellen Umgang mit ihren Kunden hatte die vage Hoffnung, die irgendwo in meinem Hinterkopf aufgekeimt war, gleich wieder zerstört. Ich hatte allerdings keine Ahnung gehabt, daß mir die Enttäuschung anzumerken war.

Sie kehrte zu ihrer Geschichte zurück. »Ich wußte von alldem nichts. Mein Kunde auch nicht. Aber alle anderen sprachen darüber, wie ich hinterher erfuhr. Ich wurde Thema einer dieser Geschichten, die immer weiter rumgehen, so daß man sie nach etwa einem Monat bereits aus mehreren Quellen gehört hat und glaubt, daß sie demnach wahr sein müssen. Ich bin überzeugt, mein Chef hatte auch davon gehört, wenn auch wahrscheinlich nur hinter vorgehaltener Hand. Und wie hätte ich mich wehren sollen? Ich wußte ja nichts davon!«

Eines Tages ging Cash dann zu meinem Chef. Er sagte, meine ›Affäre‹ würde Bloomfield Weiss in der ganzen City lächerlich machen. Er hatte ein paar Zahlen dabei, die angeblich aus einer Quelle in der Firma meines Kunden stammten und aus denen hervorging, daß mein Kunde fünfundneunzig Prozent seiner Geschäfte über mich tätigte. Cash muß sich die Zahlen aus den Fingern gesogen haben. Ich weiß, daß mein Kunde auch noch viele Geschäfte mit anderen Maklern machte.

Ich wurde in das Büro meines Chefs gerufen, und man erklärte mir, ich könne entweder kündigen oder würde für die Zeit einer formellen Untersuchung suspendiert. Das aber hätte meinem Kunden wahrscheinlich ebenso-sehr geschadet wie mir, wenn nicht noch mehr. Ich war schockiert. Und dann bekam ich leider einen Wutanfall. Ich brüllte meinen Chef an, warf ihm jedes erdenkliche Schimpfwort an den Kopf und sagte ihm, er solle sich meinen Job sonstwohin stecken. Die BLG hatte seit Monaten versucht, mich anzuheuern, also war ich binnen einer Woche an meinem neuen Arbeitsplatz.«

»Wäre es nicht besser gewesen, die Ruhe zu bewahren? Sie hätten sich reinwaschen können. Cash hätte schließlich nichts beweisen können.«

»Ach, das Kind lag doch längst im Brunnen. Ich wollte meine Integrität nicht öffentlich in Frage stellen und mein Privatleben unter dem Mikroskop untersuchen lassen, nur um weiterhin mit diesem Mistkerl zusammenarbeiten zu dürfen.«

»Verstehe«, sagte ich und spürte, wie ich selbst wütend wurde. »Sie haben recht. Was für ein Schweinehund! Die-

ses Geschäft ist durch und durch verkommen. So viele Menschen, die viel zuviel Geld verdienen. Die halten sich für Genies, und dabei sind sie nichts als Banditen. Wenn die alle einfach nur auf ehrliche Weise ihre Arbeit machen würden, dann bliebe genug für alle übrig.« Ich konnte nicht verhindern, daß Zorn in meiner Stimme mitschwang, und merkte, wie ich schneller und lauter redete.

Claire lachte. »Ach, Paul! Sie sind süß! So besorgt. So idealistisch. Aber die Welt funktioniert nun mal nicht so, wie Sie das möchten. Man muß Ellenbogen haben, um klarzukommen. Die größten Schweinehunde verdienen die dicksten Gehälter. Mir geht's ja jetzt gut. Ich mache die gleiche Arbeit für ein besseres Gehalt und für bessere Leute.« Claires große, glänzende Augen lächelten mir unter langen Wimpern zu. »Aber Sie wollten mir auch ein Geheimnis erzählen.«

Ich beruhigte mich langsam wieder. »Leider kann ich Ihnen konkrete Einzelheiten noch nicht sagen, zum Teil kenne ich sie ja selbst noch nicht. Und wie gesagt: Die Sache muß unter uns bleiben.« Ich senkte die Stimme. »Letztes Jahr hat De Jong von Bloomfield Weiss eine Privatplatzierung gekauft, ausgegeben von der Tremont Capital. Cash hat sie uns verkauft. Wissen Sie darüber irgend etwas?«

»Tremont. Tremont Capital«, murmelte Claire und runzelte angestrengt die Stirn. »Der Name kommt mir bekannt vor, aber ich weiß nicht ... Moment mal! Ich hab's! War das nicht das Geschäft, das von der Industrial Bank of Japan abgesichert wurde?«

»Nicht ganz. Es war die Honshu Bank. Doch das kommt der Sache schon sehr nahe«, erwiderte ich.

»Ja, jetzt erinnere ich mich vage. Es war aber nur eine kleine Transaktion, nicht wahr?«

»Vierzig Millionen Dollar.« Ich nickte. »Haben Sie auch welche davon verkauft?«

»Nein. Das war eins von Cashs ›speziellen Geschäften‹. Ich glaube, er hatte das selbst ausgekocht. Keiner sonst hat Einblick in diese Verkäufe. Und die ganze Provision ging auch an ihn.«

Spezielle Deals. Spezielle Kunden. Cash tätigte eine Menge spezieller Geschäfte. »Wissen Sie irgend etwas über die Firma?«

»Die Tremont Capital? Nichts, gar nichts. Ich habe weder vorher noch hinterher wieder von ihr gehört.«

»Sonst irgend jemand?«

»Nein. Wenn Cash irgendwelche Geschäfte einfädelte, behielt er das für sich, bis sie zum Abschluß gebracht waren und er seinen Erfolg herausposaunen konnte«, sagte Claire.

»Es muß ihm aber doch jemand in der Firma geholfen haben, die Dokumentation zusammenzustellen oder das Geschäft zu strukturieren. Gab es nicht jemanden im Bereich Unternehmensfinanzierung, mit dem er in solchen Dingen zu tun hatte?«

»Ich glaube nicht; nicht in London. Aber über manche seiner speziellen Abschlüsse sprach er mit jemandem in New York. Ich hab ihn einmal gesehen, als er in London war. Ein kleiner, dicker Typ. Waigel. Dick Waigel, so hieß er, glaube ich.«

»Wissen Sie, wer den Rest der Emission gekauft hat?«

»Ich glaube, ja. Ich erinnere mich, mit angehört zu haben, wie Cash an De Jong verkauft hat. Das dauerte nicht sehr lange. Und dann telefonierte er noch einmal und verkaufte den ganzen Rest auf einen Schlag. Ich weiß noch, wie ich darüber gestaunt habe, daß er imstande war, eine neue Anleihe mit nur zwei Telefonaten zu verkaufen. Ich verabscheue Cash, aber ich muß zugeben, er ist ein guter Verkäufer.«

»Und wer war der andere Käufer?«

»Ich wußte, daß Sie das fragen würden«, sagte sie. »Lassen Sie mich mal nachdenken ... Ich hab's! Es war die Harzweiger Bank.«

»Harzweiger Bank? Ist das nicht eine kleine Schweizer Bank?«

»Nicht unbedingt klein. Aber gewiß ohne sonderliches Profil. Die verwalteten auf sehr verschwiegene Weise eine große Menge Geld. Cash arbeitet viel mit denen zusammen.«

»Mit wem spricht er dort?«

»Mit einem Mann namens Hans Dietweiler. Kein sehr angenehmer Mensch. Ich hatte auch ein paarmal mit ihm zu tun.«

Ich hatte alles herausbekommen, was ich von Claire erfahren konnte. Zumindest über die Tremont Capital.

»Noch eine Frage«, sagte ich.

»Ja?«

»Wer ist Gaston?«

»Gaston? Ich kenne keinen Gaston.« Dann kicherte sie. »Ach, Sie meinen Gaston, meinen Freund in Paris? Ich fürchte, das war nur eine Geschichte für Rob.«

»Das war gemein. Er war sehr aufgebracht.«

»Und äußerst hartnäckig. Ich mußte ihn irgendwie von seinem Elend erlösen. Das schien mir der beste Weg zu sein. Und ein seltsamer Mensch ist er außerdem.«

»Seltsam?«

»Ja. Irgend etwas ist mit ihm los. Er ist so ... so intensiv und dabei labil. Man weiß nie, was er als nächstes tun wird.«

»So ist Rob nun mal«, sagte ich. »Er ist harmlos.«

»Das kann ich nicht beurteilen«, sagte Claire. »Ich bin jedenfalls froh, daß ich ihn los bin.« Sie erschauerte. »Außerdem habe ich Ihnen doch gesagt: Ich schlafe nie mit meinen Kunden.«

Sie nippte an ihrem Wein und sah mich über den Rand des Glases hinweg an. Sie schien zu glühen. Ihre Lippen waren sehr rot, ihre Augen sehr dunkel. Meine Kehle war trocken.

»Nie?« fragte ich.

Sie hielt meinen Blick einige Sekunden lang fest und sandte mir Botschaften, deren genaue Bedeutung ich nicht zu entschlüsseln vermochte.

»Fast nie«, sagte sie.

Nach einem solchen Mittagessen fiel es schwer, sich auf die Arbeit zu konzentrieren. Mit einiger Mühe gelang es mir, die Vorstellung beiseite zu schieben, wie es wohl wäre, mit Claire ins Bett zu gehen.

Ich mußte diesen Dietweiler anrufen.

Ich schlug die Harzweiger Bank im Handbuch der Association of International Bond Dealers nach und fand die Nummer. Es war eine Zürcher Vorwahl.

Eine Frau antwortete.

»Kann ich Herrn Dietweiler sprechen?« fragte ich.

»Tut mir leid, er ist gerade nicht da. Kann ich Ihnen helfen?« Die Antwort erfolgte in ausgezeichnetem Englisch.

»Ja, vielleicht«, sagte ich. »Mein Name ist Paul Murray, und ich arbeite für De Jong & Co. in London. Wir haben hier private Anleihen, die Sie, glaube ich, ebenfalls gekauft haben. Die Tremont Capital Achter von 2001. Wir würden gern noch mehr kaufen und haben uns gefragt, ob Sie womöglich an einem Verkauf interessiert wären.«

»Ach, die Tremont Capital! Endlich mal jemand, der damit handeln will. Ich weiß gar nicht, warum wir die gekauft haben. Die Bürgschaft der Honshu Bank ist zwar ausgezeichnet, und die Rendite ist auch nicht schlecht, aber keiner handelt damit. Eigentlich sollten wir hier ein liquides Portfolio haben, nicht solches Gerümpel. Was bieten Sie denn?«

Das war heikel. Das letzte, was ich vorhatte, war, am Ende noch mehr von der verdammten Anleihe zu kaufen. Diese Frau hörte sich an, als würde sie sie zu jedem Preis losschlagen!

»Ich fühle nur für einen unserer Kunden vor«, log ich. »Er interessierte sich eigentlich für unsere Anleihen, doch die sind nicht verkäuflich. Ehe ich nun mit ihm Rücksprache halte und ihn frage, ob er von Ihnen kaufen möchte, muß ich sicher sein, daß Sie verkaufen wollen.«

»Verstehe. Dann warten wir wohl besser auf Herrn Dietweiler. Er hat die Anleihen schließlich gekauft. Er müßte in etwa einer Stunde wieder da sein. Warum probieren Sie es dann nicht einfach noch mal?«

»Gute Idee. Sagen Sie ihm doch bitte, daß ich ihn anrufen werde.«

Genau eine Stunde später wählte ich erneut die Zürcher Nummer.

Eine barsche Stimme antwortete: »Dietweiler.«

»Guten Tag, Herr Dietweiler. Paul Murray von De Jong & Co. Ich habe vorhin mit Ihrer Kollegin wegen eines Angebots für die Achter der Tremont Capital von 2001 gesprochen, die Sie halten. Ich wüßte gern, ob Sie an einem Verkauf interessiert sind.«

»Da befinden Sie sich leider im Irrtum, Mr. Murray.« Der starke Schweizer Akzent klang alles andere als freundlich. »Ich weiß nicht, woher Sie Ihre Information haben. Wir besitzen diese Anleihe nicht und haben sie auch nie besessen.«

»Aber ich habe mit Ihrer Kollegin doch gerade vorhin darüber gesprochen. Sie sagte, Sie hätten sie in Ihrem Bestand.«

»Da muß sie sich geirrt haben. Wahrscheinlich hat sie sie mit einer anderen Tremont-Capital-Anleihe verwechselt. In jedem Fall betrachten wir den Inhalt unseres Portfolios als höchst vertrauliche Angelegenheit. Ich habe meine Kollegin gerade eben daran erinnert. Auf Wiederhören, Mr. Murray.«

Schon hatte er aufgelegt. Die freundliche Schweizerin tat mir leid. Es war bestimmt nicht angenehm, von Herrn Dietweiler auf seine Pflichten aufmerksam gemacht zu werden. Ein ekliger Kerl. Und kein guter Lügner. Es gab keine anderen Anleihen der Tremont Capital. Die Harzweiger Bank besaß die gleichen Anleihen wie wir.

Aber warum wollten sie das nicht zugeben?

Die Lage war ernst. Es bestanden gute Aussichten, daß De Jong zwanzig Millionen Dollar verloren hatte. Wenn wir das Geld nicht fanden, konnte das der Firma schweren Schaden zufügen. Ich nahm zwar nicht an, daß wir gesetzlich verpflichtet waren, den Kunden das Geld zu erstatten, das wir verloren, aber ich war überzeugt, daß sie in so einem Fall nicht mehr lange unsere Kunden bleiben würden. Ich mußte Hamilton mitteilen, was ich herausgefunden hatte.

Er war nicht an seinem Schreibtisch, und Karen sagte, daß er heute nicht mehr hereinkomme und erst morgen am späten Vormittag wieder da sei.

Hamilton erschien zur Mittagszeit. Ich beobachtete, wie er zu seinem Schreibtisch hinüberging, das Jackett auszog und seine Monitore einschaltete. Er setzte sich davor und studierte sie.

Ich ging zu seinem Schreibtisch hinüber. »Entschuldigung, Hamilton«, sagte ich, »haben Sie eine Minute Zeit?«

»Es ist jetzt genau ein Uhr siebenundzwanzig. Die Arbeitslosenzahlen kommen um ein Uhr dreißig. Sie haben drei Minuten. Wird das ausreichen?«

Ich zögerte. Was ich ihm zu sagen hatte, war zwar wichtig, doch ich wollte nicht so zwischen Tür und Angel damit anfangen. »Nein, ich fürchte, etwas länger wird es schon dauern«, sagte ich.

»Setzen Sie sich erst mal. Vielleicht können Sie ja noch was lernen.«

Ich zügelte meine Ungeduld und tat, was er gesagt hatte.

»Nun erzählen Sie mir mal, was sich bei den Schatzanweisungen getan hat.« Hamilton meinte den Markt der US-Staatsanleihen, den größten und liquidesten Anleihenmarkt der Welt und zugleich den, auf den sich die meisten Investoren beziehen, wenn sie die langfristige Zinsentwicklung einschätzen wollen.

»Sind im letzten Monat runtergegangen«, sagte ich.  
»Man wartet allgemein darauf, daß die Renditen steigen.« Wenn die Kurse für Schatzanweisungen fallen, steigen die Renditen, worin sich die Erwartung höherer Zinsen für die Zukunft spiegelt.

»Und warum sind Sie runtergegangen?«

»Alle haben Angst davor, daß die USA Vollbeschäftigung erreichen könnten. Die Arbeitslosenquote lag im letzten Monat bei 5,2 Prozent. Die meisten Wirtschaftsfachleute meinen, daß sie unmöglich weit unter fünf Prozent sinken kann. Sollte das aber doch der Fall sein, baut sich Inflationsdruck im System auf, weil die Unternehmen schwerer Arbeitskräfte finden und folglich höhere Löhne zahlen müssen. Höhere Löhne aber bedeuten eine höhere Inflationsrate, was wiederum zu höheren Zinsen führt. Also fallen die Kurse der Schatzpapiere.«

»Was wird also nach der Bekanntgabe der Arbeitslosenquote passieren?«

»Na ja, es wird erwartet, daß die Quote auf fünf Prozent sinkt. Wenn das eintritt, geht die Inflation hoch, und der Markt gerät unter Abgabedruck.«

Es kam mir schon immer wie die reine Ironie vor, daß das, was gut für den Arbeitsmarkt war, sich negativ auf den Anleihenmarkt auswirkte. Ich erinnerte mich noch

an den Tag, als ich im Handelsraum einer der großen Wertpapiermakler war. Bei der Mitteilung, daß mehr Leute als erwartet arbeitslos geworden waren, hatte sich ein riesiges Jubelgeschrei erhoben, und der Markt ging ab. Da sollte einer noch von Elfenbeinturm sprechen!

»Sie haben recht, fast alle gehen davon aus, daß die Quote bei fünf Prozent liegen und der Markt runtergehen wird. Was sollte ich also tun?« fragte Hamilton.

»Nun, wenn wir noch irgendwelche Staatspapiere hätten, könnten wir sie auch verkaufen«, sagte ich. »Aber da wir ja vor einem Monat schon alles verkauft haben, können wir vermutlich nur dasitzen und zusehen.«

»Falsch«, sagte Hamilton. »Oder sagen wir mal: Allenfalls Sie können dasitzen und zusehen.«

Der grüne Monitor vor uns zeigte, wo der Markt sich in diesem Augenblick bewegte. Eine dichte Anordnung von kleinen grünen Zahlen blinkte entsprechend der Käufe und Verkäufe von Anleihen und der Veränderung der Kurse. Die Schlüsselanleihe, die wir gerade verfolgten, hatte eine Laufzeit von dreißig Jahren und wurde deshalb auch als »Long Bond« bezeichnet. Ihr gegenwärtiger Preis war 99,16.

Eine Minute vor der Bekanntgabe der Quote hörten die grünen Zahlen zu blinken auf. Nichts rührte sich auf dem Markt. Alles wartete.

Die Minute schien ewig zu dauern. Auf der ganzen Welt, in London, New York, Frankfurt, Paris, Bahrain und selbst in Tokio, hockten Hunderte von Männern und Frauen gespannt vor ihren Bildschirmen und warteten. Im Saal für das Anleihentermingeschäft an der Chi-

cagoer Terminbörse mußte es jetzt mucksmäuschenstill sein.

Ein gedämpfter Piepton kam von unseren Reuter- und Telerate-Monitoren. Eine Sekunde später leuchtete eine kleine grüne Botschaft auf: »Die Arbeitslosenquote in den USA sinkt im Juli auf 5 Prozent gegenüber 5,2 Prozent im Vormonat.«

Zwei Sekunden später flackerte die Ziffer 99,16 des Long Bond auf und wurde durch 99,08 abgelöst. Ich hatte recht behalten. Der Markt bewegte sich abwärts.

Wieder zwei Sekunden später, und unser Telefonboard war mit aufleuchtenden Lämpchen übersät. Die Verkäufer wußten zwar noch nicht, wie Hamilton die Entwicklung sah, aber sie wußten, daß er natürlich seine Meinung dazu hatte.

Hamilton nahm den Hörer ab. Ich hörte auf der anderen Leitung mit. Es war David Barratt.

»Ich wollte nur mal hören, wie Sie das einschätzen, daß ...«, fing er an.

»Bieten Sie mir zwanzig Millionen Long Bonds an«, unterbrach Hamilton ihn.

»Aber unser Wirtschaftsfachmann denkt ...«

»Freut mich zu hören, daß Sie einen denkenden Wirtschaftsfachmann haben. Und jetzt besorgen Sie mir das Angebot!«

David verstummte und ging aus der Leitung. Fünf Sekunden später war er wieder da. »Wir können sie zu 99,04 anbieten. Vorsicht, Hamilton, der Markt bricht ein!«

»Ich nehme zwanzig zu 99,04. Wiederhören.«

Die grüne Zahl für die Long Bonds auf unserem Bild-

schirm leuchtete unaufhörlich auf. Sie stand jetzt bei 99,00. Ich wußte zwar nicht, was um Himmels willen Hamilton da trieb, aber ich wußte, daß er ganz gezielt vorging.

Hamilton nahm erneut den Hörer ab. Es war Cash.  
»Bieten Sie mir dreißig Millionen Long Bonds an.«

Cash widersprach nicht. Wenn jemand dreißig Millionen Long Bonds in einem fallenden Markt kaufen wollte, dann sollte ihn das nur freuen. »Unser Angebot lautet 99,00.«

»Prima, die nehme ich«, sagte Hamilton. Er legte den Hörer auf und starrte gespannt auf den Monitor.

Der Kurs blinkte zwar immer noch, doch er ging nicht weiter nach unten. Er sprang vielmehr zwischen 99,00 und 99,02 hin und her. Hamilton und ich saßen reglos vor dem Bildschirm.

Jedesmal, wenn die 99,00 aufleuchtete, hielt ich den Atem an und erwartete, daß danach 98,30 käme. Wir konnten mit einer Fünfzig-Millionen-Dollar-Position eine Menge Geld verlieren. Aber die Neunundneunziger-Marke hielt. Plötzlich leuchtete 99,04 auf, dann 99,08. Binnen Sekunden war der Preis auf 99,20 geklettert.

Ich atmete auf. Hamilton hatte es wieder einmal geschafft. Es war uns gelungen, fünfzig Millionen Long Bonds zu einem Kurs zu kaufen, der offensichtlich der niedrigste der letzten zwei Monate war. Und es sah so aus, als erhole der Markt sich immer mehr. Ich musterte Hamilton eindringlich. Er starnte immer noch auf den Monitor. Sein Ausdruck war unverändert. Er lächelte zwar nicht, aber ich konnte sehen, daß seine hochgezogenen Schultern sich um eine Spur entspannt hatten.

Der Preis stand bei 100,00.

»Sollten wir jetzt nicht verkaufen?« fragte ich.

Hamilton schüttelte langsam den Kopf. »Sie haben keine Ahnung, was hier vor sich geht, wie?«

»Nein«, gab ich zu. »Verraten Sie's mir.«

Hamilton lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und sah mich an. »Man muß dem, was der Markt gerade denkt, immer um einen Schritt voraus sein«, sagte er. »Die Kurse geraten in Bewegung, wenn die Leute ihre Meinung ändern. Der Markt wird runtergehen, wenn sie plötzlich beschließen, daß sie lieber keine Anleihen mehr kaufen oder halten, sondern verkaufen sollten. Das passiert oft schon, wenn nur irgendein Bruchstück von Information die Runde macht. Der Markt gerät in Bewegung, sobald Daten aus der Wirtschaft bekanntgegeben werden. Können Sie mir folgen?«

»Ja«, sagte ich.

»Während der letzten zwei Monate nun haben viele Leute ihre Meinung geändert und beschlossen zu verkaufen. Jedesmal, wenn wieder eine schlechte Nachricht kam, haben die Leute noch mehr verkauft und die Kurse immer weiter nach unten getrieben. Die Lage hatte sich bis zu dieser Woche so sehr verschlechtert, daß alle nur noch mehr schlechte Nachrichten und einen weiteren Kursverfall erwarteten.

Und als die schlechte Nachricht dann kam, entsprach sie genau dem, was man erwartet hatte. Natürlich senkten die Händler jetzt die Preise – aber alle Verkäufer hatten schon seit langem alles verkauft. Genau wie wir es vor einem Monat getan haben. Es gab nichts mehr zu verkaufen.«

»Okay, das erklärt, weshalb der Markt höchstens für eine Minute runterging, aber weshalb geht er jetzt so rauf?« fragte ich.

»Tja, wenn ein Markt fällt, neigen die Käufer naturgemäß dazu, ihre Kauforders so lange hinauszuzögern, bis sie meinen, sämtliche schlechten Nachrichten seien durch«, sagte Hamilton. »Und dann gibt es Leute wie mich, die der Versuchung nicht widerstehen können, Anleihen zu niedrigen Kursen zu kaufen.« Hamilton sprach langsam und wohlüberlegt, und ich hing an seinen Lippen und versuchte, soviel Wissen aus seinen Worten zu saugen wie nur möglich.

»Aber was ist denn mit den Wirtschaftsdaten? Was ist mit der Inflationsgefahr, wenn die USA tatsächlich Vollbeschäftigung erreichen sollten?« fragte ich.

»Diese Angst war schon seit mindestens einem Monat im Markt. Die Kurse haben das um Wochen vorweggenommen.«

Was Hamilton sagte, klang irgendwie einleuchtend. »Also war einer der Gründe, weshalb der Markt raufgangen ist, daß alle so pessimistisch waren?«

»Genau«, sagte Hamilton.

»Einen letzten Punkt verstehe ich noch nicht. Wenn das alles so war, warum hat der Markt dann gewartet, bis die Quote bekanntgegeben wurde, um wieder nach oben zu gehen?«

»Ehe sie sich zum Ankauf entschlossen, wollten die Investoren abwarten, bis auch die letzte wichtige Ungewißheit beseitigt war. Sowie sie sahen, daß die Arbeitslosenquote zwar schlecht war, aber nicht schlechter als erwar-

tet, hatten sie keinen Grund mehr, ihre Entscheidung aufzuschieben. Sie kauften.«

Ich hatte in diesem Geschäft noch eine Menge zu lernen. Ich wußte zwar, daß man einen kühl kalkulierenden Kopf brauchte, um ein guter Trader zu sein. Aber Hamilton war mehr als einfach nur ein Experte, wenn es um die Analyse von Zahlen oder wirtschaftlichen Daten ging. Er analysierte die menschliche Natur, wägte genau ab zwischen Angst und Gier all der Investoren, die kollektiv »den Markt« bilden. Und er verstand sich verdammt gut darauf.

»Ich denke, wir können den Markt jetzt seinen eigenen Ratschlüssen überlassen«, sagte Hamilton. »Sie wollten mich sprechen ...«

Ich erzählte Hamilton alles, was Debbie und ich über die Tremont Capital herausgefunden hatten. Ich erklärte ihm, ich hätte ganz den Eindruck, daß wir unsere zwanzig Millionen niemals wiedersehen würden.

Solange ich mit Hamilton zusammenarbeitete, hatte ich noch niemals gesehen, daß er die Fassung verlor. Jetzt war es soweit.

»Wie konnte das nur passieren? Haben wir denn die Dokumentation nicht überprüft?«

Ich schüttelte langsam den Kopf.

»Warum habe ich Debbie bloß diese Dokumentation nicht durchprüfen lassen?« murmelte er und biß sich auf die Unterlippe. »Dieser Schweinehund Callaghan! Er muß das die ganze Zeit gewußt haben!«

»Soweit ich weiß, hat Cash Ihnen die Anleihen verkauft?«

»Allerdings. Damals brachten sie anderthalb Prozent mehr als US-Staatsanleihen. Nicht schlecht für Anleihen mit einer Triple-A-Garantie. Und sie waren damals die billigsten, die überhaupt zu haben waren.«

»Meinen Sie, Cash wußte, daß die Bürgschaft wertlos war?« fragte ich.

»Was denn sonst?« sagte Hamilton in bitterem Ton. »Wenn die Bibliothek von Bloomfield Weiss schon nichts von den Anleihen weiß, kann man darauf wetten, daß es auch sonst keiner tut. Callaghan muß das Ganze selbst fingiert haben. Dabei bemühe ich mich doch schon, diesem Menschen niemals zu trauen. Ich weiß noch gar nicht, wie ich ihm das heimzahlen soll.«

»Könnte denn Cash den Anleihenprospekt nicht guten Glaubens weitergegeben haben? Vielleicht steckt ja jemand aus seiner Abteilung Unternehmensfinanzierung dahinter? Claire hat da so einen Kerl namens Dick Waigel erwähnt.«

»Mag sein. Aber ich glaube es nicht. Ich glaube, es ist Callaghan.«

Ich zögerte. Ich wußte nicht recht, ob ich sagen sollte, was mir plötzlich durch den Kopf ging. Leise fragte ich: »Glauben Sie, daß Cash etwas mit Debbies Tod zu tun hat?«

Hamilton sah mich verblüfft an. »Aber das war doch ein Unfall, oder etwa nicht? Oder Selbstmord! Aber doch kein Mord!«

»Ich bin mir da nicht so sicher«, sagte ich. »Sie erinnern sich doch, daß ich Ihnen erzählt habe, ich hätte kurz vor Debbies Tod einen Mann gesehen?« Hamilton nickte.

»Nun, dieser Mann war Joe Finlay, Bloomfield Weiss' Händler für US-Gesellschaften. Natürlich habe ich der Polizei das erzählt, aber offenbar hat Joe zwei Freunde zur Hand, die behaupten, sie hätten unmittelbar, nachdem sie alle das Schiff verlassen hatten, gemeinsam ein Taxi genommen.«

»Joe Finlay? Den kenne ich. Der ist kein schlechter Händler. Und er scheidet für die Polizei als Verdächtiger aus?«

Ich seufzte. »Ja, sie werden Debbies Tod als Unfalltod einstufen. Aber ich glaube das einfach nicht.«

Hamilton sah mich eine Sekunde lang scharf an. »Ich denke, die Polizei weiß schon, was sie tut. In jedem Fall bezweifle ich, daß Cash irgend etwas mit Debbies Tod zu tun hat.« Er verstummte, und in seinen kalten, blauen Augen brannte ein ungewohntes Feuer. Dann endlich begann er, sich langsam wieder zu entspannen. Er strich sich rhythmisch über den Bart. Er hatte sich gefangen. Dachte nach. Zog alle Gesichtspunkte in Betracht.

»Was machen wir jetzt?« fragte ich. »Sollen wir Cash damit konfrontieren? Zum Präsidenten von Bloomfield Weiss gehen? Zur Polizei?«

»Wir machen gar nichts«, sagte Hamilton. »Jedenfalls fürs erste. Meine Vermutung ist, daß die Tremont Capital noch etliche Jahre weiter Zinsen zahlen wird, um keinen Argwohn zu erregen. Es ist die Hauptschuld, die wir womöglich nie wiedersehen werden. Also haben wir Zeit. Jetzt ist es an uns, keinen Argwohn zu erregen. Sobald Cash nämlich mitkriegt, daß wir ihm auf den Fersen sind, wird das Geld auf alle Seiten dahin sein. Also tun wir erst mal so, als wäre alles in schönster Ordnung.«

»Aber wir können doch nicht einfach nichts tun!«

»Werden wir auch nicht. Wir werden unser Geld zurückholen.«

»Aber wie denn?«

»Mir wird schon etwas einfallen.«

Irgendwie glaubte ich ihm das.

## 10

Ich war ziemlich im Rückstand mit meiner Arbeit: Unstimmigkeiten bei Konten, Monatsberichte, ein Haufen zu lesen. Ich fraß mich den ganzen Nachmittag und frühen Abend durch das alles hindurch. Um halb acht verließ ich das Büro und schlenderte die Gracechurch Street in Richtung Monument Station hinunter. Ich grübelte daran herum, wie wir versuchen sollten, das Tremont-Geld zurückzukriegen. Ich hatte keine Ahnung, wie Hamilton das anstellen wollte, so zuversichtlich er auch sein mochte, daß ihm etwas einfiel.

Eine Stimme neben mir unterbrach meinen Gedankengang, und eine Hand schob sich unter meinen Arm.

»Paul, warum sind Sie denn so geknickt?«

Es war Claire. Ich fing den gleichen zarten Duft auf, den sie tags zuvor bei Luc's an sich gehabt hatte.

»Ich bin nicht geknickt, sondern bloß in Gedanken.«

»... an die Arbeit! Aber damit ist es für heute vorbei!

Jetzt ist es Zeit zum Spielen!«

Ich lächelte schwach. Ich konnte mich nicht losreißen von der Katastrophe mit der Tremont Capital.

»Hören Sie, Sie haben sich in letzter Zeit viel zu viele Sorgen gemacht«, sagte Claire. »Sie nehmen das alles viel zu ernst. Ich treffe mich heute abend mit ein paar alten Freunden. Möchten Sie nicht mitkommen?«

Ich zögerte.

»Ach, nun los!« sagte sie bestimmt. Sie hob den Arm, winkte einem vorbeifahrenden Taxi, das mit kreischenden Bremsen anhielt, und bugsierte mich hinein. Ich wehrte mich nicht. Sie hatte ja recht. Was ich in den letzten paar Tagen erfahren und erlebt hatte, lastete schwer auf mir.

Claire dirigierte das Taxi zu einem kleinen Weinlokal in Covent Garden. Es war dunkel, holzgetäfelt und voller Leute. Claires Freunde waren bereits da. Denis, Philippe und Marie. Sie waren alle zusammen in Avignon auf der Universität gewesen. Denis machte gerade seinen Doktor in englischer Geschichte am King's College in London, und Philippe und Marie waren beide Lehrer in Orléans. Sie machten Urlaub in England. Nur Denis sprach Englisch. Mein Französisch reichte eigentlich nicht aus, um mich zu unterhalten, aber ich tat, was ich konnte, während die anderen mich begeistert ermunterten. Sie konnten sich endlos an meinem Yorkshire-Akzent ergötzen. Ich zog mich recht ordentlich aus der Affäre, wenn die Unterhaltung auch seltsame Wege ging, da meine Kommentare mehr von den Worten diktiert wurden, die ich kannte, als von irgendwelchen inhaltlichen Gesichtspunkten. Der Wein floß in Strömen. Der Lärmpegel stieg und wurde immer wieder von hysterischen Lachanfällen akzentuiert. Niemand sprach von Anleihen, Märkten, Zinsen, der Tremont, Joe oder Debbie.

In dem Maße, wie der Abend voranrückte, fiel es mir immer schwerer, mich auf das zu konzentrieren, was gerade gesagt wurde. Ich saß einfach zurückgelehnt auf meinem Stuhl und beobachtete die anderen.

Von Claire konnte ich meine Augen kaum lassen. Mein Gott, wie sexy sie doch war! Sie saß mit übergeschlagenen Beinen auf ihrem Stuhl, den engen schwarzen Rock weit über die wohlgeformten Schenkel hochgeschoben. Ihre weiße Bluse war straff in ihren Rock gesteckt und spannte über den Brüsten, wenn sie sich über den Tisch vorbeugte, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. Ihre Lippen waren voll, und sie schob sie häufig vor, während sie sprach. Die französische Sprache war wie gemacht für Lippen wie ihre, befand ich.

Plötzlich, auf irgendein Zeichen hin, das mir entgangen war, standen alle auf. Ich blickte auf die Uhr. Es war Mitternacht. Wir verließen das Lokal und verbrachten noch fünf Minuten draußen auf dem Bürgersteig. Wir verabschiedeten uns in einem wirren Hin und Her. Dann verschwanden Denis in die eine und Philippe und Marie in die andere Richtung und ließen Claire und mich allein zurück.

Sie hängte sich bei mir ein, und wir gingen gemächlich in Richtung Strand. Wir schlängelten uns durch Gruppen von Leuten, die sich lautstark voneinander verabschiedeten, nach Taxis riefen und ausgelassen lachten. Die Nacht war warm und unbeschwert.

»Ich hatte ganz vergessen, Sie zu fragen, ob Sie Französisch können«, sagte Claire. »Das ging doch prima.«

»Irgendwas mußte in so vielen Jahren Unterricht ja wohl hängenbleiben.«

»Das war ein schöner Abend, nicht wahr? Finden Sie Marie nicht nett? Und Denis ist doch sehr komisch, oder? Ach, was hatten wir in Avignon zusammen einen Spaß!«

»Ich habe es sehr genossen. Danke, daß Sie mich mitgenommen haben.«

»Sollen wir zusammen ein Taxi nehmen?« fragte Claire.  
»Wo wohnen Sie eigentlich?«

»In Kensington, und Sie?«

»Ach, das trifft sich gut. Ich wohne gleich am Sloane Square.«

Wir liefen den Strand entlang und versuchten, ein Taxi zu bekommen. Schließlich stoppte eines, das von der Südseite des Flusses über die Waterloo Bridge kam.

Im Wagen sagte keiner von uns etwas, doch ich war mir Claires Anwesenheit neben mir eindringlich bewußt. Sie ließ den Kopf sacht an meiner Schulter ruhen.

Schließlich hielten wir vor ihrer Wohnung. Sie zwangte sich an mir vorbei, öffnete die Tür und stieg aus.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich. »Ich bin froh, daß ich Ihnen heute abend über den Weg gelaufen bin.«

Das Taxi hatte unter einer Laterne gehalten, so daß ich Claire Gesicht deutlich sehen konnte. Ihre Augen glühten dunkel und sinnlich, wie sie es schon im Restaurant getan hatten. Sie lächelte. »Kommen Sie«, sagte sie.

Ich zögerte einen Augenblick, schluckte, stieg aus, zahlte und folgte ihr ins Haus. Ihre Wohnung lag im ersten Stock. Sie war behaglich und geschmackvoll eingerichtet, und an einer Wand hingen zwei große, abstrakte Bilder.

Das war alles, was ich davon sah. Sowie wir drinnen

waren, wandte Claire sich um und zog meinen Kopf zu sich herunter.

Ein langer Kuß, und unsere Körper preßten sich aneinander. Einer spürte die Erregung des anderen. Schließlich lösten Claires Lippen sich von meinen, sie kicherte heiser und flüsterte: »Was darf ich dir anbieten?«

Ich bekam keine Gelegenheit zu antworten. Sie führte mich ins Schlafzimmer. Sie machte kein Licht, doch die Vorhänge waren offen, und das orangefarbene Glühen der Straßenlaternen erleuchtete den Raum. Sie löste meine Krawatte und machte die oberen Hemdknöpfe auf. Ich legte das Jackett ab und zog mich aus. Claire stand im Nu nackt vor mir. Die Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Wagens beleuchteten sie. Ihr Körper war weich gerundet und fest, beinahe muskulös. Ich hatte gerade noch Zeit, die Socken auszuziehen, da zog sie mich schon aufs Bett.

Claire war eine temperamentvolle Liebhaberin. In Kürze war das Bettzeug über den ganzen Boden verstreut. Es folgte eine Stunde der Zärtlichkeit und des intensiven Vergnügens.

Später ließ ich mich auf den Rücken fallen, atemlos, verschwitzt, ausgepumpt. Claire legte sich neben mich, und wir redeten und lachten, während sie die Finger über meine Brust und meinen Bauch wandern ließ.

Irgendwann drehte ich mich entspannt und zufrieden auf die Seite und schlief ein.

Ich wachte davon auf, daß Claire mich leicht auf die Nase küßte. Sie war fertig angezogen und trug ein blaues Kostüm.

»Irgendwer muß ja schließlich arbeiten gehen«, sagte

sie. »Achte darauf, daß die Tür wirklich zu ist, wenn du gehst.« Sie war schon weg, ehe ich antworten konnte.

Ich wälzte mich aus dem Bett, zog mich an, nahm ein Taxi nach Hause und badete. An diesem Morgen kam ich zu spät zur Arbeit.

Hamilton hatte nachgedacht, wie versprochen. Er winkte mich ins Konferenzzimmer.

»Das wird nicht einfach werden«, sagte er. »Zunächst einmal müssen wir noch mehr herausfinden.« Er beugte sich über den blütenweißen Block, der vor ihm auf dem Tisch lag. Hamilton war tatkräftig und zielstrebig durch und durch. Ich hörte ihm zu, bereit, seine Instruktionen entgegenzunehmen.

»Wir können dieses Problem von zwei Seiten angehen. Ich schlage vor, ich nehme mir die eine vor und Sie die andere.«

Ich nickte.

»Da wären zunächst die Niederländischen Antillen. Ich bin den Tremont-Prospekt Wort für Wort durchgegangen. Er nennt eine ganze Reihe von Bedingungen, die zu erfüllen sind, bevor das Geld abgezogen werden kann, inklusive der Unterschrift des Bürgen, der Honshu Bank. Das bedeutet, daß Van Kreef und Heerlen das Dokument eigentlich gesehen haben müßten, ehe das Geld ausbezahlt wurde. Entweder haben sie denen eine Fälschung vorgelegt, oder die haben das Geld tatsächlich einfach so freigegeben.

Außerdem gibt es da die Verpflichtung, daß die Bücher jährlich geprüft werden. Das macht eine ortsansässige

Firma von Wirtschaftsprüfern. In dem Prospekt steht zwar nichts, was uns berechtigen würde, Einblick in die Konten zu nehmen, aber vielleicht sind die Daten ja irgendwo abgelegt. Schließlich muß das Geld irgendwo von den Niederländischen Antillen aus investiert oder transferiert worden sein. Und da waren wahrscheinlich professionelle Berater beteiligt.«

»Selbst wenn in sämtlichen Phasen des Geschäfts Anwälte und Buchprüfer mit im Spiel waren, werden die uns doch nie etwas sagen«, warf ich ein. »Die Niederländischen Antillen sind schließlich wegen ihres Rufes absoluter Vertraulichkeit so gut im Geschäft. Wenn sie den verlieren, wandert die Hälfte des Geldes, das über sie läuft, morgen schon ab.«

»Das stimmt. Es dürfte schwierig werden, solche Dinge auf eigene Faust herauszufinden«, sagte Hamilton, »aber ich habe gestern abend mit Rudy Geer gesprochen, einem der besten Anwälte der Inseln. Er will mir helfen. Wie er die Sache sieht, ist das letzte, was die Inseln wollen, als Basis für Betrügereien in ein schiefes Licht zu geraten. Offensichtlich operieren Van Kreef und Heerlen ein bißchen zu hart am Rande der Legalität. Ich hoffe, es wird uns gelingen, das Establishment vor Ort auf unsere Seite zu ziehen. Die würden doch wesentlich lieber sehen, daß das Geld in aller Stille zurückerstattet wird, ohne daß jemand etwas davon mitbekommt, als einen internationalen Skandal am Hals zu haben. Ich werde übermorgen schon hinfliegen.«

»Okay, und was wäre dann meine Aufgabe?« fragte ich.  
»Mehr über Cash in Erfahrung zu bringen«, sagte Ha-

milton. »Sie fliegen doch bald nach New York, nicht wahr?«

»Ja, in einigen Tagen«, sagte ich.

»Werden Sie dort auch Bloomfield Weiss aufsuchen?«

»Das habe ich vor.«

»Gut. Dann sehen Sie mal zu, was Sie dort über Cash und das Tremont-Geschäft herausbekommen können. Seien Sie aber äußerst diskret. Es ist äußerst wichtig, daß Cash keinen Verdacht schöpft.«

»Gut«, sagte ich. »Und wie steht's mit diesem Dick Waigel?«

»Der ist mir früher schon mal über den Weg gelaufen«, sagte Hamilton. »Ein garstiges Kerlchen. Würde mich nicht überraschen, wenn er da mit drinsteckte. Das ist nämlich ein ganz Schlauer. Versuchen Sie rauszubringen, was rauszubringen ist. Aber auch bei Waigel ist Vorsicht geboten. Falls er in dieser Sache mit Cash zusammenarbeitet, wird er Leuten, die Fragen stellen, mit äußerstem Mißtrauen begegnen.«

»Wonach genau soll ich denn suchen?«

»Schwer zu sagen«, meinte Hamilton. »Nach allem, was Cash mit der Tremont in Zusammenhang bringt, und besonders nach Hinweisen darauf, was die Tremont mit unserem Geld gemach hat. Im Prospekt ist nur von Investitionen in Effekten die Rede ohne daß weiter ausgeführt würde, in welche.«

Ich hatte keine Ahnung, wie ich es anstellen sollte, herauszufinden, was Hamilton wissen wollte. Meine sorgenvolle Miene entging ihm nicht.

»Seien Sie unbesorgt, selbst wenn Sie nichts herausbe-

kommen, werde ich sicher in Curaçao auf irgend etwas stoßen.«

Aber was Hamilton auch sagte, mir war bei der ganzen Sache überhaupt nicht wohl zumute. »Sollten wir nicht irgend jemanden einweihen?« fragte ich. »Die Polizei oder wenigstens Mr. De Jong?«

Hamilton senkte den Blick. Er spreizte die Finger auf den Tisch und seufzte. »Auch darüber habe ich nachgedacht. Ich glaube, besser nicht.«

»Aber das alles ist doch schwerer Betrug. Den müssen wir doch melden!« widersprach ich. Alle meine Instinkte rieten mir zur Polizei zu gehen und ihr die Sache zu überlassen.

Hamilton beugte sich auf seinem Stuhl vor. »Sie erinnern sich doch daran, was ich Ihnen von einem möglichen neuen Investor in Japan erzählt habe, der Fuji Life? Tja, ich bin mir ziemlich sicher, daß die die Absicht haben, uns fünfhundert Millionen Dollar anzuvertrauen. Wenn alles glattgeht, ist es nächsten Monat soweit. Und Sie wissen doch, wie die Japaner sind. Wenn ein Konzern vom Prestige der Fuji Life bereit ist, uns so viel Geld anzuvertrauen, dann werden bald andere folgen.« Hamilton sprach jetzt schneller. »Das könnte der Durchbruch sein, auf den De Jong wartet. Das könnte uns zu einem der größten Finanzverwalter in London machen.« Hamilton sah mir direkt in die Augen. Ich spürte die Kraft seiner Überzeugung und seines Willens. Er wollte der mächtigste Investmentmanager Londons werden. Er war entschlossen, dieses ehrgeizige Ziel zu verwirklichen. Und ich war der letzte, ihm das nicht von Herzen zu gönnen.

Hamilton entspannte sich wieder. »Sie kennen doch Georg De Jong. Er würde umgehend unsere Investoren informieren. Davon ließe er sich nicht abbringen. Und sowie er das täte, würde der Ruf unserer Firma erheblichen Schaden nehmen. Womöglich erholten wir uns nie wieder davon. Das Geld von Fuji Life würden wir mit Gewißheit nicht zu sehen bekommen. Und wenn wir die Polizei einschalteten, würde das die Sache nur noch verschlimmern.«

Hamilton sah, daß ich noch nicht gänzlich überzeugt war. »Passen Sie auf: Sie und ich haben die großartige Gelegenheit, wirklich etwas aus dieser Firma zu machen. Kann ich dabei auf Ihre Hilfe rechnen? Wenn wir das Geld binnen der nächsten zwei, drei Monate auf eigene Faust zurückbekommen können, ist das wesentlich besser für die Firma und für George De Jong. Wenn wir bis Weihnachten nichts erreicht haben, sagen wir es ihm. Sie haben Ihrer Pflicht genügt, indem Sie mich ins Bild gesetzt haben. Ihnen kann nichts passieren. Dieser Schlamassel ist ausschließlich meine Schuld, und ich will diese Geschichte aus der Welt schaffen.«

Ich dachte einen Augenblick nach. Die fünfhundert Millionen Dollar von der Fuji Life würden mehr und mehr Kapital aus Japan nach sich ziehen. Mit derartigen Fonds im Rücken würden wir einiges bewegen können. Die Leute würden die Ohren spitzen und Notiz von uns nehmen müssen. Und zweifellos würde ich an alldem teilhaben: Hamilton hatte uns beide als Team bezeichnet. Das gefiel mir. Gemeinsam würden wir Bäume ausreißen! Ich wußte, Hamilton hatte recht, was George De Jong be-

traf: Der würde schnurstracks zu sämtlichen Investoren rennen und die ganze Sache vermasseln.

Hamilton hatte mich um Hilfe gebeten, und die sollte er haben. »Gut. Sie haben recht. Machen wir uns auf die Suche nach dem Geld!«

Ich kehrte an meinen Schreibtisch zurück, aufgeregt und ein bißchen verwirrt. Es würde Spaß machen, gemeinsam mit Hamilton die Suche aufzunehmen. Aber wie um Himmels willen sollte das alles funktionieren? Ich hatte keine Ahnung, wie ich an die Informationen herankommen sollte, die Hamilton haben wollte. Ich konnte nichts anderes tun, als mich nach Kräften zu bemühen und abzuwarten, was dabei herauskam. Was immer auch geschah, ich wollte ihn nicht im Stich lassen.

Auf meinem Schreibtisch fand ich die Nachricht, daß Claire angerufen hatte. Ich rief sie zurück.

»BLG.«

»Hallo, ich bin's, Paul.«

»Ah, guten Morgen. Freut mich zu hören, daß du den Weg ins Büro gefunden hast. Ich habe ein paar Kurse für dich.« Claires Stimme klang sinnlich wie immer, und ich fühlte mich gleich wieder an das erinnert, was letzte Nacht passiert war.

»Es war schön gestern abend«, sagte ich.

»Das finde ich auch. Es hat Spaß gemacht.«

»Wir sollten das gelegentlich wiederholen.«

Am anderen Ende der Leitung trat eine Pause ein.

»Weißt du, Paul, ich glaube, besser nicht.« Ich hatte so was schon halb erwartet. »Es ist nun mal wirklich unprofessionell, wenn jemand wie ich ein Verhältnis mit seinen

Kunden hat. Es war eine wunderbare Nacht, und wir haben keinem damit weh getan. Wir sollten es dabei belassen.«

Ich war enttäuscht. Da brauchte ich mir gar nichts vorzumachen. Aber wenn sie ihre Professionalität wirklich derart wichtig nahm, wie war dann die letzte Nacht zu verstehen? Wie auch immer, Claire hatte wohl recht: Wir hatten niemandem damit weh getan, und zum ersten Mal nach langer Zeit hatte ich wieder den Körper einer Frau gespürt. Ich sollte es einfach als Erfahrung verbuchen.

»Und jetzt zu den Kursen ...«

Das Gloucester Arms war so voll und verraucht wie üblich. In einer Ecke schwatzte eine Gruppe von vier, fünf Neuseeländern auf eine gleich große Gruppe kichernder Italienerinnen ein. Ein paar kräftige Männer standen an die Bar gelehnt. Ihre Bierbäuche ragten unter zu kleinen T-Shirts hervor. Ein verschrobener Alter murmelte vor sich hin, während er seine Pfeife qualmte und den Daily Telegraph durchging. Die Plätze links und rechts von ihm waren leer, er wirkte doch ein bißchen zu verrückt, als daß man sich neben ihm wohl gefühlt hätte.

Das Gloucester Arms war beileibe nicht der attraktivste Pub in London, aber er war meine Stammkneipe. Ich verbrachte dort wahrscheinlich mehr Zeit, als ich sollte, um die Anspannung des Tages loszuwerden, mir gute Abschlüsse noch einmal zu vergegenwärtigen und die schlechten zu vergessen. Während ich in meiner Ecke saß, die lachende, gestikulierende Menge beobachtete und dabei an meinem Bier nippte, dämpfte sich das Brodeln der

Ängste in meinem Inneren zu einem leisen Sieden. Debbie, Joe, Piper und die Tremont blieben zwar irgendwo in meinem Hinterkopf präsent, doch richtige Sorgen wollte ich mir deswegen erst morgen wieder machen.

Ich sah auf und entdeckte Robs pausbäckiges Gesicht auf der anderen Seite des Raumes. Er fing meinen Blick auf und drängte sich durch die trinkende Menge zu mir durch.

Hin und wieder tranken wir im Gloucester Arms ein Bier miteinander. Er wohnte ganz in der Nähe, so daß der Pub uns beiden gleichermaßen zusagte.

»Hi. Kann ich dir noch eins mitbringen?« fragte er. Ich nickte zustimmend, und kurz danach kehrte er mit zwei Pints Yorkshire zurück.

Er nahm einen großen Schluck, schloß die Augen und lockerte die Schultern. »Das war nötig«, seufzte er.

»Schlechten Tag erwischt?«

»Kann man wohl sagen«, sagte Rob. »Selbst schuld. Ich habe gestern einen ganzen Schwung deutsche Bundesanleihen gekauft, weil ich dachte, die heutigen Geldmengenzahlen würden niedriger sein als erwartet.«

»Und wo ist dann das Problem?« fragte ich. »Damit hast du doch richtig gelegen.«

»Das schon. Der Markt ging um einen Punkt rauf. Aber statt meinen Schnitt zu machen, habe ich noch welche gekauft.«

»Und warum?«

»Ich weiß nicht, mir war einfach danach. Und dann erklärt dieser Saukerl von Pöhl, trotz der befriedigenden Geldmengenentwicklung sei die Deutsche Bundesbank

weiterhin besorgt wegen der Inflation, und der Markt hat um anderthalb Punkte nachgegeben.«

»Herrje«, sagte ich so neutral wie möglich.

»Genau«, sagte Rob. »Meine Güte. Keine Ahnung, warum ich nicht verkauft habe, gleich nachdem die Zahlen raus waren.«

Rob starrte düster in sein Glas. Ich wußte auch nicht, weshalb er nicht verkauft hatte. Aber ich verstand ohnehin nicht, wie er sich ohne stichhaltigen Grund darauf versteifen konnte, daß die Geldmengenzahl niedriger sein würde als erwartet. Er hatte einfach »aus dem Bauch« gehandelt. Das war gewiß nicht die Art und Weise, wie Hamilton die Situation gehandhabt hätte, aber schließlich gab es in diesem Geschäft viele Robs und nur wenige Hamiltons.

Rob sah von seinem Bier auf. »Das war ja ein ziemlicher Deal, den Hamilton da gestern gemacht hat«, sagte er. »Ich hab's nicht begriffen. Jeff auch nicht. Tatsächlich glaube ich, daß ihn das ein bißchen beunruhigt.« Rob sprach von Jeff Richards, seinem direkten Vorgesetzten.

»Was beunruhigt Jeff denn?« fragte ich.

»Wie Hamilton den Markt dauernd richtig einschätzt.«

»Na, Jeff liegt in der Hinsicht doch selbst nicht schlecht, oder?« erwiderte ich.

»Ja, im ganzen gesehen schon«, meinte Rob. »Aber er kann Tage über irgendwelchen ökonomischen Untersuchungen und Statistiken brüten, ehe er entscheidet, wo hin die Reise geht. Und dann dauert es manchmal Wochen, bis alles tatsächlich läuft. Und Hamilton liegt gegen jede gründliche Analyse auf Anhieb richtig. Wie macht er das bloß?«

»Er zieht natürlich alles in Betracht«, sagte ich. »Er überläßt soweinig wie möglich dem Zufall, und wenn er sich erhebliche Chancen ausrechnen kann, dann handelt er. Man kann viel von ihm lernen.«

»Das sehe ich durchaus«, sagte Rob. »Aber er ist ein ziemlicher Eiszapfen, findest du nicht?«

»Mag sein«, sagte ich. »Aber er ist fair. Ich arbeite gern für ihn. Es ist atemberaubend, ihn so wie gestern in Aktion zu sehen.«

Hamilton war ein großartiger Lehrmeister. Eines Tages, wenn ich ihn nur immer mit größter Aufmerksamkeit beobachtete und ihm zuhörte, würde ich genauso gut werden wie er. Insgeheim glaubte ich sogar, noch besser sein zu können. Das war mein Ehrgeiz. Und ich war entschlossen, dafür zu sorgen, daß ich mein Ziel erreichte.

Rob nickte zustimmend und trank einen Schluck. »Gehst du nicht demnächst auf deine Vergnügungsreise?« fragte er.

»Vergnügungsreise? Ich habe eine greuliche Geschäftsreise vor mir, wenn du das meinst.« Ich lächelte ihm zu.

»Nach Arizona?«

»Ja, nach Arizona. Allerdings werde ich vorher ein paar Tage in New York sein, um zu sehen, was an der Wall Street los ist. Und dann werde ich natürlich einen Tag in Las Vegas verbringen müssen, um das Tahiti unter die Lupe zu nehmen.«

»Wenn das keine Vergnügungsreise ist, weiß ich es auch nicht«, meinte Rob. »Aber höre und staune, ich habe selbst eine aufregende Reise vor.«

»Ach ja? Und wie hast du Hamilton überredet?«

»Na ja, er hat in diesem Fall mal eine Ausnahme gemacht. Es ist ein zweitägiges Seminar über die Möglichkeiten der Zentralbank, die Wechselkurse zu kontrollieren. Es findet in Hounslow statt. Willst du nicht mitkommen? Angeblich ist Hounslow um diese Jahreszeit sehr hübsch.«

»Nett von dir, aber nein, danke«, sagte ich. »Ich habe so schon genug zu tun. Wie steht's denn um dein Liebesleben?«

Robs Miene verfinsterte sich schlagartig.

»Nicht so prächtig?« fragte ich.

»Schrecklich«, antwortete Rob.

»Daraus schließe ich, daß du immer noch hinter Cathy Lasenby her bist.«

Rob nickte unglücklich. »Ich hatte da eine tolle Idee«, sagte er. »Cathy ging mir aus dem Weg, da gab's nichts dran zu deuteln. Aber ich wollte sie nicht so einfach ziehen lassen. Also habe ich mir gedacht, daß ich etwas in die Wege leiten müßte.«

Rob holte eine Zigarette heraus und zündete sie sich an. Ich hatte ihn kaum je rauchen sehen, bei der Arbeit sowieso nie und nur gelegentlich einmal außerhalb des Büros, wenn er unter Druck stand. »Ich habe ihr ein Fax geschickt«, fuhr er fort. »Darin stand, daß ich zwar beeindruckt von ihren Vorstellungen zum Staatsanleihenmarkt sei, meine Kollegen und ich sie jedoch, ehe wir miteinander ins Geschäft kommen könnten, richtig kennenzulernen wollten. Ich habe also ein Abendessen im Bibendum in Chelsea angeregt.«

Rob sah meine verdutzte Miene und lachte. »Ich habe

mit John Curtis von der Albion Insurance unterschrieben.«

»Du hast was?« rief ich.

»Sie hatte mir gesagt, daß die Albion Insurance ihr größter künftiger Kunde sein würde. Sie mußte also kommen. Ich hab die Faxnummer von De Jong & Co. angegeben, so daß Curtis nicht mitkriegte, was da los war. Selbstverständlich hat sie geantwortet.

Ich habe also zwei Tische für acht Uhr bestellt, einen auf den Namen Curtis für vier Personen und einen auf meinen Namen für zwei. Ich war zehn Minuten früher da und hab mich an die Bar gestellt. Ich weiß nicht, ob du mal im Bibendum gewesen bist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, aber ich habe davon gehört.«

»Es ist ziemlich elegant. Im alten Michelin House, edle Atmosphäre, toller Service, himmlisches Essen. Eine gute Wahl. Cathy kam zehn Minuten zu spät. Sie sah atemberaubend aus. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, wo man alles durchsehen konnte. Der Kellner führte sie an mir vorbei zu ihrem leeren Tisch, der genau da war, wo ich stand. Sie machte einen halben Versuch, mich zu übersehen, aber das ging letztlich nicht. Sie war ja nur drei Schritte von mir entfernt.

Sie erwiderte meinen Blick, und ich ging zu ihr. Wir stellten fest, daß wir beide auf jemanden warteten. Ich habe ihr erzählt, daß ich mit meinem Onkel verabredet wäre. Sie war bereit, an der Bar etwas mit mir zu trinken. Sie war nervös und schien einen Schluck gebrauchen zu können.

Ich habe eine Flasche Taittinger bestellt. Mein Onkel

tränke den immer und würde sowieso gleich welchen bestellen, habe ich behauptet. Wir haben also ein Glas getrunken und dann noch eins. Cathy hat eine Weile gebraucht, bis sie etwas lockerer wurde. Sie hat mir gestanden, daß ihr sehr daran gelegen sei, einen guten Eindruck auf Curtis zu machen. Nach einer Weile hat sich ihre Anspannung dann gelegt.

Bis neun waren weder mein Onkel noch Curtis aufgetaucht. Da habe ich ihr vorgeschlagen, daß wir noch zehn Minuten abwarten und dann etwas zusammen essen sollten. Sie war einverstanden. Wie zu erwarten, kam niemand. Das Essen war wunderbar. Der Champagner floß in Strömen. Es war ein toller Abend.«

»So weit, so gut«, sagte ich.

Rob lächelte in sich hinein und nahm einen kräftigen Schluck.

»Wir hatten gerade ein großartiges Dessert gegessen und uns zufrieden zurückgelehnt, da hat Cathy gesagt, sie sei eigentlich ganz froh, daß Curtis es nicht geschafft habe. Wir waren uns einig, daß es ein wunderbarer Abend gewesen sei. Und dann ...«

»Erzähl es mir lieber nicht«, sagte ich und versuchte, mich in mein Bierglas zu verkriechen. Doch es gab kein Entrinnen.

»Dann habe ich ihr gesagt, daß ich mir das alles nur ausgedacht hatte. Daß mein Onkel gar nicht kommen wollte und auch Curtis und seine Kollegen nicht.«

»Und das hat sie nicht gefreut?«

»Das hat sie nicht gefreut«, gab Rob zu. »Es hat sie überhaupt nicht gefreut.«

»Wie hat sie reagiert?«

»Sie ist fuchsteufelswild geworden«, sagte Rob. »Sie ist rot angelaufen. Hat gesagt, noch nie habe man sie in dieser Weise lächerlich gemacht. Ich sei hinterhältig, und man könne keinerlei Vertrauen zu mir haben.« Rob schwieg einen Augenblick. Die Erinnerung an die Szene bereitete ihm sichtlich Unbehagen. »Ich hab gesagt, daß ich sie liebe und weiß, daß auch sie mich liebt.«

»Was hat sie darauf gesagt?« fragte ich.

»Sie hat gesagt, ich soll mich zum Teufel scheren«, sagte Rob kläglich. »Sie hat mich einen Idioten genannt und mir verboten, sie je wieder zu belästigen. Dann ist sie gegangen.«

»Das Bibendum, sagst du? Da hast du aber ganz schön in die Tasche greifen müssen«, meinte ich.

»Stimmt. Aber das hätte mich nicht gestört, wenn sie geblieben wäre. Ich komme nicht dahinter, warum sie es nicht getan hat. Ich meine, wir hatten uns doch so gut verstanden. Wir haben uns glänzend amüsiert. Das könnte auch sie nicht leugnen.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Na, jedenfalls kannst du da nicht mehr viel machen.«

»Ich weiß nicht«, sagte Rob. »Vielleicht könnte ich irgendwas Dramatisches versuchen. Weißt du, etwas wirklich Romantisches. Etwas, das ihr klarmachte, wie wichtig sie mir ist. Frauen mögen so etwas.«

Ich hob die Brauen, sagte jedoch nichts. Mir graute bei der Vorstellung, was Rob unter »dramatisch« verstehen mochte. Ich erwog, ob ich nicht versuchen sollte, ihm das auszureden, fand dann jedoch, daß es reine Zeitver-

schwendung gewesen wäre. Wenn Rob sich zu etwas entschlossen hatte, dann war er durch nichts mehr davon abzubringen.

Es war ungeheuerlich, wie er seine Zuneigung von einer Frau auf die nächste übertragen und binnen einer Woche ein leidenschaftliches Interesse an einer gänzlich anderen Person entwickeln konnte. Das genaue Gegenteil von mir selbst, dachte ich. Debbies ermunternde Worte fielen mir wieder ein, daß ich mich mehr um Frauen kümmern sollte!

Es fiel mir schwer, mir Debbie und Rob zusammen vorzustellen. Debbies sprühende Schlagfertigkeit und Robs ernsthafte Bekundungen seiner Verehrung schienen nicht sonderlich gut zusammenzupassen. Vielleicht hatte das Verhältnis ja deshalb nicht lange gehalten.

Fast ohne nachzudenken, sagte ich: »Ich vermisste Debbie.«

Rob sah mich an. »Ja«, sagte er in einem entschlossenen neutralen Tonfall.

»Es gab mal eine Zeit, da habt ihr euch oft gesehen, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja«, sagte Rob. Er umklammerte sein Bierglas. Sein Gesicht rötete sich merklich.

»Komisch, ich wäre nie darauf gekommen«, sagte ich.

»Wir haben das sehr strikt gehandhabt und die Arbeit immer draußen gehalten. Und außerdem, sobald es aus war, war es aus.«

Das entsprach nicht gerade dem, was Felicity gesagt hatte. Sie hatte mir schließlich erzählt, Rob habe Debbie erst kurz vor ihrem Tod wieder aufs neue belagert und sie

gebeten, ihn zu heiraten. Ich mußte wissen, was da vorgefallen war.

»Ich habe Felicity neulich kennengelernt. Du weißt, die Frau, mit der Debbie zusammengewohnt hat.«

Rob sagte nichts, also bohrte ich weiter. »Sie hat behauptet, du hättest Debbie in der Woche, bevor sie starb, noch einen Heiratsantrag gemacht.«

Rob erstarrte und sah mich durchdringend an. Er war jetzt knallrot, das Blut hatte sich von den Wangen zu den Ohren und zum Hals ausgebreitet. Er atmete schwer, sein ganzer Körper wogte von den starken Empfindungen, die ihn bewegten. Sein Kinn bebte, und seine Augen zuckten. Einen langen, schmerzlichen Augenblick war er außerstande, auch nur ein Wort zu sagen.

Ich war zu weit gegangen, und ich bereute es, aber meine Worte ließen sich durch nichts aus der Welt schaffen.

Schließlich kam es in einem Wortschwall aus ihm heraus: »Diese dumme, dumme Kuh! Ich habe sie geliebt. Sie wußte es. Warum hat sie nicht ja gesagt? Wenn sie doch bloß ja gesagt hätte, dann ...«

Er verstummte und starrte mich aus feuchten Augen an. Er biß sich auf die Lippen, haute sein Bierglas mit einer solchen Wucht auf den Tisch, daß ich schon erwartete, es in Stücke zerspringen zu sehen, wandte sich von mir ab und verließ den Pub.

Etliche Minuten saß ich wie vom Donner gerührt. Einen derart heftigen Gefühlsausbruch hatte ich noch nicht erlebt. Er hatte auf mich gewirkt wie eine Mischung aus Wut und Bedauern, durch die ein fürchterliches Elend

gewaltigen Ausmaßes hindurchschimmerte. Ich fühlte mich schrecklich, weil Rob durch meine Schuld derart außer sich geraten war. Ich hatte seine Leidenschaft für Frauen niemals ernst genommen und nicht recht glauben können, daß sie echt war. Jetzt wußte ich es besser. In Zukunft würde ich mich vorsehen.

Ich leerte mein Glas und verließ den Pub. Ich begann zu begreifen, was Claire gemeint hatte, als sie sagte, Rob sei etwas merkwürdig. Kein normaler Mensch hätte sich so aufgeführt wie er. Ich fragte mich, wie seine Anrufe bei Debbie wohl gewesen waren.

Und jetzt, keinen Monat später, hatte seine Aufmerksamkeit sich Cathy zugewandt. Sie wirkte allerdings, als könnte sie selbst auf sich aufpassen. Sie waren einander vermutlich gewachsen.

Es war ein schöner, warmer Abend, und das Bier hatte dafür gesorgt, daß meine Lebensgeister allmählich wiederkehrten. Tagsüber hatte es geregnet, und das Scheinwerferlicht der vorbeifahrenden Wagen tanzte mit dem der Straßenlaternen in den Pfützen, gelegentlich erweitert um das zuckende Orange vom Blinker eines abbiegenden Wagens. Eine Gruppe Jugendlicher stieß vor einem Pub auf der anderen Straßenseite irgendein unverständliches Gebrüll aus. Ich wandte mich um, um ihnen nachzusehen, als sie sich schwankend an die Überquerung der Straße machten. Als ich mich wieder abwandte, erblickte ich aus dem Augenwinkel ein Gesicht.

Joe.

Dort saß er, am Fenster des Pubs, und beobachtete mich.

Oder doch nicht?

Ich sah genauer hin und konnte eine schmale Gestalt ausmachen, die aufstand und sich vom Fenster entfernte. Die Größe stimmte, doch ganz sicher war ich mir nicht, daß es Joe war. Ich hatte das Gesicht nur flüchtig gesehen. Vielleicht bildete ich mir das alles nur ein. Oder vielleicht ...

Ich eilte die Straße hinunter und bog kurz entschlossen in eine Stichstraße ein. Es war dunkel. Zu dunkel. Meine Füße platschten durch die Pfützen, die am Straßenrand lauerten.

Ich blieb einen Augenblick stehen, ich meinte, ein Rascheln hinter mir zu hören. Mir war, als hörte ich Schritte, doch ich konnte nicht abwarten, bis ich Gewißheit hatte, ob da tatsächlich jemand war. Etwa hundert Meter vor mir stand eine erleuchtete Telefonzelle, direkt vor einer Weinbar.

Ich hastete mit langen Schritten auf das Licht zu, das von den Pfützen und den feuchtschimmernden Blättern der Ligusterhecken, die zu beiden Straßenseiten aufragten, reflektiert wurde. Mein Nacken prickelte unangenehm. Ich erwartete, jeden Augenblick einen Arm um meine Kehle zu spüren, einen Schlag mit einer Eisenstange auf meinen Hinterkopf zu bekommen.

Ich fuhr zusammen, als aus der Weinbar unmittelbar vor mir ein Paar herausgetorkelt kam. Ich blieb stehen, und die beiden schwankten lachend an mir vorbei, zurück in Richtung Gloucester Street.

Ich rettete mich in die Telefonzelle. Ich stieß die Tür auf und zwang mich hinein. Soweit ich sehen konnte, war niemand auf der Straße. Das Problem war, daß man

aus der erleuchteten Zelle heraus draußen nur schwer etwas erkennen konnte.

Ich hob den Hörer von der Gabel, bereit, 999 zu wählen, sowie ich irgend etwas Beunruhigendes sehen würde.

Es war niemand da.

Das war einfach lächerlich. Nach ein paar Minuten legte ich den Hörer wieder auf und verließ die Telefonzelle. Ich lief in flottem Tempo einen schmalen Weg hinunter und dann eine Straße entlang, die an einer Kirche vorbeiführte. Über den Friedhof führte eine Abkürzung zu meiner Wohnung. Ich nahm sie.

Ich war erst ein paar Schritte gegangen, als ich links hinter mir ein leises Tapsen hörte. Obwohl ich mich mitten in der Stadt befand, war es auf dem Friedhof gespenstisch still. Die üblichen Großstadtgeräusche wurden durch die Friedhofsmauer und die Kirche zu einem fernen Gemurmel gedämpft. Ich wartete und strengte Augen und Ohren aufs äußerste an, um jedes Geräusch und jede Bewegung sofort aufzunehmen. Plötzlich glaubte ich, einen Schatten hinter einen Grabstein huschen zu sehen.

Ich rannte los.

Ich sprintete über den Friedhof, an Grabsteinen und Mondschatten vorbei, und konzentrierte mich auf das Friedhofstor. Ich erreichte es unbehelligt, und obwohl es fast einen Meter fünfzig hoch sein mußte, setzte ich, ohne abzubremsen, darüber hinweg. Ich lief auf die hellerleuchtete Straße hinaus und hörte nicht zu rennen auf, bis ich meine Wohnung erreicht hatte.

Kaum drinnen, goß ich mir einen anständigen Whisky

ein und ließ mich, immer noch nach Atem ringend, aufs Sofa fallen.

Als mein Puls und mein Atem sich zu beruhigen begannen, wurde auch mein Kopf klarer. Ich war zu schreckhaft. Viel zu schreckhaft. Ich hatte dieses Gesicht nicht wirklich deutlich gesehen. Ich hatte gemeint, jemanden hinter mir zu spüren, doch konnte ich da sicher sein? Sollte ich von nun an die Tage damit verbringen, Blicke über die Schulter zu werfen und vor Schatten davonzulaufen?

Ich gab mir einen Ruck. Ja, ich hatte mich mit unangenehmen Leuten angelegt. Sie waren schwer einzuschätzen und wahrscheinlich gefährlich. Insbesondere Joe schien mich nicht sehr zu mögen. Aber daran konnte ich nichts ändern. Ich würde mir von ihm doch mein Leben nicht ruinieren lassen. Wenn ich vorsichtig war und einen klaren Kopf behielt, würde mir schon nichts passieren. Jedenfalls redete ich mir das ein, während ich noch einen kräftigen Schluck Whisky trank.

## 11

Ich war erleichtert, das Land verlassen zu können. Zwei Tage lang hatte ich mich, wohin ich auch ging, ständig umgesehen. Daß ich nicht einmal wußte, ob meine Besorgnis gerechtfertigt war oder nicht, war dabei ohne Bedeutung gewesen. Als ich jetzt im Flugzeug saß, hatte ich das Gefühl, mir sei eine riesige Last von den Schultern genommen: In New York würde ich vor Joe endlich Ruhe haben.

Ich war froh, daß Cathy und Cash nicht im selben Flugzeug saßen. Sie würden mir mit einer späteren Maschine mehr oder minder auf derselben Route nachfolgen, zuerst ein paar Tage in ihrer Zentrale in New York verbringen, dann weiter nach Phoenix zur Konferenz fliegen und schließlich gemeinsam mit ihren Kunden das Tahiti besuchen. Besonders auf die Begegnung mit Cash war ich nicht erpicht. Es war schlimm genug, daß er womöglich verantwortlich für den Betrug mit der Tremont Capital war. Was mich aber noch mehr störte, war die Frage, ob er mit Debbies Tod zu tun hatte. Ich hatte noch immer keine Ahnung, wer dahintersteckte, ich wußte ja nicht einmal mit Bestimmtheit, warum sie umgebracht worden war.

Es würde schwierig werden, auf dieser Reise mit Cash zu reden, aber es war notwendig. Ich hatte ihm Unmengen von Fragen zu stellen, und ich würde mit Fingerspitzengefühl vorgehen müssen. Außerdem mußte ich alles nur mögliche über Dick Waigel herausfinden und in Bloomfield Weiss' New Yorker Zentrale nach irgendwelchen Hinweisen auf die Tremont Capital Ausschau halten. Ich sollte den ganzen ersten Tag dort verbringen, und Cash hatte für mich Treffen mit einer Menge Leute vereinbart, so daß durchaus Hoffnung bestand, auf irgend etwas zu stoßen. Ich wußte nur noch nicht recht, wie.

Trotzdem reizte mich die Aufgabe. Es war eine Herausforderung, bei der eine Menge auf dem Spiel stand: zwanzig Millionen Dollar und der gute Ruf von De Jong & Co. Hamilton wollte mich auf dem Rückweg von den Niederländischen Antillen in New York zum Abendessen tref-

fen. Ich würde schon dafür sorgen, daß ich ihm etwas zu berichten hatte.

Die Ankunft in New York schüchterte mich ein wie immer. Es war dort zwar erst halb acht Uhr abends, als ich den Flughafen verließ, meiner eigenen biologischen Uhr nach war es aber schon nach Mitternacht. Nicht die geeignete Zeit, um dem Stress von New York zu begegnen.

Zunächst mußte ich, kaum daß ich aus dem Terminal heraus war, einen Chauffeur verscheuchen, der mir eine Fahrt in der Limousine seines Chefs für einhundert Dollar offerierte. Schließlich ergatterte ich ein gelbes Taxi. Der Fahrer, der laut Lizenz, die ans Armaturenbrett gepinnt war, Diran Gregorian hieß, sprach offenbar kein Englisch. Nicht einmal die Nennung des Westbury Hotels schien ihm etwas zu sagen. Er ließ jedoch den Wagen an und fuhr in rasendem Tempo in Richtung City.

Zum Glück wurde die halsbrecherische Fahrt durch reichlich Verkehrsstaus behindert. Wir überquerten die Triborough Bridge, und die Skyline von New York tauchte zur Linken auf. Ich versuchte, so viele Gebäude wie möglich zu erkennen. Das auffälligste war das Empire State Building, das jedoch ohne den darauf herumtrottenden King Kong irgendwie unvollständig wirkte. Davor erhob sich das kleinere, elegantere Chrysler Building, dessen Spitzdach wie ein Minarett wirkte und die gläubigen Geldmacher jeden Morgen an ihre Schreibtische rief. Dann erkannte ich noch das Citicorp Building mit der sauber abgeschnittenen rechten Ecke des Daches und in der Ferne den grünen, viereckigen Klotz der UNO, der in den East River hineinragte. Weitere weniger bedeutende

Gebäude drängten sich in der Mitte von Manhattan Island. Dahinter erstreckte sich links die Ebene der niedrigen braunen Häuser von Soho, vom East Village und der Bowery, und rechts ragten die Zwillingstürme des World Trade Centers auf, die die Bürohäuser der Wall Street weit unter sich ließen. Mein Puls schlug trotz meiner Müdigkeit schneller. Zwischen all diesen Gebäuden gab es Lärm, Verkehr und Menschen. Millionen Menschen, die arbeiteten und spielten. Sie konnten noch den müdesten Reisenden dazu verlocken, sich ihnen anzuschließen.

Schließlich hielten wir vor dem Hotel. Auf meinem Zimmer ließ ich meine Reisetasche fallen, ohne mir die Mühe zu machen, sie auszupacken, und sank ins Bett. Ich schlief sofort ein.

Ich brauchte nicht vor zehn bei Bloomfield Weiss zu sein, so daß ich mir für das ausgezeichnete Frühstück Zeit nehmen konnte. Eines der größten Vergnügen jeder Geschäftsreise bestand für mich darin, ausgiebig und mit Genuß zu frühstücken, statt um halb acht am Schreibtisch ein trockenes Brötchen hinunterzuwürgen. Das Westbury ist das »englische« Hotel von Manhattan. Man hatte mir dort ein Zimmer reserviert, weil Hamilton gewöhnlich auch dort logierte, wenn er in New York war. Es war elegant, aber nicht pompös. Das Foyer mit seinem Gobelin, den Regency-Möbeln und Landschaften des neunzehnten Jahrhunderts konnte einen fast glauben lassen, daß man sich in einem englischen Landhotel aufhielt und nicht in einem achtstöckigen Steinklotz mitten in Manhattan.

Als ich endlich fertig war, nahm ich ein Taxi, diesmal mit haitianischem Fahrer, und gondelte zur Wall Street hinunter, wobei mir ein französischsprachiger Lokalsender die Ohren volldröhnte.

Ich hatte noch ein paar Minuten Zeit, also bat ich den Taxifahrer, mich am oberen Ende der Straße abzusetzen, um die letzten paar Blocks bis zu Bloomfield Weiss zu Fuß zu gehen. Die Wall Street hinunterzugehen ist wie in einen Canyon hinabzusteigen, dessen Wände sich auf beiden Seiten zu riesenhafter Höhe erheben. Es war zwar ein sonniger Tag, aber die gigantischen Gebäude überschatteten die Straße völlig, und zu dieser Stunde war es noch ausgesprochen kühl. Auf halber Höhe der Straße bog ich nach links und dann wieder nach rechts in engere Straßen ein, deren Häuser immer noch näher zusammenrückten und immer dunklere Schatten warfen. Schließlich gelangte ich zu einem fünfzigstöckigen schwarzen Turm, düsterer noch als die anderen, die ihn umgaben. »Bloomfield Weiss« stand in kleinen goldenen Buchstaben über dem Eingang geschrieben.

Man hatte mir gesagt, ich solle zum fünfundvierzigsten Stock hinauffahren und nach Lloyd Harbin fragen, dem Chef der Abteilung für Hochzinsanleihen. Ich wartete ein paar Minuten beim Empfang, bis er mich abholen kam. Lloyd Harbin war nur mittelgroß, aber sehr kräftig gebaut. Breite Schultern und ungeheuer starke Nackenmuskeln. Mit langen Schritten und ausgestreckter Hand kam er herein und rief mit dröhnender Stimme: »Hi, Paul, guten Morgen. Lloyd Harbin.«

Ich machte mich auf einen eisernen Händedruck ge-

faßt. In der Schule hatte ich gelernt, daß man die eigene Hand hart zwischen Daumen und Zeigefinger des Gegners stoßen mußte, wollte man dem entgegenarbeiten. Ich hatte die Technik mittlerweile so weit entwickelt, daß sie unauffällig blieb, aber bei amerikanischen Marine-Typen war sie immer noch sehr wirkungsvoll. Sie brachte Lloyd Harbin vorübergehend aus dem Tritt.

Lange ließ er sich durch einen jungen Dachs wie mich jedoch nicht irre machen. Er fing sich im Nu. »Haben Sie schon mal einen Handelssaal an der Wall Street gesehen?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Na, dann sehen Sie sich mal unseren an.«

Ich folgte ihm durch die Doppeltüren in seinem Rücken. Bloomfield Weiss' Trading Room war zwar sicher nicht der größte der Wall Street und auch nicht der modernste, aber wahrscheinlich der aktivste. An seinen Seiten zogen sich Hunderte von Schaltern entlang. Große elektronische Anzeigetafeln brachten die letzten Meldungen, Aktienkurse und die Uhrzeit in allen Weltteilen. Um die Tische herum wimmelten Scharen von Männern in den vorgeschrivenen weißen Brooks-Brothers-Hemden, dazwischen gab es verstreut ein paar Frauen, die in der Mehrzahl enge Kleider, jede Menge Make-up und raffinierte Frisuren trugen. Die Handelssäle sind immer noch eine Männerdomäne, die Frauen waren fast alle Assistentinnen und Sekretärinnen.

Der Raum war erfüllt von dem hektischen Stimmen gewirr, das entsteht, wenn gleichzeitig Informationen ausgetauscht werden, gestritten, geflucht und geordert

wird. Ich befand mich im pochenden Herzen des kapitalistischen Amerika, an dem Ort, von dem aus das Geld durchs System gepumpt wurde.

»Hier, kommen Sie mit rüber zu meinem Tisch, und ich zeige Ihnen, wie wir vorgehen«, sagte Lloyd.

Ich folgte ihm durch den Saal, schlängelte mich durch ein Gewirr von herrenlosen Stühlen, Unterlagen und Abfalleimern. Lloyds Tisch stand inmitten einer dichtgedrängten Gruppe von Männern. Ich fiel auf, da ich als einziger ein Jackett trug, also zog ich es aus. In meinem gestreiften Hemd fühlte ich mich zwar auch fehl am Platze, doch daran konnte ich nun nichts mehr ändern.

Lloyd wies mich auf die beiden Gruppen hin, die mit dem Handel von Junk Bonds zu tun hatten, Verkäufern und Tradern. Der Job der Verkäufer bestand darin, mit den Kunden zu sprechen und sie dazu zu überreden, Anleihen zu kaufen oder zu verkaufen. Der Job der Trader hingegen war es, zu bestimmen, zu welchem Preis die Anleihen ge- oder verkauft werden sollten. Die Trader waren für die Verwaltung des Anleihenbestands zuständig, der der Bank gehörte. Sie kauften oder verkauften entweder von/an Kunden oder von/an andere(n) Tradern bei anderen Brokern, die auch als die »Street« bezeichnet wurden. Generell war es aber wesentlich ertragreicher, mit Kunden abzuschließen, und nur durch das Gespräch mit ihnen erfuhren die Trader, was auf dem Markt los war: eine höchst wichtige Information, wollte man profitable Geschäfte machen. So brauchten die Verkäufer die Trader und die Trader die Verkäufer. Diese symbiotische Beziehung hatte jedoch auch ihre haarige Seite.

Gerade eben fand ein Streit statt.

»Hör mal, Chris, du kannst doch höher bieten als 88. Mein Kunde muß verkaufen. Sein Management hat ihn angewiesen, heute zu verkaufen. Wir haben ihm diese Anleihe aufgehalst, jetzt müssen wir auch dafür sorgen, daß er sie wieder los wird.« Der Sprecher war ein blonder, eher jugendlich wirkender, gepflegerter Mann mit einem sympathischen Gesicht. Seine Stimme klang so vernünftig wie bestimmt. Ein Verkäufer.

Er sprach zu einem untersetzten, hyperaktiven Mann, der kurz vor dem Durchdrehen zu stehen schien. »He, das ist doch das Arschloch, das mich letzte Woche zu einem Leerverkauf von Krogers überredet und dann überall auf der Street rumgelaufen ist und für Kurssteigerungen gesorgt hat«, brüllte der zur Antwort. »Die habe ich bis heute nicht zurückkaufen können. Soll er doch schwitzen. Höchste Zeit, daß zur Abwechslung mal wir ein bißchen Geld an dem verdienen.«

Der Verkäufer wandte sich an Lloyd. »Unternehmen Sie doch bitte was gegen diesen Trottel«, sagte er leise.

Lloyd trat zu dem Trader, der vor Kampfeslust nur so sprühte. »Wie haben Sie denn diese Anleihen heute morgen gehandelt?« fragte er ihn.

»90 zu 92, aber der Markt ist unten.«

»Schön, dann bieten wir dem Kunden 89.«

Protestgeheul seitens des Traders und ein enttäuschtes Kopfschütteln des Verkäufers. Lloyds Stimme wurde um eine Spur lauter. »Ich habe gesagt, wir zahlen 89. Und nun macht euch ran.«

Lloyd kehrte an seinen Schreibtisch zurück. Wir spra-

chen ein paar Minuten miteinander. Er erklärte mir, wie seine Gruppe arbeitete. Dann stellte er mich den Tradern vor. Es waren fünf, alle nervös. Sie waren zwar höflich, konnten sich jedoch nicht lange mit mir aufhalten. Nach etwa dreißig Sekunden Konversation wanderten ihre Blicke bereits unruhig zurück zu ihren Monitoren und Kurszetteln. Es folgten ein paar Minuten gequälter Small talk, im Verlauf dessen sämtliche Trader erklärten, wie sehr ihnen das Geschäft mit den Kunden gefalle, vor allem mit denen, die in London säßen. Lloyd zog mich zu einem anderen Schreibtisch hinüber.

»Warum bleiben Sie nicht ein paar Minuten bei Tommy? Tommy Masterson, das ist Paul Murray von De Jong.«

Tommy Masterson war der Verkäufer, der zuvor an dem Streit beteiligt gewesen war. Sein Auftreten wirkte dennoch wesentlich entspannter als das der anderen um ihn herum.

»Setzen Sie sich«, sagte er. »Sie sind also aus London?«

Ich nickte.

»Ich wette, da kaufen nicht viele Leute Junk Bonds.«

»Stimmt«, gab ich ihm recht. »Tatsächlich fangen wir gerade erst damit an. Ihre Trader sind sehr bemüht, uns in den Markt reinzubringen.«

Tommy lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Die können es gar nicht abwarten. Die werden Sie dermaßen über den Tisch ziehen, daß Sie nicht mehr wissen, ob Sie Männchen oder Weibchen sind!«

»Und wie soll das vonstatten gehen?«

»Indem man Ihnen niedrige Kurse nennt, wenn Sie

Verkäufer sind, und hohe, wenn Sie kaufen wollen. In dem man Ihnen die übelsten Anleihen aufzuhalsen versucht, Ihnen jedoch alle möglichen Märchen darüber erzählt, wie toll sie sind. Bei den großen US-Kunden kommen die Jungs damit nicht so einfach durch. Aber ein kleiner Ausländer? Das reine Schlachtopfer.«

»Vielen Dank für die Warnung.« Ich wußte zwar, daß wir vorsichtig sein mußten, wenn wir auf dem Junk-Markt Geschäfte machen wollten, doch wie vorsichtig, das war mir noch nicht klar gewesen.

»Wenn Sie einen guten Verkäufer haben, sollte Sie das allerdings schützen«, sagte Tommy. »Wer ist denn Ihrer?«

»Cash Callaghan«, sagte ich.

»O Gott. Das ist mal ein linker Hund. Aber das brauche ich Ihnen bestimmt nicht zu erzählen.«

»Ich habe ihn schon ein paarmal in Aktion erlebt«, sagte ich. »Aber Sie kennen ihn sicher bereits aus früheren Tagen. Angeblich war er der Topverkäufer der Firma?«

»Das war er. Er war wie ein guter Falschspieler. Er ließ seine Kunden erst mal ein paar erfolgreiche Abschlüsse machen, ein bißchen Geld verdienen, Vertrauen fassen. Dann hat er sie überredet, größer einzusteigen, in Geschäfte, die ihm ein Vermögen an Verkaufsprovisionen einbrachten. Die Kunden konnten sehen, wo sie blieben. Er verstand es, auch noch die gewieftesten Leute reinzulegen. Und normalerweise merkten die nicht mal, daß sie gelinkt worden waren, und kamen gleich wieder an.«

Ich dachte an Hamilton. Cash hatte es geschafft, selbst ihn hinters Licht zu führen.

»Und das war nie illegal?«

»Nicht, daß ich wüßte. Unmoralisch – ja. Illegal – nein.«

»Würde es Sie überraschen, wenn Cash da mal zu weit ginge?«

»Ja. Cash ist zu schlau für so was.« Tommy setzte sich auf und lächelte. »Denken Sie an irgendwas Spezielles?«

»Nein«, sagte ich, obwohl mir klar war, daß Tommy mir das nur zur Hälfte abnehmen würde. Ich wechselte das Thema. »Macht Cash nicht immer noch eine Menge Geschäfte mit einem amerikanischen Kunden, einer Sparkasse in Arizona?«

»Das wird die Phoenix Prosperity Savings and Loan sein«, meinte Tommy. Ich hätte ihm für seine Offenheit um den Hals fallen können.

»Ach ja? Und haut er die auch übers Ohr?«

»Ich weiß nicht. Glaube ich aber nicht. Die haben schon immer Unmengen von Geschäften mit ihm gemacht. Eigentlich erstaunlich für eine so kleine Bank. Die sind ganz schön aggressiv. Früher hat die ein Typ namens Dick Waigel bedient. Der hat sie zu seinem Hauptkunden entwickelt, aber als Dick dann zu den Aktiengesellschaften ging, hat Cash sie übernommen.«

»Von diesem Dick Waigel habe ich schon gehört«, sage ich. »Wie ist der denn so?«

»Das ist ein echter Windhund«, sagte Tommy im Brustton der Überzeugung. »Der glaubt, ihm könnte keiner das Wasser reichen. Wenn man den reden hört, denkt man, die Hälfte der Firmenumsätze wäre ihm persönlich zu verdanken. Aber er und Cash sind gute Kumpel. Das ist eine uralte Geschichte. In Lloyds Augen war er ein richtiger Gott.«

»Ach, wirklich? Lloyd macht auf mich nicht gerade den Eindruck, als ob er bereitwillig jeden Mist schluckt«, sagte ich.

»Tut er auch nicht. Er ist aber nicht sonderlich schlau, also merkt er nicht alles. Ein harter Hund, das ist er. Er kann ein richtiges Arschloch sein. Sein Weg in dieser Firma zeigt steil nach oben, und das kommt daher, daß er alles niedermäht, was ihm in die Quere kommt. Der macht's nicht mit seiner Begabung, der arbeitet mit der Angst der Leute. Hin und wieder entläßt er einen, nur um den anderen zu zeigen, wo's langgeht.«

»Aber Sie nicht.«

»Nein, mich nicht.« Tommy lächelte. »Auch wenn er's liebend gern täte. Er mag meine Einstellung nicht. Zu kalifornisch. Nicht windschnittig genug. Aber er kann es sich nicht leisten, mich rauszuschmeißen. Aus irgendeinem seltsamen Grund bin ich hier der Topverkäufer. Und muß nicht mal lügen und betrügen, um das zu schaffen.«

Ich sah Tommy an und glaubte ihm. Ich hatte keinen Zweifel, daß seine freundliche, offene Art die Leute dazu ermutigte, mit ihm Geschäfte zu machen. Und ich bezweifelte, daß er ihr Vertrauen mißbrauchen würde wie Cash.

»Wir können hier allerdings nicht den ganzen Tag sitzen und plaudern«, sagte Tommy. »Sie essen doch um eins mit Lloyd, stimmt's?«

»Ich denke schon«, sagte ich.

»Okay, jetzt ist es halb eins. Passen Sie auf – heute ist die Zehn-Jahres-Auktion. Das US-Schatzministerium

versteigert um ein Uhr neun Milliarden Dollar von der neuen Zehnjährigen. Wollen Sie die Bloomfield-Maschine mal in Aktion sehen?«

Und ob ich das wollte! Bloomfield Weiss war eine bekannte Größe auf dem Sektor Regierungsanleihen. Tommy führte mich auf die andere Seite des Raumes und stellte mich einem Mann mit grauem Kraushaar in den Fünfzigern vor.

»Fred, hast du mal 'ne Minute Zeit?«

»Für dich doch immer, Tommy.« Er grinste.

»Ich möchte dir Paul Murray vorstellen, einen unserer Kunden von der anderen Seite des Ozeans. Paul, das ist Fred Flecker. Er ist unser Chefverkäufer im Distrikt New York. Er ist schon eine Ewigkeit am Markt. Ich wette, der erste Langläufer, den du verkauft hast, ist schon vor Ewigkeiten fällig geworden, stimmt's, Fred?«

»Kann man wohl sagen«, erwiderte Fred. Er schüttelte mir die Hand. »Setzen Sie sich«, sagte er. Ich fand einen kleinen Stuhl und hockte mich zwischen Fred und die anderen Männer, die hektisch die Telefone um ihn herum bedienten. Ich kam mir ein bißchen vor, als wäre ich einer der Papierkörbe, die überall im Weg standen. »Verstehen Sie, was hier abläuft?«

»Nein«, sagte ich. »Erklären Sie's mir.«

»Okay. Um eins wird unsere Bank zusammen mit sämtlichen anderen Investmentbanken an der Wall Street ein Angebot für eine bestimmte Menge zehnjähriger Schatzanweisungen zu einem bestimmten Zinssatz machen. Es stehen Anweisungen im Nennwert von neun Milliarden Dollar zum Verkauf. Der Bieter, der den nied-

rigsten Zins bietet, bekommt als erster den Zuschlag, dann der nächsthöhere und so weiter.

Wir bieten auf eigene und auf Rechnung unserer Kunden. Versteht sich, daß wir um so mehr auf eigene Rechnung bieten, je mehr Nachfrage wir sehen. Meine Aufgabe besteht dabei darin, mit den größten New Yorker Kunden zu sprechen und ihre Gebote an unseren Chefhändler für Regierungsanleihen, John Saunders, weiterzuleiten. Er sitzt dort drüben.« Er wies auf einen dünnen Mann, der mit angestrengt gerunzelter Stirn etwa dreißig Schritt weit weg an einem Schreibtisch saß. Unablässig eilten Leute zu ihm hin, überbrachten kleine Zettel und eilten zurück an ihre Arbeitsplätze.

In diesem Augenblick fing es in der Gegensprechanlage auf Fleckers Schreibtisch zu knistern an. »Fred, wie sieht's bei dir aus?«

»Das ist John Saunders«, sagte Fred, und in die Anlage hinein: »Prima. Wir haben allein aus New York Gebote für sechshundert Millionen. Die Leute scheinen den Markt zu mögen.«

»Ich höre das gleiche aus Chicago und Boston«, krächzte Johns Stimme.

»Nimmst du sie jetzt?« fragte Fred.

»Ich spiele ernsthaft mit dem Gedanken.«

Ich beobachtete und hörte zu, wie Fred weitere Anrufe von mehreren Kunden entgegennahm, meistens Gebote für die Auktion. Angesichts der Summen, die auf dem Spiel standen, konnte einen die Ruhe, die Fred ausstrahlte, nur erstaunen. Leise und bedächtig, wie sie war, flößte einem Freds Stimme Vertrauen und Zuversicht ein.

Um zwölf Uhr fünfundfünfzig, genau fünf Minuten vor der Auktion, kam John zu Fred herüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Fred lächelte. Er sah mich an und sagte: »Was Sie jetzt erleben, behalten Sie aber für sich, okay?«

Ich nickte. »Was ist denn los?« fragte ich.

»Wir werden sie alle wegputzen«, sagte er. »Wir werden für den Großteil der Auktion einen so niedrigen Zinssatz bieten, daß keiner der anderen Händler irgendwelche Anleihen kaufen wird. Die meisten von ihnen haben Leerverkäufe in den Zehnjährigen getätigt, in der Hoffnung, sie während der Auktion zurückkaufen zu können. Das werden sie jedoch nicht können, weil sie dann alle uns gehören werden. Während sie sich abstrampeln, um ihre Short-Positionen glattzustellen, und während andere Kunden erkennen, daß man ihre Orders nicht ausführen kann, wird es zu einem wahren Run kommen. Der Markt geht hoch, und Bloomfield Weiss wird seinen Gewinn einstreichen. So, jetzt muß ich ein paar Anrufe machen. Wir wollen doch auch unsere Freunde ranlassen.«

Der erste Anruf ging an eine der größten Aktiengesellschaften Amerikas.

»Hallo, Steve, hier Fred«, sagte er. »Ihr habt doch eine Hundert-Millionen-Order für die Zehnjährigen aufgegeben. Ich glaube, ihr solltet dran denken, die zu erhöhen.«

»Warum?« fragte die Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Sie wissen doch, daß ich das nicht sagen kann.«

Schweigen trat ein. Dann sagte die Stimme: »Okay, ich spiele mit. Notieren Sie mich für fünfhundert Millionen.«

»Danke«, sagte Fred und legte auf. Die beiden hatten das offensichtlich schon häufig gemacht.

Es folgte ein ähnlicher Anruf bei einer anderen großen Institution, die einwilligte, ihre Order auf dreihundert Millionen Dollar zu erhöhen.

Ich war verwirrt, als ich plötzlich Cash entdeckte. Er stand über John Saunders Schreibtisch gebeugt. Er mußte etwas gehört haben, denn plötzlich stürzte er zu einem freien Tisch in der Nähe und telefonierte. Ich konnte mir schon denken, mit wem.

Zwei Minuten vor der vollen Stunde erhielt Fred einen Anruf von einer Firma namens Bunker Hill Mutual.

»Hi, Fred, wie geht's?«

»Danke, bestens, Peter. Ich glaube allerdings nicht, daß diese Auktion laufen wird. Keiner meiner Kunden ist interessiert.«

»Und was wird Bloomfield Weiss tun?« fragte der Mann namens Peter.

»Das weiß ich natürlich nicht, aber ich glaube, wir werden uns das Bieten schenken.«

Peter grunzte seinen Dank und legte auf.

»Warum haben Sie das gesagt?« fragte ich.

Fred kicherte. »Ach, der ruft jedesmal kurz vor einer Auktion sämtliche Investmentbanken an. Der ist so durchlässig wie ein Sieb. Wenn ich dem gesagt hätte, was wir wirklich vorhaben, wäre es im Nu auf der ganzen Street rum.«

Der ganze Handelssaal wurde schlagartig mucksmäuschenstill, als der Zeiger auf ein Uhr vorrückte. Es konnte bis zu zehn Minuten dauern, ehe man die Ergebnisse der Auktion zu Gesicht bekam.

Die Minuten verrannen.

Dann wurde die Gegensprechanlage krächzend lebendig: »Okay, es sieht so aus, als gehörten Bloomfield Weiss sämtliche neun Milliarden. Geht an die Telefone und erzählt euren Kunden, was los ist. Jetzt wollen wir den Bären mal das Fürchten lehren.«

Ich blickte mich um. Überall lächelnde Verkäufer, die eifrig ihre Kunden anriefen, um ihnen das Ergebnis mitzuteilen. Sekunden später begannen die grünen Zahlen auf den Monitoren auf Freds Schreibtisch aufzuleuchten, als der Markt seine Aufwärtsbewegung startete.

Bloomfield Weiss und ihre bevorzugten Kunden machten an jenem Tag eine Menge Geld.

Ich kam ein paar Minuten zu spät zum Mittagessen, das in einem der Speisesäle von Bloomfield Weiss stattfinden sollte. Es war ein spektakulärer Raum. Im sechsundvierzigsten Stock gelegen, überragte er sämtliche Gebäude in Richtung Hafen. Ich hatte noch nie einen solchen Ausblick auf ihn gehabt. Die hellgraue See reflektierte die Sonne, Fähren eilten zwischen Staten Island und dem Terminal direkt unter uns hin und her. Die Freiheitsstatue reckte ihre Fackel trotzig zu uns empor und achtete gar nicht auf die beiden Hubschrauber, die ihr um die Ohren summten. In der Ferne lag die elegant geschwungene Verrazano Bridge und bildete die Kulisse für die Schiffe, die dem Ozean zustrebten.

»Überall sonst müßten Sie ein paar hundert Dollar für ein Essen mit einer derartigen Aussicht bezahlen«, sagte Lloyd, als er auf mich zutrat.

Was war ich doch für ein Einfaltspinsel, hier aus dem Fenster zu sehen und nicht gleich den Dollarwert der Aussicht zu taxieren.

Hinter Lloyd stand Cash, und neben ihm ein unersetzer Mann von etwa fünfunddreißig mit dicken Brillengläsern und sich lichtendem Haar.

Beim Anblick von Cash wurde mir übel. Ich war wütend auf mich selbst, weil ich mich von all der Wohlge- launtheit und Liebenswürdigkeit hatte täuschen lassen. Aber ich mußte mit Cash reden wie gewöhnlich, mußte vergessen, was er De Jong angetan hatte – und womöglich Debbie.

»Hi, Paul, wie geht's denn?« rörte er und streckte mir die Hand entgegen.

Ich zögerte eine Sekunde, ehe ich sie schüttelte. Dann riß ich mich zusammen und sagte: »Prima. Ihre Kollegen hier waren so nett, mir alles zu zeigen.«

»Gut, gut«, sagte Cash. »Lloyd haben Sie ja heute morgen bereits kennengelernt, aber ich glaube nicht, daß Sie meinem alten Freund Waigel schon begegnet sind.«

Der unersetzte Mann mit dem schütteren Haar schüttelte mir kräftig die Hand und bedachte mich mit einem gezwungenen Lächeln, das vor Unauffrichtigkeit troff. »Erfreut, Sie kennenzulernen«, sagte er. »Jeder Kunde von Cash ist auch mein Freund.«

»Warum setzen wir uns nicht?« fragte Lloyd. »Was möchten Sie trinken, Paul, Eistee?«

Ich hatte ganz vergessen, daß es in den Banken der Wall Street mittags keinen Alkohol gab. Ich hatte Mühe, mich an die amerikanische Sitte zu gewöhnen, zum Essen

kalten Tee zu trinken, aber ich nahm an, daß sie das warme englische Bier genauso befremdlich fanden. »Eis-tee wäre schön, danke«, sagte ich.

Eine Weile verlief die Unterhaltung in den üblichen öden Bahnen, wie sie für solche Gelegenheiten typisch sind; man erörterte das Wetter in England, die Frage, welche Fluglinie derzeit die beste sei, wie ruhig der Markt sich doch verhalte und wie schwierig es sei, Geld zu verdienen.

Ich ließ meinen Blick schweifen und betrachtete die anderen Gäste. Sie vertrugen sich schlecht mit der atemberaubenden Aussicht um sie herum. Entweder waren sie groß und fleischig oder klein und drahtig, und sie aßen hastig, indem sie ihr zerteiltes Steak mit der Gabel aufspießten, um es sich, so tief wie möglich über den Tisch gebeugt, in den Rachen zu schieben. Sie schienen sich in der gedämpften Atmosphäre ganz und gar nicht wohl zu fühlen. Die Worte, die gewechselt wurden, verbanden sich nicht zum entspannten Gemurmel eines normalen Restaurants, sondern wirkten eher wie abgehacktes Geflüster. Unter all den Angestellten von Bloomfield Weiss konnte ich leicht noch eine Anzahl von anderen Kunden ausmachen: Die fehlende Aggression zwischen ihnen und ihren Gastgebern hob sie deutlich von ihrer Umgebung ab.

Während ich den Raum weiter in Augenschein nahm, streifte mein Blick das Profil eines Mannes an einem Tisch in der Ecke uns gegenüber. Er saß zwar mit dem Rücken zu uns, wandte sich jedoch im Gespräch dem Mann zu seiner Linken zu. Das Profil kannte ich. Es war Joe Finlay.

Einer der Leute an seinem Tisch mußte mein Erschrecken gesehen haben, denn Joe wandte sich um und sah mich an. Er zog die Mundwinkel zu dem gleichen kurzen, falschen Lächeln empor, mit dem er mich vor dem Schiff an der Themse bedacht hatte, und wandte sich dann wieder seinem Teller zu.

Was, zum Teufel, machte Joe hier? Es war schon schlimm genug, daß ich es mit Cash zu tun hatte. Der letzte Mensch aber, den es mich hier zu sehen verlangte, war Joe.

Ich beugte mich zu Cash hinüber. »Ist das da drüben nicht Joe Finlay?«

»Ja, das ist er«, sagte Cash.

»Was macht der denn hier?«

»Das gleiche wie wir alle. Er verbringt ein paar Tage in New York und fährt dann zur Konferenz nach Arizona.«

»Sie haben mir ja gar nicht gesagt, daß er auch mitkommen würde«, sagte ich.

Cash wirkte verblüfft. Dann lachte er. »Aber Paul, ich kann Ihnen doch nicht die Namen von sämtlichen Leuten aufzählen, die zu dieser verdammten Konferenz fahren! Sie haben doch mich und Cathy. Wir passen schon auf Sie auf. Was wollen Sie mehr?«

Cash hatte natürlich recht. Aber Joes Anwesenheit machte mir immer noch zu schaffen.

Waigel blickte zu Joes Tisch hinüber. »Der Bursche da ist mit Sicherheit ein guter Trader. Jedenfalls hat er einen Mordsruf. Apropos, wie geht's eigentlich Ihrem Chef Hamilton McKenzie? Ich habe ihn schon Jahre nicht mehr gesehen.«

Ich löste den Blick von Joes angespannt dasitzender Gestalt und wandte ihn dem feisten, glänzenden Gesicht Dick Waigels zu. »Eigentlich sehr gut. Er leistet großartige Arbeit. Unsere Kunden mögen ihn. Die Investoren sind beeindruckt von seinem Auftreten. Das Geld strömt nur so herein.«

»Er war immer schon ein schlauer Bursche«, sagte Waigel. »Wir waren zusammen auf der Harvard Business School. Dann ging er zu De Jong und ich zu Bloomfield Weiss.«

»Und mit was haben Sie hier angefangen?« fragte ich.

Waigel holte tief Luft – sichtlich erfreut über die Gelegenheit, über sein Lieblingsthema zu sprechen – und legte los: »Erst war ich als Verkäufer für die Kunden im Südwesten zuständig. Ich war zwar gut in dem Job, aber ich hatte das Gefühl, daß das nicht die richtige Herausforderung für meine Talente war. Verkaufen ist doch eine eher begrenzte Tätigkeit.« Die Mienen der beiden Verkäufer am Tisch erstarnten. Waigel fuhr fort.

»Also habe ich einen Job im Bereich Unternehmensfinanzierung angenommen und bin jetzt für die Wertpapierplatzierung zuständig. Es kommt vor, daß ein bestimmter Investor eine Emission will, die seinen Bedürfnissen wie maßgeschneidert entspricht. Dann suche ich ein Unternehmen, das solche Anleihen ausgibt, und lege sie privat für ihn und vielleicht noch ein, zwei weitere Investoren auf. So kam es auch zur Zusammenarbeit mit Cash. Da er so gute Beziehungen zu seinen Kunden hat, machen wir viel zusammen und versuchen, ihren Bedürfnissen mit maßgeschneiderten Transaktionen zu entsprechen.«

Das war also Waigels Verhältnis zu Cash im Fall der Tremont Capital, die ja auch eine Privatplazierung gewesen war.

»Ich kenne mich mit Privatplazierungen zwar nicht so gut aus«, sagte ich, »aber ist es nicht so, daß die den Investoren weniger Schutz gewähren? Die normalen Emissionen in den Vereinigten Staaten müssen schließlich von der Securities and Exchange Commission unter die Lupe genommen werden. Wer hat da eigentlich ein wachsames Auge auf den Privatsektor?«

»Das übernehmen wir selbst. Und ich würde sagen, der Investor ist mit einem Privatengagement bei Bloomfield Weiss sogar besser bedient. Wir haben sehr hohe Maßstäbe, Paul, die höchsten an der Wall Street. Ich kann Ihnen versichern, daß es bei unseren Transaktionen nie zu irgendwelchen Unregelmäßigkeiten kommt.« An diesem Punkt sah mir Waigel durch seine dicken Brillengläser direkt in die Augen und bedachte mich erneut mit seinem unaufrichtigen Lächeln.

»Ich glaube nicht, daß wir, seit ich bei De Jong bin, schon mal eine Privatplazierung von Ihnen gekauft haben«, sagte ich. »War das früher schon mal anders?«

Waigel öffnete den Mund und schloß ihn gleich wieder. Der wohl seltene Anblick war zu bewundern, daß er um Worte verlegen war. Schließlich sagte er: »Nein, ich glaube nicht.«

Cash schaltete sich ein. »Aber, Dick, erinnerst du dich nicht an das Tremont-Capital-Geschäft? Die Triple-A-Anleihe mit der riesigen Rendite? Ein schnuckliges Geschäft. Die Hälfte davon habe ich De Jong verkauft.«

»Ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein«, sagte Waigel. »Ja, das war ein gutes Geschäft. Haben Sie sich das mal angesehen, Paul?«

»Richtig, ich habe die Anleihe in unserem Bestand gesehen, aber mit den Einzelheiten bin ich nicht vertraut. Können Sie mir mehr darüber sagen?«

Waigel schien das gar nicht zu behagen, aber Cash half ihm aus der Klemme. Begeistert erzählte er mir von dem Geschäft. Die Honshu Bank habe die Bürgschaft übernommen und die Transaktion kreditwürdig gemacht. »Einer der besten Abschlüsse, die ich je verkauft habe«, sagte er.

»Sehr interessant«, sagte ich. Ich wandte mich an Waigel. »Und wie gehen Sie vor, wenn Sie so ein Geschäft einfädeln?«

Das schien Waigel noch weniger zu behagen. »Eines der Probleme bei der Unternehmensfinanzierung ist, daß man allen Beteiligten gegenüber Vertraulichkeit garantieren muß. Wir haben es uns zur Regel gemacht, niemals über die Einzelheiten einer Transaktion zu sprechen, selbst dann nicht, wenn sie bereits abgeschlossen ist.«

»Käse, Dick«, sagte Cash. »Du palaverst doch über nichts lieber als über deine Abschlüsse!«

Waigel fand das gar nicht komisch. »Cash, du kannst gern so indiskret sein, wie du willst, aber für mich ist das nicht drin. Mein Vorgänger mag sich ja so verhalten haben, aber in diesem Punkt werde ich ihm mit Sicherheit nicht folgen.«

Lloyd schaltete sich ein, weil damit ein Thema angesprochen war, das ihm am Herzen lag. »Quatsch, Greg

Shoffman war nicht unprofessionell, der war schlicht eine Niete. Er hatte einfach keinen Mumm. Wir hatten ein paar prächtige Junk-Bond-Deals laufen, und er weigerte sich mitzumachen, weil sie seiner Meinung nach unmoralisch waren. Unmoralisch? Was hat der denn gedacht, in was für einem Unternehmen er arbeitet? Bei einer Wohltätigkeitsorganisation?« Lloyd besann sich, als ihm plötzlich meine Anwesenheit wieder bewußt wurde. »Also, Paul, verstehen Sie mich nicht falsch. Alle Geschäfte, die Bloomfield Weiss tätigt, sind sauber. Aber auf den heutigen Märkten muß man hart konkurrieren, wenn man überleben will, und dieser Shoffman war einfach nicht hart genug.«

Shoffman! Den Namen hatte ich doch schon mal gehört. Ich kramte in meinem Gedächtnis. Das war's, der Mann von der Honshu Bank hatte gesagt, ein Mr. Shoffman habe ihn ein paar Monate vor Debbie angerufen.

»Dieser Mr. Shoffman war also Ihr Vorgänger?« fragte ich Waigel.

»Ja«, erwiderte er. »Er war ein ganz netter Kerl. Doch wie Lloyd gesagt hat, er war der Sache nicht gewachsen. Man braucht einen gewissen Killerinstinkt, um sich in diesem Geschäft durchzusetzen, besonders gegen die Konkurrenz draußen. Genau den habe ich, und er hatte ihn nicht.«

Irgendwie glaubte ich Waigel das. »Und was wurde dann aus ihm?«

»Vor etwa zwei Jahren wurde er in unsere Dokumentationsabteilung versetzt, und Dick hat seine Stelle eingenommen«, sagte Lloyd.

»Und arbeitet er immer noch für Bloomfield Weiss?« fragte ich.

Schweigen trat ein. Die anderen beiden sahen Lloyd an, der es offenbar brechen sollte. »Nein«, sagte Lloyd. »Vor ein paar Monaten kam er plötzlich unerwartet nicht zur Arbeit. Er war einfach verschwunden. Die Polizei hat keine Spur von ihm finden können. Wahrscheinlich ist er irgendwo in einer finsternen Gasse umgekommen. Man weiß ja, wie das heutzutage geht.«

»Und hat man rausgefunden, wer ihn umgebracht hat?« fragte ich atemlos.

»Man weiß nicht mal sicher, ob er tot ist. Die Polizei nimmt an, daß irgendein Killer hinter seiner Brieftasche her war.«

Das mochte die Polizei ja annehmen. Ich jedoch fand es merkwürdig, daß beide Personen, die die Honshu Bank wegen der Tremont-Capital-Bürgschaft angerufen hatten, jetzt tot waren. Mit Entsetzen machte ich mir klar, daß es inzwischen einen Dritten gab, der davon wußte.

Mich.

»Das hat man nun davon, daß man in der City lebt«, meinte Waigel und drohte mir mit dem Finger. »Ich habe auch hier gewohnt, bis es zu gefährlich wurde. Jetzt lebe ich außerhalb. In Montclair, New Jersey. Da ist es weitaus sicherer. Allerdings braucht man auch wesentlich länger zum Arbeitsplatz.«

Das Gespräch bewegte sich nun um den täglichen Weg zur Arbeit, ehe es wieder auf Waigels Begabung kam. Als das Mittagessen endlich beendet war, ging ich mit Lloyd

in den Handelssaal zurück. Ich schlenderte zu Tommys Schreibtisch hinüber.

»Na, angenehmes Mittagessen gehabt?«

Ich verzog das Gesicht.

»Bei so vielen netten Kerlen auf einem Haufen«, sagte Tommy. »Lloyd Harbin, Cash Callaghan und der ekelhafte Dick Waigel.«

»Ich muß zugeben, ich fand ihn sehr unangenehm«, sagte ich.

»Einer von Bloomfield Weiss' vornehmsten Charakteren«, sagte Tommy.

Ich lächelte und zeigte auf sein Telefon. »Darf ich Sie ein wenig bei der Arbeit beobachten?«

»Aber sicher.« Er nahm den Hörer ab und bedeutete mir, daß ich den zweiten zum Mithören nehmen sollte.

Tommy war gut im Umgang mit seinen Kunden. Er klang zwar immer freundlich und hilfsbereit, doch änderte er seinen Tonfall jedesmal auf subtile Weise – mit dem einen sprach er herzlich, mit dem anderen, als könnte er keiner Fliege was zuleide tun. Er lieferte seinen Kunden rasch und sachkundig jede Menge Informationen, schien genau zu wissen, welche Anleihen sie gerade in Besitz hatten, auch wenn manche sich nach Kräften bemühten, ihm das nicht zu verraten, und unternahm keinerlei Versuch, die Macy-Position loszuwerden, die Bloomfield Weiss irrtümlich übernommen hatte und nun um jeden Preis wieder abstoßen wollte. Ein guter Verkäufer.

Nach etwa einer Stunde wurden wir von Lloyd unterbrochen, der Tommy auf die Schulter klopfte. »Kann ich Sie mal einen Moment sprechen?« fragte er.

»Klar«, sagte Tommy, und sie verschwanden um eine Ecke. Ich stand etwa eine Minute herum, dann setzte ich mich auf Tommys Stuhl und beobachtete, was um mich her vor sich ging.

Wenig später kam Lloyd zurück. Ich machte Anstalten aufzustehen, aber Lloyd bedeutete mir, daß ich sitzenbleiben sollte.

»Bleiben Sie, wo Sie sind, Paul«, sagte er. »Sie können den Schreibtisch für den Rest des Nachmittags als Basis benutzen, wenn Sie möchten. Der Leiter unserer Wertpapieranalyse wird in ein paar Minuten hier sein, um sich um Sie zu kümmern.«

Ich wollte ihn fragen, wo Tommy war, doch irgend etwas hielt mich davon ab. Die Verkäufer, die um Tommys Schreibtisch herum saßen, warfen mir verstohlene Blicke zu. Ich hatte den Eindruck, daß sie nicht mich ansahen, sondern den Stuhl, auf dem ich saß. Tommys Stuhl. Ich begriff, was passiert war, und fühlte mich wie ein Grabschänder, als ich da so saß. Ich stand auf, wußte nicht, was ich mit mir anfangen sollte, und kam mir auch schon albern vor, von allen ignoriert, wohin ich mich auch wandte. Ich hätte ihnen am liebsten gesagt, daß es nicht meine Schuld sei, wenn Tommy nicht mehr da war.

Ich wußte, was sie dachten. Tommy hatte Pech gehabt. Es hätte leicht auch einer von ihnen sein können. Tommy war binnen fünf Minuten vom erfolgreichen Verkäufer zum Versager geworden, und damit durften sie nicht in Zusammenhang gebracht werden.

Ein Mann im grauen Overall mit einer großen blauen

Kiste kam auf mich zu. »War das der Schreibtisch von Mr. Masterson?« fragte er.

Ich nickte. Er tat alles, was persönlich aussah, in die Kiste. Als er wegging, die Kiste hinter sich her zerrend, sah ich, daß er Tommys Jackett auf der Stuhllehne hatte hängen lassen. »He!« rief ich, doch er hörte mich nicht. Mein englischer Akzent wirkte in dem großen amerikanischen Handelssaal deplaziert, und mehrere Leute wandten sich um und guckten, wenn auch selbstverständlich nicht die, die mir am nächsten saßen. Die blieben unbeirrbar dabei, meine Anwesenheit zu ignorieren.

Schließlich erlöste mich der Leiter der Wertpapieranalyse, der mich zu sich heranwinkte und mich gleich mitnahm. Den Rest des Nachmittags verbrachte ich mit einer Reihe von Analysten und sprach mit ihnen über das Für und Wider verschiedener Junk Bonds. Ich fand das Thema interessant. Firmen, die Erfolg haben würden, unter all denen zu erkennen, die scheitern würden, war eine Herausforderung: eine Kunst ebensosehr wie eine Wissenschaft. Ich lernte viel, was ich später würde nutzen können.

Etwa um halb fünf war ich mit meinen Verabredungen durch. Ich ging noch einmal in den Handelssaal zurück, um mich von Lloyd zu verabschieden. Er erwähnte Tommy nicht, also sagte ich: »Falls Sie Tommy sehen, sagen Sie ihm doch, ich wünsche ihm alles Gute.«

»Aber gern«, sagte Lloyd, »er ist ein prächtiger Kerl.«

Lloyd brachte mich zum Lift, und ich bemühte mich, mir meine Wut nicht anmerken zu lassen. Bloomfield Weiss schien eine Brutstätte äußerst unsympathischer

Charaktere zu sein, solcher wie Cash Callaghan, Dick Waigel und Lloyd Harbin. Sicher, vermutlich mußte ab und zu mal jemand rausgeschmissen werden, aber ich bezweifelte, daß der ebenso freundliche wie erfolgreiche Tommy es verdient hatte, zu diesen Leuten zu gehören. Und er war ja nicht einfach nur rausgeschmissen worden: Sämtliche Spuren von ihm waren von seinem Arbeitsplatz getilgt worden, noch ehe der Nachmittag vorüber war.

Als ich mich von Lloyd verabschiedete, gelang es mir abermals, seinen knochenbrecherischen Handschlag zu unterlaufen, was mir eine kleine Genugtuung war.

Der Lift war leer, und ich stieß einen gewaltigen Seufzer der Erleichterung aus, als die Türen sich hinter mir schlossen. Ich hatte für diesen Tag die Nase voll von all den rücksichtslosen Schweinehunden.

Der Lift sank einen Stock tiefer und hielt erneut. Die Türen öffneten sich, und Cathys hochgewachsene Gestalt kam herein. Das hatte mir noch gefehlt. Ich spürte, daß ich nicht die Kraft für ein höfliches Schwätzchen hatte, schon gar nicht aber für eine Auseinandersetzung. Cathy wirkte ebenfalls nicht gerade erfreut, mich zu sehen. Sie schien ziemlich aufgebracht. Ihre Wangen waren rosig angelaufen, und ihre Unterlippe zitterte.

»Schlechten Tag gehabt?« fragte ich.

»Einen verdammt beschissenen«, sagte sie.

»Eine widerliche Firma ist das hier.«

»Eine gräßliche Firma.«

»Die haben hier ein paar echte Saukerle.«

»Echte Saukerle«, sagte sie. Sie sah mich an und bedachte mich mit einem kleinen Lächeln.

»Haben Sie vielleicht Lust auf einen Drink?« platzte es, ohne daß ich weiter überlegt hätte, aus mir heraus.

Sie zögerte. »Ach, warum nicht? Kennen Sie hier in der Nähe was?«

Wir gingen zur Fraunces Tavern, einem alten Backsteinhaus, das mitten zwischen den Wolkenkratzern der Broad Street kauerte. Drinnen war es gemütlich und dunkel. Wir setzten uns und bestellten zwei Bier.

»Was ist denn los?« fragte ich.

Cathy zuckte zusammen. »Sagen wir, es kam zum Zusammenstoß zweier unterschiedlicher Persönlichkeiten.«

»Und Sie hat es dabei am übelsten erwischt?«

Cathy seufzte und lehnte sich zurück. »Ich hatte einen riesigen Streit mit Cash«, sagte Cathy. »Bei all seinem Netter-Kerl-Gehabe kann es ausgesprochen schwierig sein, für ihn zu arbeiten.«

»Was gab's denn?«

»Das Übliche. Cash hat wieder mal versucht, einem unserer Kunden was aufzuschwatzen. Das Büro hier liegt bei einer dubiosen Versicherungsgesellschaft mit fünfzig Millionen long. Heute früh stand eine negative Meldung über die Gesellschaft im *Wall Street Journal*, so daß bei den Kursen der Abwärtspfeil steht und unsere Händler die Anleihen nicht losschlagen können.«

Cathys lange, schlanke Finger nestelten an dem Bierfilz vor ihr. »Na, so was ist Cashs Chance, eine gute Figur bei den Bossen hier zu machen. Also ruft er einen unserer Kunden in London an und tischt dem so einen Humbug auf – daß der Artikel nicht stimme und die Versicherungsgesellschaft eigentlich viel besser dastehe als alle-

mein angenommen. Die glauben ihm das und überschlagen sich förmlich, um die Anleihen zu kaufen. Das wird bald schon ein böses Erwachen geben, wenn sie versuchen, einen Kurs dafür zu bekommen.«

Sie seufzte. »Es ist eigentlich nicht mal Cashs Kunde, sondern jemand, zu dem ich ganz persönlich seit Monaten einen Kontakt aufzubauen versuche. Die fingen gerade an, mir zu vertrauen, aber nach dem, was heute passiert ist, werden sie nicht mehr mit mir reden wollen. Cash steht als Held da, und ich verliere einen Kunden.« Sie sah mich an. »Ich sollte Ihnen so was wohl besser nicht erzählen, wie? Manchmal steht mir das alles allerdings dermaßen bis hier, daß ich explodieren könnte. Und es ist schön, wenn man dann jemanden zum Reden hat.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte ich. »Ich bin selbst schon dahintergekommen, daß Cash nicht hundertprozentig vertrauenswürdig ist. Passieren solche Dinge denn häufig?«

»Andauernd«, sagte sie. »Lügen sind mir verhaßt. Ich verstehe mich im Grunde auch nicht sonderlich darauf. Ich bin nun mal davon überzeugt, daß der einzige richtige Weg, Beziehungen aufzubauen, darin besteht, Vertrauen zu schaffen.« Sie blickte von ihrem Bier auf. »Wir mögen ja unlängst so unsere Meinungsverschiedenheiten gehabt haben, aber zumindest bin ich Ihnen gegenüber immer ehrlich gewesen ...« Ihr Blick verlangte nach Unterstützung und Ermutigung.

Sie hatte recht. Ich nickte. »Ich wüßte nicht, wann Sie einmal nicht offen zu mir gewesen wären.«

Cathy war sichtlich erfreut. »Es ist frustrierend: Ich bemühe mich, meinen Kunden die Wahrheit zu sagen, und sie machen keine Geschäfte mit mir. Cash lügt ihnen das Blaue vom Himmel, und sie fressen ihm förmlich aus der Hand. Bei De Jong ist das wohl auch nicht anders, wie?«

»Ich habe darüber so noch nicht nachgedacht. Wahrscheinlich«, räumte ich ein.

Sie starrte trübsinnig auf den Tisch. »Doch ich sollte nicht die ganze Zeit immer nur von meinem Ärger reden. Wie steht's denn mit Ihnen? Sie sahen vorhin im Lift auch nicht gerade glücklich aus. Wie war denn Ihr Tag?«

Ich erzählte ihr von der Nummer »Ein Verkäufer verschwindet«, deren Zeuge ich geworden war, und von dem Mittagessen mit dem abscheulichen Waigel.

»Ach, der. Den nennen sie die Giftkröte.«

Ich lachte. Die Bezeichnung schien mir zutreffend.

»Bei Bloomfield Weiss gibt es eine Menge Leute wie Dick Waigel und Lloyd Harbin«, sagte sie. »Tatsächlich werden solche Typen noch eigens unterstützt. Das ist bei den meisten Wall-Street-Banken so. Konkurrenzdenken und Aggressivität werden als Tugenden gepriesen. Nur der Zähteste überlebt. Es widert mich an.«

Das schien mir denn doch ein bißchen dick aufgetragen. »Diesen Eindruck erwecken Sie aber nicht immer.«

Sie sah mich forschend an. Dann seufzte sie. »Ja, da haben Sie recht. Ich weiß, wie aggressiv ich werden kann. Ich nehme an, daß die mich deshalb eingestellt haben. Und ich verhalte mich entsprechend. Das gefällt denen, selbst wenn es meinen Kunden nicht gefällt. Das Problem ist bloß, daß es mir im Grunde zuwider ist.«

»Warum machen Sie es dann?«

»Vermutlich, weil ich den Erfolg will. Ich will bei Bloomfield Weiss einen Haufen Geld verdienen.«

»Und warum?«

»Warum? Liegt das denn nicht auf der Hand?«

»Eigentlich nicht.«

»Hm. Wahrscheinlich haben Sie recht. Es liegt nicht auf der Hand.« Sie schwieg und dachte nach. »Meine Eltern sind beide Universitätslektoren, und sie hatten immer sehr ehrgeizige Pläne für mich. Mein Bruder ist der jüngste Direktor einer Handelsbank in London. Er hatte ein Stipendium für Oxford, also mußte ich auch eins bekommen. Und jetzt muß ich es in der City zu etwas bringen. Eigentlich albern, finden Sie nicht?«

Ich nickte. Es war albern. Aber ich mußte zugeben, daß sich diese Art Motiv bei einer Menge Leute fand, die in Banken und Brokerfirmen schufteten. Und die Offenheit von Cathys Antwort beeindruckte mich.

»Macht es Ihnen denn nicht auch Spaß?« fragte ich und bemühte mich, freundlicher zu klingen.

»Ja, in vieler Hinsicht schon«, sagte sie. »Die Aufregung gefällt mir, und ich hab auch gern mit Menschen zu tun. Und ich glaube ehrlich, daß ich ziemlich tüchtig bin. Was ich nicht mag, ist das Gelüge, das Gehabe, die Politik und die Notwendigkeit, ständig zeigen zu müssen, daß man härter ist als alle anderen.«

»Aber weshalb geben Sie denn das Harte-Frau-Image nicht einfach auf?« fragte ich.

»Nein«, sagte sie. »Bloomfield Weiss würde mir den Kopf abreißen. Man muß sich einfach entsprechend ver-

halten.« Sie lachte und sah ganz und gar nicht wie eine harte, zielstrebige Geschäftsfrau aus.

Tatsächlich schien Cathy, wenn sie ihre kühle Selbstsicherheit einmal hinter sich ließ, ein normales, intelligentes Mädchen mit schönen Augen und anziehendem Lächeln zu sein. Ein paar Augenblicke saßen wir schweigend da, während wir uns noch auf die ungewohnte Vertraulichkeit in unserem Umgang miteinander einzustellen versuchten.

»Erzählen Sie mir von Rob«, sagte ich dann.

Sie lächelte. »Erzählen Sie mir von Rob«, sagte sie.

»Nein. Ich habe zuerst gefragt.«

»Also gut«, sagte sie. »Er ist ein ganz netter Kerl. Eigentlich sogar ganz lieb. Wir sind ein paarmal miteinander ausgegangen und hatten einen lustigen Abend. Aber dann wurde er auf einmal ernst. Sehr ernst. Es war geradezu beängstigend. Er wollte mich heiraten, dabei kannten wir einander doch kaum! Ich kam mir gemein vor, weil ich dachte, ich hätte ihn womöglich, ohne es zu wollen, ermutigt, obwohl ich, wenn ich es recht bedenke, eigentlich nicht sehe, wie ich das getan haben sollte.

Also habe ich gedacht, am besten, ich versuche ihm aus dem Weg zu gehen. Ich wollte nicht, daß er sich weiter falsche Hoffnungen macht. Aber dann hat er mich in ein Restaurant gelockt, indem er so getan hat, als wäre er ein Kunde von mir. Ich kam mir so was von blöd vor! Ich war wütend. Seitdem habe ich Gott sei Dank nichts mehr von ihm gehört.« Sie schwieg. »Ist er eigentlich immer so?«

»Ziemlich oft, fürchte ich. In Ihrem Fall scheint es ihn

arg erwischt zu haben. Ich glaube nicht, daß Sie ihn schon los sind.«

»O je«, sagte sie. »Wenn Sie ihm irgend etwas sagen können, um ihn von mir abzubringen, dann tun Sie es bitte. Ich habe alles nur Mögliche versucht. Genug ist genug.«

Ich dachte an das, was Felicity mir erzählt hatte über Claires Eindruck, daß irgend etwas mit Rob nicht stimme, und an das, was ich abends im Gloucester Arms erlebt hatte. »Seien Sie vorsichtig«, sagte ich.

Cathy zog die Brauen hoch, doch ich wollte nicht näher darauf eingehen. Wir saßen noch etwa eine Stunde zusammen und unterhielten uns bei einem zweiten Bier. Cathy überredete mich, von meiner Familie zu erzählen, etwas, das ich normalerweise Fremden gegenüber nur sehr ungern tue. Ich erzählte ihr vom Tod meines Vaters, von der Krankheit meiner Mutter und davon, wie ich ihre Hoffnungen durchkreuzt hatte, weil ich kein Landwirt werden wollte. Cathy war mitfühlend, und sehr zu meiner Überraschung fand ich ihr Mitgefühl nicht lästig, und es machte mich auch nicht bitter, wie es manchmal geschah, wenn man spürte, jemand war nicht aufrichtig. Es war tröstlich.

»Ist Hamilton McKenzie eigentlich wirklich der kalte Fisch, der er zu sein scheint?« fragte Cathy schließlich. »Es muß doch schwierig sein, für ihn zu arbeiten.«

»Er ist nicht gerade ein leicht zugänglicher Mensch«, gab ich zu. »Und er kann ein bißchen schulmeisterlich sein. Mit Lob ist er äußerst sparsam.«

»Aber Sie mögen ihn?«

»Das würde ich nicht unbedingt sagen. Aber ich be-

wundere ihn. Er ist so tüchtig in seinem Fach, einer der Besten auf dem ganzen Markt. Und er ist ein ausgezeichneter Lehrer und hat die Gabe, mich dazu zu bringen, hart für ihn zu arbeiten, das Beste aus mir herauszuholen. Um die Wahrheit zu sagen: Ich würde so ziemlich alles für ihn tun.«

»Es muß schön sein, für so jemanden zu arbeiten.«

»Das stimmt.«

»Ein bißchen, als wäre er ein Vater?«

Ich rutschte auf meinem Stuhl hin und her. »So habe ich das noch gar nicht betrachtet. Aber wahrscheinlich haben Sie recht.«

Cathy streckte die Hand nach meiner aus und berührte sie flüchtig. »Tut mir leid, ich hätte das nicht sagen sollen«, sagte sie.

»Nein, nein, das ist schon in Ordnung. Es ist eine Erleichterung, so mit Ihnen darüber sprechen zu können. Mit jemandem, der einen versteht. Mit das Schlimmste, wenn man seinen Vater oder seine Mutter verliert, ist, daß es einen in eine Art Einsamkeit zwingt. Kaum etwas ist ein größerer Einschnitt im Leben, aber man hat niemanden, der daran Anteil nimmt.«

Cathy lächelte. Schweigend saßen wir noch ein Weilchen zusammen, dann sah sie auf die Uhr. »So spät schon? Ich muß los. Danke für den Drink. Jetzt ist mir schon viel besser.« Sie stand auf.

Es widerstrebt mir, sie gehen zu lassen. »Mir auch«, sagte ich. Viel besser.

Wir trennten uns und machten uns auf den Weg zu unseren U-Bahnstationen.

Am nächsten Morgen sagte ich als erstes sämtliche Termine ab. Es sei etwas dazwischengekommen, behauptete ich. Ich wollte den Tag damit verbringen, den Dingen nachzugehen, die ich am Vortag erfahren hatte. Zwei Fragen ließen mir keine Ruhe: erstens, was mit Shoffman passiert war, und zweitens, wie ich mehr darüber herausbekommen konnte, wie Waigel das Geschäft mit der Tremont Capital eingefädelt hatte.

Zunächst kümmerte ich mich um Shoffman. Ich rief die Auskunft an, um die Nummer des Polizeireviers zu erfragen, das Bloomfield Weiss am nächsten lag. Es erschien mir am wahrscheinlichsten, daß die Bank sein Verschwinden dort gemeldet hatte. Ich wählte die Nummer von meinem Hotelzimmer aus.

Nachdem ich ein paarmal weiterverbunden worden war, geriet ich an eine freundliche Frau, die mir erklärte, eine Vermißtenanzeige für Shoffman sei zwar bei ihnen aufgegeben worden, doch habe ein anderes Revier die Ermittlungen übernommen, das an der West 110th Street, das in der Nähe von Shoffmans damaliger Wohnung lag. Ich dankte ihr, verließ mein Hotelzimmer und nahm ein Taxi zur Upper West Side. Glücklicherweise war auf dem Revier recht wenig los. Und mein Glück hielt an, denn der diensthabende Beamte stellte sich als einer jener seltenen, glühenden Anglophilien heraus, die über Amerika verstreut sind.

»He, sind Sie etwa Engländer?« fragte er als Antwort auf meinen Gruß.

»Ja«, sagte ich.

»Herzlich willkommen in New York. Wie gefällt's Ihnen denn hier?«

»Oh, ich finde New York wunderbar. Ich freue mich immer, wenn ich herkomme.«

»Sie sind also aus England, hm? Meine Mutter stammt auch aus England. War 'ne GI-Braut. Von wo in England kommen Sie denn?«

»Aus London.«

»Tatsache? Meine Mutter auch! Vielleicht kennen Sie ja ihre Familie. Sie heißt Robinson.«

»Leider gibt es in London eine ganze Menge Robinsons«, sagte ich.

»Ja, da haben Sie wohl recht. Ich war vor ein paar Jahren auf Besuch drüben. War toll. Was kann ich denn nun für Sie tun?«

Der Polizeibeamte, der neben ihm stand, war groß und feist, und auf seiner Kennmarke stand Murphy. Seine ohnehin schon düstere Miene verfinsterte sich noch mehr, als er unser Gespräch mit anhörte.

»Ich versuche etwas über einen alten Studienfreund herauszufinden, Greg Shoffman ist der Name. Er ist vor vier Monaten als vermisst gemeldet worden, und die Ermittlungen wurden wohl von diesem Revier übernommen. Ich hätte gern erfahren, was aus ihm geworden ist.«

»Verstehe. Warten Sie einen Augenblick. Ich sehe mal nach der Akte.«

Ich wartete etwa fünf Minuten, und dann kam der Beamte mit einem sehr dünnen Ordner zurück.

»Wir haben leider nicht viel über ihn. Er ist am 20.

April als vermißt gemeldet worden. Keinerlei Spuren, keine Leiche, keine leere Brieftasche, kein Führerschein. Seine Kreditkarten sind unbenutzt geblieben. Wir haben die Nachforschungen eingestellt.«

»Aber wie kann ein Mensch denn spurlos verschwinden?«

»Wir sind hier in New York. Jeden Tag sechs Morde. Sicher von den meisten finden wir die Leiche. Aber nicht von allen.«

»Wo ist er zuletzt gesehen worden?«

Der Beamte blätterte in der Akte. »Hier steht, zuletzt am 19. April gegen sieben Uhr abends beim Verlassen des Büros. Der Pförtner und die Nachbarn haben übereinstimmend ausgesagt, daß er an dem Abend nicht nach Hause gekommen ist. Er lebte allein. Keine Frau, keine Freundin, soweit wir wissen.«

»Wo wohnte er denn?«

Der Polizeibeamte warf mir einen flüchtigen Blick zu, und seine Augen verengten sich ein wenig. »Ich dachte, Sie hätten gesagt, er wäre ein alter Freund von Ihnen«, sagte er.

»Ja, tut mir leid. Ich habe seine Adresse in England gelassen. Seine Geschäftsnummer habe ich, also habe ich dort angerufen, um mich mit ihm zum Abendessen zu verabreden. Die haben mir dann aber gesagt, er sei verschwunden. Es war ein echter Schock. Ich würde zu gern herausfinden, was da passiert ist.«

Die Miene des Beamten wurde milder. Er gab mir eine Anschrift, nur zwei Blocks vom Polizeirevier entfernt. Dann sagte er: »Hören Sie, Mister, Sie werden garantiert nichts herauskriegen, da können Sie sich noch so sehr an-

strengen. Ich habe im Lauf der Zeit Dutzende von Fällen dieser Art erlebt. Wenn man nicht die Leiche des Opfers oder seine Sachen findet, dann kommt man nicht weiter. Klar, wenn wir mehr Beamte hätten und weniger Verbrechen, hätten wir mehr Zeit auf diesen Fall verwenden können, aber ich bezweifle, daß wir dann auch nur ein Stück weitergekommen wären.«

Ich dachte darüber nach. Wahrscheinlich hatte der Mann recht. Ich seufzte und dankte ihm für seine Mühe.

»Keine Ursache. War mir ein Vergnügen. Und trinken Sie ein Glas Bitter auf mein Wohl, wenn Sie wieder zu Hause sind.«

Das versprach ich. Als ich das Revier verließ, freute ich mich über mein Glück mit diesem hilfsbereiten New Yorker Polizisten. Der finstere Blick seines irischen Kollegen folgte mir durch die Tür hinaus.

Ich ging die zwei Blocks zu Shoffmans Wohnung zu Fuß. Das Haus lag in einem jener Grenzbezirke, von denen aus die wagemutigeren Yuppies ihre Streifzüge in die heruntergekommenen Harlemer Bezirke machten. Schmucke Backsteinhäuser, die gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts gebaut und gegen Ende des zwanzigsten renoviert worden waren, standen Schulter an Schulter mit ungenutzten Lagerhäusern und Baustoffhandlungen. An der Straßenecke lag ein blitzsauberes koreanisches Obst- und Gemüsegeschäft und wartete auf die heimkehrenden Büroangestellten. Zu dieser Vormittagsstunde waren die Straßen fast menschenleer. Ein alter Schwarzer schlurfte vor sich hin murmelnd den Bürgersteig entlang.

Ein Engländer kann unmöglich begreifen, wie solche

Stadtviertel wirklich funktionieren. Wenn man mit Fernsehserien voller New Yorker Cops und mit greulichen Sensationsgeschichten aufgewachsen ist, ist man nur allzu geneigt, sich die Stadt als Schlachtfeld von weißen Angestellten und schwarzer Unterschicht vorzustellen. Shoffman hatte genau zwischen den Fronten gelebt. Die Situation ist in Wirklichkeit natürlich unendlich viel komplizierter, aber als ich durch jene Straßen am Rand von Harlem ging, ein Engländer, der einen Anzug trug und meilenweit als Fremder zu erkennen war, fiel es mir nicht schwer zu glauben, daß Shoffman ein Opfer dieses Krieges geworden war.

Die Lobby seines Apartment-Hauses war gut ausgestattet, und hinter einem Tisch saß ein Pförtner, der den Weg zu den Aufzügen überwachte. Ich fragte nach Shoffman und tischte auch dem Pförtner die Geschichte vom alten Freund aus Unizeiten auf.

Ja, er erinnere sich an Mr. Shoffman. Ja, er habe am Abend des 19. April Dienst gehabt. Nein, er habe Mr. Shoffman nicht nach Hause kommen sehen und der Pförtner, der ihn um Mitternacht abgelöst habe, auch nicht. Doch, das wisse er genau, weil er ihm ein Päckchen habe geben wollen. Nein, das Päckchen sei nichts Besonderes gewesen, nur ein paar Bücher von einem Buchklub. Nein, das Apartment könne er mir nicht zeigen, das habe jetzt einen neuen Besitzer.

Ich gab mich geschlagen, rief ein Taxi und kehrte ins Hotel zurück. In meinem Zimmer ließ ich mich aufs Bett fallen, starrte an die Decke und dachte nach.

Es sah ganz so aus, als hätte ich auf der Suche nach einer Antwort auf meine erste Frage eine Niete gezogen.

Mir blieb nur noch ein einziger Tag in New York, und ich mußte dem Polizeibeamten recht geben: Meine Chancen, herauszufinden, was nun wirklich mit Shoffman passiert war, waren äußerst gering. Ich war trotz allem immer noch überzeugt davon, daß sein Verschwinden so bald nach seinem Anruf bei der Honshu Bank kein Zufall war. Jemand hatte herausbekommen, daß er den Betrug mit der Tremont Capital entdeckt hatte, und nun war er tot.

Blieb immer noch die zweite Frage. Wie hatte Waigel das Tremont-Capital-Geschäft aufgezogen? Mit wem hatte er es ausgeheckt? Und vor allem: Wohin war das Geld geflossen, das durch die Anleihenemission aufgebracht worden war?

Irgendwelche Unterlagen über diese Transaktion mußten doch wohl vorhanden sein. Hamilton wollte zwar in Curaçao danach fahnden, aber bei Bloomfield Weiss mußte es ebenfalls irgendwelche Spuren geben. Ganz gleich, ob die Bibliothekarin in London eisern behauptet hatte, keine Unterlagen zu haben.

Natürlich konnte auch alles vernichtet worden sein. Andererseits existierte aber die Briefkastenfirma immer noch, sie zahlte die fälligen Zinsen. Es war durchaus möglich, daß Waigel irgendwelche Unterlagen, die das Geschäft betrafen, bei seinen privaten Akten hatte. Wie konnte ich nur an sie herankommen?

Ich rief Lloyd Harbin an.

»Hallo. Hier ist Paul Murray. Ich wollte Ihnen nur noch einmal dafür danken, daß Sie mir gestern alles so ausführlich gezeigt haben.« Ich bemühte mich, möglichst aufrichtig zu klingen.

»Ach, das war doch selbstverständlich«, sagte Lloyd in einen Tonfall, der bedeuten sollte: Mach die Leitung frei, ich habe Dringenderes zu tun.

»Könnte ich wohl Tommy Mastersons Privatnummer haben?« fragte ich.

»Tut mir leid, Tommy ist gekündigt worden. Er arbeitet nicht mehr hier.«

»Ich weiß, ich wäre Ihnen aber sehr dankbar, wenn Sie mir dennoch behilflich sein könnten. Ich habe ihm nämlich meinen Füller geliehen, und er hatte keine Gelegenheit mehr, ihn mir wiederzugeben. Ich habe ihn schon seit Jahren, und er ist mir wichtig.«

»Tut mir leid, Paul. Ich darf keine Informationen über ehemalige Angestellte herausgeben.«

Hätte ich mir auch gleich denken können, daß die sentimentale Tour bei Lloyd Harbin nicht verfangen würde. Ich mußte in seiner eigenen Sprache mit ihm reden.

»Lloyd, jetzt hören Sie mir mal gut zu: De Jong & Co. plant, demnächst in größerem Umfang Junk Bonds zu kaufen. Wir denken an zweihundert Millionen Dollar.« Das war eine Lüge, doch was machte das schon? »Wir können sie entweder über Bloomfield Weiss kaufen oder die Harrison Brothers. Das liegt ganz bei Ihnen.«

Es funktionierte. »Okay, okay, nur nichts übereilen, ein Momentchen Geduld. Ich hole sie Ihnen.« In weniger als einer halben Minute war er zurück. »342-6607.«

Ich erwischte Tommy zu Hause und fragte ihn, ob er Lust hätte, mit mir zu Mittag zu essen. Wir einigten uns auf ein italienisches Restaurant, das Café Alfredo in der Nähe seiner Wohnung in Greenwich Village.

Tommy ohne Job war so ziemlich derselbe wie Tommy mit Job. Die gleiche entspannte Miene, die gleiche Liebenswürdigkeit.

»Das hat mir gestern leid getan, daß man Sie hat gehen lassen«, sagte ich und benutzte eine der vielen Umschreibungen für »rausgeschmissen werden«.

»Danke«, sagte Tommy. »Es kam ein bißchen überraschend.«

»Ich habe mich über die Art gewundert, wie die das gemacht haben. Läuft das immer so ab? Man wird in irgendein Büro geschleppt und hat nicht mal Gelegenheit, an seinen Schreibtisch zurückzukehren?«

»So geht das«, sagte Tommy, »wenn man normalerweise auch wenigstens leicht vorgewarnt wird.«

»Warum hat er das gemacht?« fragte ich.

»Harbin kann mich nicht leiden«, sagte Tommy. »Meine Einstellung paßt nicht zu Bloomfield Weiss. Und ich soll ›seine Autorität‹ untergraben haben. Ich glaube, mit selbständigem Denken haben die bei Bloomfield Weiss nichts im Sinn. Die mögen keine Leute, die einen Beschiß einen Beschiß nennen statt eine einzigartige Investitionsmöglichkeit. Immerhin, ohne mich werden sie weniger Anleihen verkaufen und weniger Geld verdienen, und das ist ja auch schon was wert.«

»Sie sind bestimmt wütend«, sagte ich.

»Ach, ich komme schon klar. Wahrscheinlich hat das alles auch sein Gutes. Es wird mich zwingen, mir anderswo eine bessere Arbeit zu suchen, irgendwo, wo noch Menschen beschäftigt werden. Vielleicht gehe ich ja sogar nach Kalifornien zurück und verlasse diese Scheißstadt.«

So tapfer er auch gute Miene zu machen versuchte, Tommy konnte die Bitterkeit in seiner Stimme nicht ganz unterdrücken. Gut, dachte ich.

»Ich wollte Sie um einen Rat bitten«, sagte ich.

»Nur zu.«

»Meine Firma ist stolze Besitzerin einer dieser ›einzigartigen Investitionsmöglichkeiten‹, von denen Sie gerade gesprochen haben. Sie ist in der Tat so einzigartig, daß sie mit Sicherheit illegal ist. Ich kann in der Sache jedoch nicht eher etwas unternehmen, ehe ich nicht handfeste Beweise habe.«

»Was war das denn für eine Transaktion?« fragte Tommy.

»Eine Privatplazierung, vor achtzehn Monaten, nennt sich Tremont Capital. Dick Waigel hat das Geschäft aufgebaut.«

»Nie davon gehört. Da kann ich Ihnen leider nicht helfen.«

»Ich brauche gar keinen Rat zu dem Geschäft selbst«, sagte ich, »sondern nur dazu, wie ich an Waigels Akten herankommen kann.« Ich sah Tommy eindringlich an und hoffte, daß ich nicht zu weit gegangen war.

Er hielt meinem Blick stand. »Das kann ich nicht machen«, sagte er. »Was, wenn die schließlich rausfinden, daß ich Ihnen geholfen habe?«

»Rausschmeißen kann Sie ja wohl kaum noch einer«, wandte ich ein.

»Stimmt.« Tommy lächelte. »Aber wenn sie mich erwischen, drehen ihre Anwälte mich durch den Wolf.«

»Entschuldigen Sie, Tommy«, sagte ich, »ich hatte kein

Recht, Sie um so etwas zu bitten. Bitte vergessen Sie einfach, daß wir je davon gesprochen haben.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Dann entspannte sich Tommy wieder, und er lächelte. »Ach was, warum eigentlich nicht? Ich schulde denen nichts, und wie es sich anhört, schulden die Ihnen eine ganze Menge. Ich werde Ihnen helfen.«

»Wunderbar!«

»Waigel leitet eine Abteilung von fünf oder sechs Leuten. Sie arbeiten alle in einem Raum, aber er hat sich ein eigenes Büro einbauen lassen. Es nimmt die Hälfte des Raumes ein und hat Vorhänge, damit er ungestört ist.«

Typisch Waigel, dachte ich. Sein Ego brauchte genausoviel Platz wie die sechs Leute, die für ihn arbeiteten.

»Ich kenne Waigels Sekretärin Jane ziemlich gut. Sie ist eine nette Person und kann seine Dreistigkeit kaum ertragen. Sie ist kurz davor wegzugehen. Ich könnte mir denken, daß sie uns hilft, vor allem wenn sie hört, was mir passiert ist. Sie kann uns Bescheid sagen, wenn er nicht da ist. Wir gehen rauf, und sie führt uns in sein Büro, als hätten wir eine Verabredung mit ihm. Ganz einfach.«

»Gut«, sagte ich. »Aber wie kommen wir ins Haus? Haben die Ihnen denn Ihren Ausweis nicht abgenommen?«

»Doch, aber ich bin mir sicher, Jane kann da was machen.«

»Sie brauchen aber gar nicht mitzukommen«, sagte ich. »Ich mache das schon allein.«

»Nein, das geht nicht. Wenn Jane Sie in Waigels Büro lassen soll, dann muß ich dabeisein.«

»Ist da irgendwas zwischen Ihnen und dieser Jane?«

Tommy lachte. »Nein, nichts, das können Sie mir glauben.«

Wir beendeten unsere Mahlzeit, ich bezahlte, und dann gingen wir zu Tommys Wohnung, damit er Jane anrufen konnte. Ich mußte noch am selben Nachmittag in Waigels Büro.

Tommys Wohnung lag im zweiten Stock eines alten Backsteinhauses in der Barrow Street. Wir stiegen die Treppe hinauf, und als Tommy nach seinem Schlüssel angelte, zögerte er. »Bei mir wohnt übrigens ein Freund, Gary. Er arbeitet abends, also kann es sein, daß er zu Hause ist.«

Tommy öffnete die Tür, und ich folgte ihm durch eine kleine Diele in ein geschmackvoll eingerichtetes Wohnzimmer. Auf dem Boden lag ein teurer orientalischer Läufer, und ein zweiter hing an der Wand. Eine ganze Reihe attraktiver abstrakter Gemälde schmückte die anderen Wände. Gary saß in einem bequemen Ledersessel. Er rief uns einen Gruß zu, als wir hereinkamen.

Gary hatte einen üppigen Schnauzbart und einen Bürestenschnitt und trug enge hellblaue Jeans, die Uniform der New Yorker Schwulen. Deshalb hatte Tommy also gelacht, als ich die Möglichkeit einer Beziehung zwischen ihm und Waigels Sekretärin angedeutet hatte. Ich sah mir Tommy noch einmal an. Es gab kein äußeres Anzeichen für seine sexuelle Neigung.

Tommy fing meinen Blick auf. »Okay, ich bin also schwul. Überrascht Sie das?«

»Ein bißchen schon«, sagte ich. »Aber ich werde drüber

wegkommen.« Ich konnte ein unwillkürliches Lachen nicht unterdrücken.

»Worüber lachen Sie denn?« fragte Tommy und sah mich argwöhnisch an.

»Ich habe mir nur gerade vorgestellt, was Lloyd Harbin wohl für ein Gesicht machen würde, wenn er das rausbekäme.«

Tommy lächelte. »Ich verstehe, was Sie meinen. Aber irren Sie sich nur nicht, ich habe ihn vor ein paar Monaten mit ein paar äußerst widerwärtigen Typen in einer Bar in der Christopher Street gesehen. Wollen Sie einen Kaffee?«

Tommy machte welchen und rief dann Waigels Sekretärin an. Während er am Telefon war, trank ich meinen Kaffee und plauderte mit Gary.

Nach drei, vier Minuten legte Tommy auf. »Waigel ist weg und wird erst in einer Stunde wiederkommen. Wenn wir uns beeilen, könnten wir finden, was wir suchen, ehe er zurückkommt. Warten Sie nur einen Augenblick, bis ich mich umgezogen habe.«

Eine Minute später tauchte er im Anzug wieder auf. Ich stellte meinen Kaffee ab, verabschiedete mich von Gary und folgte Tommy nach draußen. Wir fanden rasch ein Taxi und fuhren zur Wall Street.

Wir hielten vor dem gewaltigen schwarzen, düsteren Gebäude von Bloomfield Weiss. Mit dem Lift fuhren wir zum Empfang in den fünfundvierzigsten Stock, wo die Abteilung Unternehmensfinanzierung untergebracht war.

Tommy ging zur Empfangsdame und sagte: »Tommy Masterson und James Smith für Mr. Waigel.«

Die Empfangsdame sah Tommy an und fragte: »Arbeiten Sie nicht hier, Mr. Masterson? Ich dachte, Sie wären im Handelssaal, oder irre ich mich?«

Tommy lächelte sie freundlich an. »Ich habe dort bis vor kurzem gearbeitet, ja«, sagte er.

Die Empfangsdame sah in ihr Buch. »Nun, wenn Sie einen Termin haben, ist das wohl in Ordnung.« Sie drückte auf ein paar Tasten an ihrem Telefon. »Jane? Mr. Waigels Gäste sind am Empfang.« Sie legte auf. »Bitte warten Sie hier, meine Herren.«

Jane war im Nu da. Sie war eine große Frau mit runder Lennon-Brille und langem braunen Haar, das ihr, zum Zopf geflochten, den Rücken hinunterhing. Sie trug eine sackartige Bluse und einen langen Rock. Sie sah so hippiehaft aus, wie das auf der Wall Street eben möglich war, ein ganz kleines bißchen. Mit keiner Miene ließ sie sich anmerken, daß sie Tommy kannte. Sie führte uns durch ein paar Flure in ein Großraumbüro. Sechs Schreibtische standen dort, auf engem Raum zusammengepfercht. Fünf davon waren mit Leuten besetzt, die angestrengt arbeiteten. Einer stand neben einem Glaskasten auf der Seite des Raumes, das war Waigels Büro. Die Vorhänge innen waren zugezogen.

»Mr. Waigel wird leider erst in einer halben Stunde zurückerkwartet«, sagte Jane. »Tut mir schrecklich leid, daß die Termine so durcheinandergeraten sind. Ich weiß gar nicht, wie das passieren konnte. Möchten Sie warten oder lieber später wiederkommen?«

»Wir würden lieber warten, wenn wir dürfen«, sagte Tommy.

»Nun, warum nehmen Sie nicht in Mr. Waigels Büro Platz, bis er zurückkommt?«

Als sie uns hineinführte, zwinkerte Tommy ihr breit grinsend zu. Sie lächelte zurück und machte die Tür hinter uns zu.

Das Büro war geräumig, ein großer Schreibtisch, zwei Sessel, ein Sofa und ein Tischchen standen darin. Der Raum war übersät mit »Grabsteinen«, Werbematerialien alter Finanzierungsaktionen in durchsichtigen Plexiglasrahmen. Waigel hatte eine Menge Geschäfte gemacht, und er wollte, daß alle Welt davon erfuhr. Dazwischen hingen zwei gerahmte Fotos, eines von Waigel, wie er Lee Iacocca die Hand schüttelte, und eines mit Bürgermeister Ed Koch. Es sah aus wie in einem chinesischen Restaurant. An der anderen Wand entlang stand eine Reihe Aktenchränke aus Holz. Auf zwei Schränke waren Schildchen mit der Aufschrift »Erledigte Geschäfte« geklebt. Ich versuchte sie zu öffnen. Sie waren abgeschlossen.

Unter dem Vorwand, einen Kaffee zu erbitten, ging Tommy hinaus und holte den Schlüssel von Jane. Er machte die Schränke auf.

Im Inneren standen Ordner in alphabetischer Reihenfolge. Ich griff mir den mit dem Buchstaben T. Keine Tremont Capital. Mist. Ich begann, von T rückwärts gehend, den einen oder anderen Ordner aufzuschlagen. Mir ging auf, daß etliche Geschäfte offensichtlich unter Cölewörtern abgelegt waren.

»Was machen wir jetzt?«

»Es bleibt uns nichts anderes übrig, als jeden Ordner einzeln durchzugehen«, sagte ich.

»Aber das sind doch mindestens hundert, und wir haben nur zwanzig Minuten!«

»Wir haben keine Wahl. Ich fange bei A an und Sie von hinten bei Z.«

»Lassen Sie mich erst mal überlegen, ob mir nicht vielleicht ein mögliches Codewort einfällt«, sagte Tommy.

Ich wühlte gerade in meinem zweiten Ordner, der aber nur die Übernahme eines Kosmetikunternehmens unter dem Codenamen »Adonis« betraf, als Tommy flüsterte: »Hier, ich hab's! Music Hall!« Er hielt einen Ordner mit dem Buchstaben M hoch.

»Tremont Capital hat mich an die Tremont Avenue in der Bronx erinnert. Da gab es mal eine Music Hall, die sehr populär war.«

»Kompliment!« sagte ich. Ich hätte das Wort »Tremont« nie mit der Bronx in Verbindung gebracht. Interessant.

Ich legte sämtliche Unterlagen auf den Schreibtisch und arbeitete mich hindurch. Es war alles vorhanden: Entwürfe und dann die endgültige Version des Prospekts, den ich in London studiert hatte, die Korrespondenz mit den Anwälten Van Kreef und Heerlen, worin eine Reihe von rechtlichen Einzelheiten erörtert wurde. In einem Brief ging es darum, wie man sicherstellen könne, daß der Eigentümer der Tremont Capital streng anonym bleiben würde. Überflüssig zu sagen, daß dieser Eigentümer hier nicht genannt wurde.

Dann fand ich einen Brief mit dem Briefkopf der Harzweiger Bank. Er war von Dietweiler. Er bestätigte Kontonummern für die Einzahlung von Geldern, die die

Tremont Capital aus ihrem Anleihenangebot erhalten hatte.

Verdammter. Wenn das Geld, das De Jong für die Plazierung bezahlt hatte, in die Schweiz gegangen war, würde es nahezu unmöglich sein, es aufzuspüren.

Ich blätterte weiter. Dann fand ich es. Es war nur ein Stück gelbes Papier. Obendrüber war das Wort »STRUKTUR« gekritzelt. Darunter eine Reihe von Kästchen. Die Zeichnung machte den gesamten Aufbau des Betrugs deutlich.

Ich nahm ein Blatt Papier von Waigels Schreibtisch und kopierte das Diagramm. Ein Klopfen an der Tür unterbrach mich. Es war Jane. »Beeilt euch. Dick muß jede Minute zurückkommen.«

Eilends kritzeln ich das Diagramm zu Ende, während Tommy die Unterlagen wieder einordnete. Dann stellten wir den Ordner in den Aktenschrank zurück. Tommy und ich sahen uns um, um sicherzugehen, daß auch alles so war, wie wir es vorgefunden hatten. Mein Blick fiel auf Waigels Kalender. Rasch schlug ich die Woche auf, in der Debbie getötet worden war. Sie war voller Termine, die alle in New York stattgefunden hatten. Von abgesagten Verabredungen oder Flügen nach London stand da nichts.

»Los, kommen Sie«, sagte Tommy, und ich folgte ihm nach draußen. Tommy blieb mit ärgerlicher Miene an Janes Schreibtisch stehen und sagte: »Sagen Sie Dick, daß wir auf ihn gewartet haben. Mr. Smith hat noch eine andere Verabredung, und wir sind sowieso schon spät dran. Sagen Sie ihm bitte, er möchte mich anrufen.«

»Ich kann mir gar nicht erklären, wo er bleibt«, sagte

Jane. »Es tut mir wirklich leid, daß Sie so lange warten mußten. Er ist bestimmt gleich wieder da.«

»Wir haben aber leider keine Zeit mehr. Auf Wiedersehen.« Tommy und ich marschierten aus Waigels Abteilung in den Flur hinaus. Unsere Komödie hatte uns zwar den einen oder anderen gelangweilten Blick von den Leuten im Büro eingebracht, der Auftritt war aber offenbar überzeugend genug gewesen und wiederum nicht so übertrieben, daß man ihn im Gedächtnis behalten mußte.

Mir schien es, als warteten wir eine Ewigkeit auf den Lift. Endlich kam einer. Er war mit japanischen Geschäftsleuten, Kunden von Bloomfield Weiss, besetzt. Sie vollführten ein kompliziertes Tänzchen, um nur ja dem richtigen den Vortritt beim Verlassen des Lifts zu geben. Hinter ihnen erschien, mit ungeduldig antreibenden Bewegungen, die untersetzte, halb kahlköpfige Gestalt Dick Waigels. Ich sah ihn, ehe er mich entdeckte.

»Rasch, Tommy. Notausgang«, sagte ich.

Tommy war bereits unterwegs zur Treppe. Ich selbst blieb im Gewimmel der Japaner stecken. Waigel erblickte mich.

»Paul, was führt Sie denn her?« fragte er mit argwöhnischem Blick.

»Ach, ich war gerade im Haus und dachte, ich schau mal bei Ihnen herein, um ein, zwei Dinge, die Sie gestern beim Essen gesagt haben, zu vertiefen. Natürlich nur, falls Sie Zeit haben. Ich fand das alles sehr interessant.«

»Freut mich«, sagte Waigel und musterte mich nachdenklich, unentschlossen, ob er mir das abnehmen sollte oder nicht.

Die Japaner sahen Waigel erwartungsvoll an. Ich hüstelte und sagte: »Na, das scheint ja nicht gerade der geeignete Augenblick zu sein. Aber falls Sie auch zur Konferenz nach Phoenix fahren, können wir ja vielleicht dort ein bißchen plaudern.«

Ich wußte, daß ich nicht überzeugend klang. Waigels Blick wurde bohrender. Ich hielt ihm stand. Waigel wußte zwar nicht, was es war, aber irgendwas stimmte hier nicht, und das beunruhigte ihn. Er zögerte einen Augenblick, doch seine Gäste warteten. »Bis dann also«, murmelte er.

Ich verschwand im Lift und atmete einmal laut aus, als die Türen sich hinter mir schlossen. Mein Herz hämmerte nur so, und ich konnte das Blut in meinen Ohren rauschen hören. Ich hoffte nur, daß Jane imstande war, sich über die peinlichen Fragen hinwegzumogeln, die Waigel ihr unweigerlich stellen würde. Wenigstens hatte ich das Diagramm.

Ich traf Tommy in der Lobby. Er genoß den Nachmittag sichtlich. »Wow, das war aber knapp!« sagte er mit leuchtenden Augen. »Ich habe gerade noch rechtzeitig seine Platte schimmern sehen. Haben Sie mit ihm gesprochen? Hat er was spitzgekriegt?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. Ich erschauerte. »Was für ein widerlicher Typ!«

Tommy lachte. »Einer der Vornehmsten bei Bloomfield Weiss!«

»Ich hoffe nur, Jane kriegt keinen Ärger«, sagte ich.

»Keine Sorge. Das Schlimmste, was Waigel tun kann, ist, daß er sie rausschmeißt, und sie will sowieso weg. Was

haben wir denn nun gefunden? War die Mission erfolgreich?<«

»Das kann man wohl sagen«, sagte ich und klopfte mir auf die Jackentasche. »Ich glaube, dieses Diagramm wird einiges erklären.«

»Dann sehen wir es uns doch mal an.«

»Tut mir leid, aber ich glaube, ich sollte Sie da nicht weiter reinziehen.«

»Wieso das denn?« Tommy war empört. »Ich hab gerade riskiert, zum zweitenmal in dieser Woche rausgeschmissen zu werden, und jetzt habe ich ein Recht darauf, mehr zu erfahren. Los, gehen wir eine Tasse Kaffee trinken, dann können Sie mir alles erzählen.«

»Würde ich ja gern, aber ...«

»Was?«

»Es mag sich ja abgedroschen anhören, aber ich möchte Sie nicht in Gefahr bringen.«

Tommy nahm meinen Arm und sah mir in die Augen.

»Haben Sie doch schon. Hören Sie, wenn Sie wirklich in Gefahr sind, kann ich Ihnen ja vielleicht helfen. Also los. Sie haben mich in die Sache längst mit reingezogen. Mit dem Risiko kann ich leben. Gehen wir endlich einen Kaffee trinken!«

»Okay, ich gebe mich geschlagen.«

Wir fanden ein griechisches Café, bestellten, und dann fing ich an zu erzählen.

»Vor etwa einem Jahr hat Bloomfield Weiss uns zwanzig Millionen Dollar der Privatemission eines Unternehmens namens Tremont Capital NV verkauft. Das Geschäft war angeblich durch die Honshu Bank in Japan ab-

gesichert. Aber nun hat sich herausgestellt, daß diese Bürgschaft nie existiert hat. Weder die Honshu Bank noch Bloomfield Weiss haben darüber irgendwelche Aufzeichnungen. Die einzige Sicherheit, die wir für unsere Investition haben, ist eine Briefkastenfirma.«

»Das ist übel«, sagte Tommy.

»Es kommt noch schlimmer: Zwei von den drei Leuten, die das herausgefunden haben, sind jetzt tot.«

»Wow.« Tommy pfiff durch die Zähne. »War einer von denen Greg Shoffman?«

»Ja«, antwortete ich. »Die andere war Debbie Chater, eine Londoner Kollegin von mir.«

»Wissen Sie schon, wer es war?« fragte Tommy.

»Nein. Debbie ist in die Themse gefallen. Und ich glaube, daß da jemand nachgeholfen hat. Wer, das weiß ich noch nicht. Aber ich werde es herausbekommen.«

»Wer steckt denn nun hinter der Tremont Capital?« fragte Tommy.

»Da kann ich nur raten«, sagte ich.

»Und wer hat Ihnen die Geschichte verkauft?« fragte Tommy.

»Cash Callaghan.«

»Und Dick Waigel hat sie aufgebaut?«

»Stimmt genau.«

»Junge«, sagte Tommy, indem er sich zurücklehnte.

»Na, bei dieser Natter Waigel überrascht mich das nicht. Aber Cash? Ich kann mir zwar vorstellen, daß er die Regeln übertritt, nur, daß er so weit gehen würde, hätte ich nicht gedacht. Was für ein Mistkerl!«

Tommy trank von seinem Kaffee, während er die Ge-

schichte zu verdauen versuchte. »Also sind Shoffman und Ihre Debbie Chater tot? Und wer wird der dritte?« Tommy verstummte und pfiff erneut. »Das sind Sie. Mann, da müssen Sie aber ganz gewaltig aufpassen.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Und nun verstehen Sie auch, weshalb es mir widerstrebt hat, aus Ihnen den vierten zu machen.«

Tommy lachte. »Darüber machen Sie sich mal keine Sorgen. Die wissen doch nicht, daß ich Bescheid weiß. Ich komme schon klar. Und was ist nun aus dem Geld geworden?«

»Weiß ich nicht«, sagte ich. »Danach habe ich ja in Waigels Akten gesucht. Sehen wir uns das Diagramm doch mal an.«

Ich zog es aus der Tasche und breitete es vor uns aus.

Es bestand aus einer Reihe Kästchen, die untereinander angeordnet und durch Pfeile verbunden waren, die alle nach unten wiesen. Sie zeigten die Richtung des Geldflusses bei der Transaktion an.

Das erste Kästchen war beschriftet mit »2 Investoren«. Das waren vermutlich De Jong & Co. und die Harzweiger Bank.

Ein Pfeil, neben dem »40 Millionen Dollar« stand, zeigte hinunter zum nächsten Kästchen, in dem einfach nur ein TC, wahrscheinlich für die Tremont Capital, stand, die vierzig Millionen Dollar aus der privaten Anleihenausgabe bezogen hatte.

Das nächste Kästchen darunter war beschriftet mit »Schweizer Bank a/c«. Das war wohl das Konto, auf das Dietweiler sich in seinem Brief bezogen hatte.

Als nächstes kam ein rätselhafteres Kästchen: »Uncle Sam's Geldmaschine«. Ich hatte keine Ahnung, was das sein konnte. Darunter befand sich eine ganze Reihe Kästchen, die als »hocheinträchtliche Investitionen« gekennzeichnet waren. Neben den Pfeilen stand: »150 bis 200 Mio. Dollar«. Ich erkannte die Potenz von »Uncle Sam's Geldmaschine«: Vierzig Millionen Dollar gingen hinein, und hundertfünfzig bis zweihundert Millionen kamen wieder heraus. Wahrlich eine Geldmaschine.

Unter dem Diagramm standen ein paar Bemerkungen, die die Dinge noch etwas weiter ausführten: »Jahre acht bis zehn: Investitionen verkaufen. Geldmaschine entweder verkaufen oder zerstören. Gewinne aus TC in Dividenden herausnehmen. Geschätzte Dividende: 50 Mio. Anleihe zurückzahlen, wenn möglich.«

»Wie verstehen Sie das?« fragte Tommy.

Ich dachte einen Augenblick nach. »Tja, also ich weiß zwar nicht, was ›Uncle Sam's Geldmaschine‹ ist, aber ich glaube, das meiste andere kapiere ich: Die vierzig Millionen Dollar, die die Tremont Capital aus der Emission gezogen hat, liegen auf einem Schweizer Bankkonto. Von dort aus werden sie dazu verwendet, die mysteriöse Geldmaschine zu kaufen oder zu bauen. In der wird das Geld dann irgendwie in zweihundert Millionen Dollar verwandelt. Das heißt, das Geld wird in ›hocheinträchtliche Investitionen‹ gesteckt. Nach etwa acht Jahren werden die verkauft. Der Erlös daraus, der bis dahin vermutlich ziemlich groß sein wird, fließt an die Tremont Capital zurück. Dann werden die vierzig Millionen Dollar zurückgezahlt. Sämtliche Gewinne aus den Investitionen, die

über die Zinskosten der Schuldverschreibung hinausgehen, werden von der Tremont Capital in Dividenden ausgezahlt. Waigel schätzt diese Dividenden auf fünfzig Millionen Dollar. Er und seine Komplizen leihen sich also vierzig Millionen, benutzen das Geld, um damit fünfzig Millionen an Gewinnen für sich selbst zu schaffen, und geben die vierzig Millionen Dollar zurück, ohne daß irgend jemand was mitbekriegt hätte.«

»Warum machen sie das denn aber?« fragte Tommy.  
»Warum behalten sie die vierzig Millionen Dollar nicht einfach?«

»Das ist das Schlaue daran: Dadurch, daß sie das Geld zurückzahlen, wird niemand erfahren, daß ein Betrug begangen worden ist. Sie können ganz normal weitermachen und vielleicht sogar den gleichen Trick noch mal anwenden, nur um fünfzig Millionen reicher. Wenn sie hingegen gierig werden und die vierzig Millionen nicht zurückzahlen, die sie sich geliehen haben, wird eine Untersuchung eingeleitet, und sie geraten in Gefahr, entdeckt zu werden.«

»Zwanzig Millionen Dollar haben sie bei De Jong abgezogen. Und wo haben sie die anderen zwanzig Millionen her?«

»Von der Harzweiger Bank in Zürich«, sagte ich. »Ich habe dort mit einem Herrn Dietweiler gesprochen, der so tat, als hätte er das Ding nie gekauft. Er hat bestimmt Schmiergegeld bekommen, um da mitzumachen. Deshalb haben sie ihre Konten auch auf der Harzweiger Bank, wo Herr Dietweiler ein Auge auf sie haben kann.«

»Okay. Aber wie schaffen sie es nun, so viel Geld aus

den geliehenen vierzig Millionen Dollar herauszuholen?  
Was bedeutet ›Uncle Sam's Geldmaschine?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Sie scheint der Schlüssel zum Ganzen zu sein. Ich hab keine Ahnung, was zum Teufel das sein soll.«

»Vielleicht ist es eine Regierungsstelle?« schlug Tommy vor.

»Mag sein. Ich sehe allerdings nicht, wie je einer dadurch reich geworden sein sollte, daß er einer Regierungsstelle Geld gegeben hat.«

»Mit Uncle Sam könnte was Militärisches gemeint sein«, sagte Tommy. »Damit machen viele Leute Geld. Vertragslieferanten von Rüstungsgütern und so etwas.«

»Könnte sein«, sagte ich. Wir erörterten die Möglichkeiten eine ganze Weile, ohne zu einem befriedigenden Schluß zu kommen.

»Also, wie kann ich mich nützlich machen?« fragte Tommy schließlich.

»Wollen Sie das wirklich tun?« fragte ich. »Sie wissen doch was Debbie Chater und Greg Shoffman zugestoßen ist.«

»He! Ich bin arbeitslos und brauche was zu tun. Im übrigen ist das hier ja noch um Klassen spannender als der Verkauf von Anleihen. Und je mehr Schmutz ich aufröhre, der dann an Bloomfield Weiss hängenbleibt, desto besser.«

»Also gut. Warum versuchen Sie nicht einfach, noch ein bißchen mehr über Greg Shoffman herauszufinden?« fragte ich. Ich erzählte ihm von meinem Gespräch mit dem Polizisten auf der Upper West Side und daß Shoff-

mans Wohnung längst weiterverkauft war. »Ich wüßte zu gern, wer ihn umgebracht hat. Und natürlich interessiert mich, was er herausgefunden hat, ehe er starb. Vielleicht ist er auf irgendwelche brauchbaren Beweise gegen Cash und Waigel gestoßen. Ich würde das ja alles selbst machen, aber mir bleibt kaum noch Zeit in New York. Falls Sie auf irgend etwas stoßen sollten, rufen Sie mich auf der Konferenz in Phoenix an.«

Tommy sagte, er werde sein Bestes tun, wir bezahlten den Kaffee und gingen.

Ich mochte Tommy. Einen Augenblick lang machte ich mir Vorwürfe, weil ich ihn unnötigerweise in Gefahr brachte. Aber nein, das war albern: Ich steckte ja noch viel tiefer drin als er und war hier auch in keiner greifbaren Gefahr.

Erhitzt und verschwitzt kam ich in mein Hotelzimmer zurück. Das rote Lämpchen am Telefon leuchtete. Ich achtete nicht darauf und ging sofort unter die Dusche. Das kühle Wasser erfrischte mich. Ich fühlte mich wesentlich besser, als ich endlich zum Telefonhörer griff und den Empfang anrief. Dort lag die Nachricht für mich, daß Hamilton am nächsten Tag nach New York käme. Er wollte sich mit mir zum Mittagessen in einem italienischen Restaurant auf der Upper East Side treffen. Ich war froh, daß ich ihn sehen würde. In meinem Kopf ging es drunter und drüber. Ich wußte, wenn ich alles mit ihm durchsprach, würde der Wirrwarr sich von selbst ordnen.

Der nächste Tag war mein letzter in New York vor meinem Abflug nach Phoenix. Mein Programm sah vor, daß

ich vormittags eine Reihe von Investmentbanken besuchte. In der letzten ließ ein hartnäckiges Männchen namens Kettering sich nicht davon abhalten, mir Vorträge über die Vorzüge südamerikanischer Schuldtitle zu halten, obwohl ich mich dafür überhaupt nicht interessierte. Er kanzelte mich ab wie einen Schuljungen und sparte nicht mit Beleidigungen, weil ich mich seiner Meinung über die finanziellen Möglichkeiten jenes Teils dieser Welt nicht anschließen wollte.

Erschöpft und mitgenommen, nachdem ich ihm endlich entkommen war, beschloß ich, vom Bürohaus der Bank zu Fuß zum Restaurant zu laufen. Ich brauchte Luft, und wenn es auch nur die heiße New Yorker Luft war, die es irgendwie fertigbrachte, staubig und feucht zugleich zu sein. Ich bummelte durch Nebenstraßen und dann die großen Avenues hinauf und entspannte mich, indem ich mir einfach nur alles ansah.

Ich lief eine menschenleere Nebenstraße entlang, an der auf beiden Seiten hohe Häuser standen. Eine dünne, geisterhafte Musik hallte von den Wänden dieses Canyons wider. Eine Gruppe kleiner, stämmiger Männer, die so etwas wie Ponchos und Melonen trugen, drängte sich um ein paar alte Teppiche. Sie spielten auf allen möglichen Blasinstrumenten und primitiven Trommeln. Sie hatten eine dunkle, windgegerbte Haut und hohe Bakkenknochen. Auf der Straße befanden sich nur sie und ich. Ich blieb stehen, um zuzuhören. Die Musik hatte etwas Magisches und beschwor karge Bergwände, kreisende Raubvögel und die ewige Einsamkeit des Andenhochlands herauf. Ich weiß nicht, wie lange ich dort stand, wie

verhext von der Musik. Schließlich machten sie Pause und nahmen erst jetzt schüchtern lächelnd meine Anwesenheit zur Kenntnis. Ich kaufte eine der Kassetten, die sie auf dem Bürgersteig ausgebreitet hatten. Auf dem Cover war ein Bild der Gruppe, alle mit sehr ernsten Gesichtern, darunter die Aufschrift »Los Incas«. Ich ging weiter, und die Musik wirbelte und kreiste mir noch im Kopf herum. Plötzlich war ich wieder in die lärmende Geschäftigkeit der Third Avenue eingetaucht.

Das Restaurant war hell und luftig. Oberlichter und Metalltische deuteten ein legeres italienisches Straßencafé an. Die unauffälligen Anzüge und die eleganten Kleider der Gäste bestätigten jedoch, was es eigentlich war: ein teures New Yorker Restaurant, das sich gegenwärtig des flüchtigen Vergnügens erfreute, *das Lokal zu sein*.

Ich sah Hamilton in einen Haufen Papier versunken. Er wirkte unter den elegant aufgemachten Gästen völlig fehl am Platze. Als ich mir einen Stuhl nahm, sah er mit leichtem Stirnrunzeln auf die Uhr. Ich sah auf meine eigene. Es war drei Minuten nach halb eins. Wer außer Hamilton konnte daran Anstoß nehmen?

Aber da lächelte er auch schon wieder und hieß mich, Platz zu nehmen. Er stopfte seine Unterlagen in seine Aktentasche und fragte: »Na, wie gefällt's Ihnen diesmal hier?«

»Ganz gut«, sagte ich. »New York ist so ...«, ich überlegte, »so voller Überraschungen.« Ich erzählte ihm von der peruanischen Musikantengruppe, der ich auf dem Weg hierher begegnet war.

Hamilton sah mich leicht erstaunt an. »Ja, ich verste-

he«, sagte er. Und dann, mit leiser Schärfe in der Stimme: »Haben Sie nicht auch ein paar Investmentbanken besucht?«

Selbstverständlich interessierte sich Hamilton nicht für meine Eindrücke von New York als Stadt, sondern er wollte wissen, was an der Wall Street los war.

Ich berichtete ihm, was ich erlebt und erfahren hatte. Er befragte mich eindringlich über ein, zwei Gespräche, die ich geführt und für völlig unwichtig gehalten hatte. Er fühlte mir mit Fragen auf den Zahn, die ich, so wurde mir klar, zwar nicht gestellt hatte, aber hätte stellen sollen, um dahinterzukommen, wer gerade was kaufte. Mein Selbstvertrauen begann dahinzuschwinden, als ich erkannte, daß ich nach Hamiltons Maßstäben viel zu oberflächlich gearbeitet hatte.

Der Kellner hatte während dieses ganzen Verhörs ungeduldig in der Nähe gewartet und wäre Hamilton wohl am liebsten ins Wort gefallen. Endlich sah er seine Chance, rauschte heran und entlockte uns, nachdem er uns zu einem eiligen Blick auf die Karte genötigt hatte, unsere Bestellung. Hamilton ließ es bei einem Caesar's Salad bewenden, was mir angesichts der exotischen Attraktionen der Speisekarte etwas spartanisch vorkam. Zögernd verzichtete ich auf die Vorspeise und bestellte ein kompliziert klingendes Fleischgericht. Hamilton orderte eine große Flasche Mineralwasser. Ich blickte neidvoll zum Nachbartisch hinüber, wo ein Paar ein ausgedehntes, entspanntes Mittagsmahl genoß und schon bei der zweiten Flasche Montrachet war. Warum ging man bloß in ein solches Restaurant, wenn man sich nur im Eilttempo ei-

nen Salat und ein, zwei Gläser Wasser einverleiben wollte? Aber gut.

»Wie sind denn Ihre anderen Nachforschungen verlaufen?« fragte Hamilton jetzt auch endlich.

Ich erzählte ihm alles, was ich herausgefunden hatte: wie Waigel Ausflüchte gemacht hatte, als es um seine Beteiligung an der Transaktion gegangen war, über Shoffman und sein Verschwinden und über das Diagramm, das ich in Waigels Büro gefunden hatte.

Hamilton nahm aufmerksam jedes Wort in sich auf. Als ich fertig war, sah ich ihn erwartungsvoll an. Er schwieg eine Ewigkeit, so kam es mir zumindest vor, und strich sich nur sacht über den Bart. Dann lächelte er. »Gute Arbeit, Paul. Sehr interessant. Wirklich sehr interessant.«

Nachdem ich zu Anfang unseres Gesprächs eine so kümmerliche Figur abgegeben hatte, war ich hocherfreut, das zu hören. »Was denken Sie, was mit ›Uncle Sam's Geldmaschine‹ gemeint sein könnte?« fragte ich.

»Was glauben Sie?«

Ich hatte die ganzen letzten vierundzwanzig Stunden darüber nachgedacht, doch ohne Ergebnis. »Eine Militärbehörde? Eine Computergeschichte? Irgendein Betrug mit Regierungsanleihen?« mutmaßte ich und wartete auf Hamiltons Reaktion. Er schien von meinen Einfällen nicht sonderlich beeindruckt.

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht.«

Hamilton schwieg. »Wie sollten wir das auch wissen? Wir haben noch nicht genug, um wirklich weiterzukommen, aber es ist immerhin ein Anfang. Gut gemacht.« Er

stocherte in seinem Salat herum. »Wahrscheinlich haben Sie recht damit, daß die Geldmaschine der Schlüssel dazu ist, unseren Einsatz wiederzukriegen.«

»Wie sind Sie denn auf den Niederländischen Antillen vorangekommen?« fragte ich.

»Es war ein bißchen schwierig, da ich ja Van Kreef und Heerlen nicht merken lassen wollte, daß wir Verdacht geschöpft haben. Rudy Geer war sehr hilfreich. Mein Vorwand war, daß die jüngste Steuerreform uns dazu bewogen habe zu eruieren, ob sich nicht ein Standortwechsel für die Tremont Capital beantragen ließe. Im Zuge dieser Erwägungen mußte Geer dann die ganze Dokumentation überprüfen.«

»Ist er auf irgendwas gestoßen?«

»Interessanterweise behaupten Van Kreef und Heerlen, daß sie die Bürgschaft der Honshu Bank gesehen hätten. Als Geer sie dann seinerseits sehen wollte, hieß es, sie sei in den Akten im Moment nicht zu finden. Das ist natürlich ein schreckliches Eingeständnis für eine Anwaltskanzlei, was Geer aber gerade vermuten läßt, daß es der Wahrheit entspricht.«

»Und wie deuten Sie das?« fragte ich.

»Ich weiß nicht recht. Das wahrscheinlichste wird wohl sein, daß die Bürgschaft eine Fälschung war und dann irgendwie aus den Akten der Anwälte entfernt wurde. Vielleicht von einem ihrer eigenen Anwälte, der in die Sache verwickelt ist. Es wird schwierig werden, einen Riesenwirbel zu entfesseln, ohne daß der Besitzer der Tremont Capital – wer immer das sein mag – Wind davon bekommt.«

»Sehr interessant, das alles«, sagte ich. »Noch etwas?«

»Tja, es sieht so aus, als bekämen wir eine gerichtliche Verfügung, die die Buchprüfer der Tremont Capital zwingen wird, uns eine Kopie ihrer Kontoauszüge vorzulegen. Wenn wir Glück haben, gibt uns das einen Hinweis darauf, wohin das Geld gegangen ist. Die gerichtliche Verfügung wird allerdings nicht vor Anfang nächster Woche ergehen, und sie haben dann zwei Wochen, um ihr nachzukommen. Ich kann jetzt nicht mehr viel tun, bis ich wieder von Geer höre und die Hand tatsächlich auf diese Konten legen kann.«

»Und was soll nun geschehen?« fragte ich. »Glauben Sie, daß wir genug haben, um zur Polizei zu gehen?«

Hamilton beugte sich vor und blickte mich aus seinen blauen Augen durchdringend an. »Wir müssen das Geld wiederkriegen«, sagte er. Seine Stimme war zwar ruhig, aber es schwang absolute Entschlossenheit darin mit. »Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen über die Konsortial-führerschaft für Tokio erzählt habe? Also, ich glaube, wir könnten sie wirklich kriegen. Und die sprechen von fünfhundert Millionen Dollar. Das wird De Jong verwundern.« Hamilton nahm einen Schluck Wasser, ohne den Blick von mir zu lösen. »Wenn die jedoch hören, daß wir zwanzig Millionen durch einen Betrug verloren haben, ist unsere Glaubwürdigkeit zum Teufel, und keiner wird uns mehr sein Geld anvertrauen. Selbst wenn es nicht unsere Schuld war.«

Es war aber unsere Schuld, dachte ich. Oder jedenfalls Hamiltons. Er war nachlässig gewesen bei der Überprüfung der Dokumentation. Einer seiner seltenen Fehler,

aber mir lag nicht daran, ihm dieses Eingeständnis zu entlocken.

»Aber wenn wir uns an die Behörden wenden, werden die uns dann nicht helfen, das Geld wiederzufinden?«

Hamilton schüttelte den Kopf. »Deren oberstes Ziel ist es, den Täter zu stellen, nicht die Beute zu finden. Deshalb gelangen auch die meisten Betrugsfälle in der City nie an die Öffentlichkeit. Wenn man das selbst aufklären kann, hat man eine wesentlich größere Chance, unerupft davonzukommen.« Ein leises Lächeln umspielte seine Lippen. Er machte sich über meine Naivität lustig.

»Also gut«, sagte ich, obwohl ich ganz und gar kein gutes Gefühl dabei hatte. »Was tun wir also als nächstes?«

»Nun, stochern Sie immer nur weiter und stellen Sie Fragen. Auf der Konferenz in Arizona werden eine Menge Leute von Bloomfield Weiss sein. Sehen Sie zu, was Sie dort herausfinden können. Insbesondere über diese ›Geldmaschine‹. Ich werde meinerseits in London sehen, was ich tun kann, und abwarten, was ich aus Curaçao höre.«

Hamilton sah meine besorgte Miene. »Machen Sie sich keine Sorgen, wir finden das Geld schon.«

Er winkte ungeduldig den Dessertwagen weg, der von Verlockungen nur so strotzte, und bezahlte. Wir gingen beide unserer Wege. Ich nahm ein Taxi downtown zu den Harrison Brothers.

Der Nachmittag zog sich hin. Ich war müde und gereizt und hatte Mühe, mich zu konzentrieren. Die Aussicht, so weiterzumachen, wie Hamilton es wollte, machte mich nervös. Wenn ich Hamilton normalerweise auch ei-

niges zutraute, so fragte ich mich jetzt doch, ob er nicht vielleicht falsch lag.

Endlich war es fünf Uhr, und ich konnte mich mit Anstand verabschieden. Ich war um acht Uhr mit einem von Harrisons Anleihenverkäufern zum Essen verabredet. Bis dahin war noch reichlich Zeit, und so beschloß ich, ins Hotel zurückzukehren. Ich lief zur U-Bahn Fulton und stieg in den Lexington Line Express, der nach Norden fuhr. Am Grand Central stieg ich um in den Local.

Es war Stoßzeit, und der Zug war brechend voll. Auch der September ist in New York immer noch sehr heiß und sehr feucht. Der Zug war einer der wenigen im U-Bahn-System, der keine Klimaanlage hatte. Ich spürte, wie mir der Schweiß den Körper hinunterlief und mein Hemd, ja sogar meine Hose durchnäßte.

Der Zug hielt endlos lange auf freier Strecke. Die Fahrgäste standen dicht zusammengepfercht. Die Stimmung war gereizt. Die Leute murmelten vor sich hin und verfluchten die verdammte U-Bahn. Doch selbst unter diesen Bedingungen hielten sich alle an die goldene Regel, niemals, unter keinen Umständen, jemand anderen anzusehen. Er konnte ja ein Kokser, ein Vergewaltiger, ein Massenmörder oder ein Zeuge Jehovas sein.

Ich starrte auf die Reklameschilder. Da war der arme Walter Henson, ein Architekt, dessen Hämorrhoidenproblem in ganz New York bekannt war. Und häßliche schwarze Küchenschaben, die in ein »Schaben-Motel« krochen, und darunter stand: »Las cucarachas entran, pero no pueden salir.«

Der Zug kroch weiter. Ich ließ meinen Blick durch den Waggon schweifen und erstarrte.

Dort hinten, am Ende des Waggons, war Joe.

Er sah mich ausdruckslos an. Obwohl ich ihm direkt ins Gesicht blickte, gab er keinerlei Zeichen des Erkennens. Seit wir uns bei Bloomfield Weiss gesehen hatten, waren wir einander nicht mehr begegnet, sehr zu meiner Erleichterung. Doch nun war er da, ganz in meiner Nähe, im selben Waggon der U-Bahn. Das konnte doch nur Zufall sein? Das mußte Zufall sein.

Ich versuchte, mich zum anderen Ende des Waggons durchzudrängen. Ich war hochrot und trat einem sanft aussehenden Mann im Geschäftsanzug, der das Wall Street Journal las, auf den Fuß. Ich legte mein ganzes Gewicht darauf.

»Scheiße noch mal, was soll denn der Scheiß?« brüllte er mich an. »Nehmen Sie Ihren Scheißfuß von meinem Zeh, oder ich haue Ihnen eine in Ihre Scheißvisage!«

Ich sah durch den fluchenden Mann hindurch und drängte mich an ihm vorbei.

»Idiot«, murmelte er mir und allen Umstehenden zu.

Ich war froh über die Aufmerksamkeit. In einer überfüllten U-Bahn konnte Joe mir unmöglich etwas anhaben, und wenn wir an der 68. Straße ankamen, waren eine Menge Leute um mich herum.

Ich hatte recht. Ein Strom von Büroangestellten auf dem Nachhauseweg ergoß sich aus der U-Bahn. Ich hängte mich an eine Gruppe lautstarker junger Bankangestellter, die in Richtung meines Hotels strebten. Als ich mich umblickte, sah ich, daß Joe einen Block hinter mir war.

Auf der Park Avenue löste ich mich von den Bankangestellten und ging den Block bis zum Westbury, so schnell ich konnte. Vor der ehrfurchtgebietenden Fassade des Hotels blieb ich stehen und konnte Joes Gestalt an einer Straßenecke stehen sehen, immer noch einen Block entfernt.

Ich sagte dem Mann am Empfang, daß ich auf keinen Fall gestört werden wollte. Er sah mich ein wenig seltsam an, versprach mir jedoch, dafür zu sorgen. Ich ging in mein Zimmer hinauf, verschloß sämtliche Schlosser und Riegel an meiner Tür und ließ mich aufs Bett fallen.

Wenn Joe mir folgte, konnte das nur den Grund haben, daß er seine Rechnung mit mir begleichen wollte. Vielleicht war die Polizei noch einmal bei ihm zu Hause gewesen. Oder vielleicht hatte ich trotz aller Vorsicht mit meinen Fragen über Greg Shoffman und die Tremont Capital irgend etwas aufgerührt. Aber warum sollte ihn das stören? Vielleicht ließ ihm auch bloß die Tatsache keine Ruhe, daß mein kleiner Finger noch heil war.

Ich ging in dem Zimmer auf und ab und machte mir Sorgen wegen Joe. Erst langsam beruhigte ich mich etwas. Es mußte Zufall gewesen sein, daß Joe in dieselbe U-Bahn gestiegen war wie ich, und er war mir wahrscheinlich nur deshalb gefolgt, weil er neugierig war. Vielleicht hielt er es ja auch für einen witzigen Einfall, mir angst zu machen. Das war ihm jedenfalls gelungen.

Ich überlegte hin und her, ob ich mein Abendessen nicht besser absagen sollte, kam aber zu dem Schluß, daß mir nichts passieren konnte, wenn ich zum Restaurant und zurück ein Taxi nahm. Unmittelbar vor dem Hotel

konnte Joe nichts ausrichten. Also begab ich mich um halb acht, nachdem ich geduscht und ein frisches Hemd angezogen hatte, in die Hotelhalle hinunter.

Vor dem Eingang drängte sich eine Gruppe, die auf Taxis wartete. Der Portier stand mitten auf der Straße und pfiff aus Leibeskräften. Doch es waren keine freien Wagen in Sicht. Es war immer noch hell, auch wenn die rote Sonne bereits tief über dem Central Park stand. Ich schaute in beide Richtungen die Straße hinauf. Kein Zeichen von Joe. In der Hotelhalle war er mit Sicherheit auch nicht.

Nach zehn Minuten hatte der Portier endlich das erste Taxi ergattert, und vor mir warteten immer noch zwei Leute. Joe war nirgends zu sehen. Ich beschloß, zur Fifth Avenue zu gehen und dort zu versuchen, ein Taxi zu bekommen.

Ich hatte die Fifth Avenue fast erreicht, als ich leise Schritte hinter mir hörte. Ich fühlte, wie etwas Spitzes meinen Anzugstoff auf Taillenhöhe durchdrang. Ich fuhr zusammen und krümmte den Rücken. Dann wandte ich langsam den Kopf.

Es war Joe, der wie ein Jogger in einen dunklen Trainingsanzug gekleidet war. Und er tätschelte sein Lieblingsinstrument. Ein Messer.

## 13

»Wir machen einen Spaziergang im Park«, zischte Joe.

Ich sah die Fifth Avenue auf und ab. Ein paar Leutebummelten die Straße entlang und genossen den schönen

Abend, aber keiner sah auf den ersten Blick so aus, als wäre Hilfe von ihm zu erwarten. Die New Yorker kennen die Regel: Wenn du siehst, daß jemand in Schwierigkeiten steckt, achte nicht darauf, sonst kriegst du womöglich auch was ab. Außerdem würde es Joe weniger als eine Sekunde kosten, mir das Messer in die Rippen zu stoßen. Er wußte, wie man damit umging.

Wir überquerten die Straße, betraten den Park und gingen einen Abhang mit sonnenversengtem Gras hinab auf einen kleinen Bootsteich zu. Ein etwa zehnjähriger Junge lenkte seine funkgesteuerte Yacht über das Wasser. Seine Mutter drängte ihn, sich zu beeilen, die anbrechende Dämmerung beunruhigte sie. Es waren zwar noch ein paar Menschen unterwegs, doch strebten sie alle langsam aus dem Park hinaus.

Joes Messer war zwar verborgen, aber ich wußte, daß es da war, nur ein paar Fingerbreit von meinem Rücken entfernt.

»Ich hatte Ihnen doch gesagt, daß Sie die Polizei zurückpfeifen sollten«, zischte er. Ich spürte seinen Atem in meinem Nacken.

»Das stand nicht in meiner Macht«, erwiderte ich, und es gelang mir irgendwie, ruhig zu sprechen.

»Nein? Und weshalb haben Sie denen überhaupt erst den ganzen Mist über mich und Sally erzählt?« fragte er und ließ mich einmal mehr seine Messerspitze spüren. »Die haben mir Sally weggenommen. Und Jerry. Welchen Mann freut das schon, wenn er von Frau und Kind getrennt ist? Das ist doch wohl Ihre Schuld, oder wie soll ich das sehen?«

Ich sagte nichts. Ich war froh, daß Sally Joes Prügel entronnen war, und es freute mich auch, daß ich selber dafür verantwortlich war. Aber ich hielt es nicht unbedingt für klug, Joe das zu sagen. Seine Stimme klang zwar ungeführt, aber ich konnte mir vorstellen, daß ihn jedes weitere Wort nur noch mehr auf die Palme bringen würde.

Wir waren mittlerweile tiefer in den Park vorgedrungen, und es waren nur noch sehr wenige Menschen zu sehen. Wir gingen auf das Standbild eines alten polnischen Königs zu, der auf einen Baseballkäfig blickte. Ein breiter Sportplatz öffnete sich nach Norden, und dahinter erhoben sich die hohen Gebäude von Central Park West.

Ich wußte, was Joe vorhatte. Er wollte mich in den stillsten, abgelegensten Teil des Parks führen. Dort würde er mich umbringen.

Ich mußte weg.

Joe hielt meinen Arm zwar nicht sehr fest gepackt, aber seine andere Hand, die mit dem Messer, war jetzt wieder deutlich in meinem Rücken zu spüren. Trotzdem: Ich mußte es riskieren.

Ich riß meinen Arm los, sprang zur Seite und sprintete auf das Feld vor uns zu. Ein Glücksgefühl durchströmte mich, als ich feststellte, daß mir kein Messer im Rücken steckte. Aber Joe war nur drei Meter hinter mir. Und er kam näher. Ich rannte, so schnell ich konnte. Wenn ich ihn mir die ersten etwa hundert Meter würde vom Hals halten können, dann konnte ich ihn bestimmt abhängen. Aber Joe war sehr schnell. Er kam näher heran. Nicht zum erstenmal im Leben verfluchte ich meinen unzulänglichen Sprint. Ich versuchte, meine Beine zu zwingen,

schneller, energischer auszugreifen. Es nützte nichts. Schon spürte ich Joes Hand auf der Schulter, der mir in den Rücken sprang, um mich zu Boden zu reißen. Ich wand mich und trat um mich, aber er hatte mich schnell im Griff.

Ein Liebespaar, etwa fünfzig Meter weit weg, starrte zu uns herüber, als wir miteinander rangen. Joe sah es ebenfalls. Zeugen.

»Steh auf!« keuchte Joe. Er riß mich auf die Füße und trieb mich in das Gehölz auf der anderen Seite des Sportplatzes. Sein Griff war jetzt viel fester. Wieder spürte ich das Messer.

Wir drangen tiefer in das Gehölz ein. Es wurde ziemlich dunkel. Der Central Park ist New Yorks Tummelplatz. Bei Tag ist er bevölkert von Joggern, Radfahrern, Softballspielern, Sonnenhungrigen, Skateboardfahrern, alten Damen, Kindern und Scharen von anderen New Yorkern, die dort begeistert ihren Hobbys nachgehen. Bei Anbruch der Dämmerung gehen alle nach Hause. Nachts ist der Park Treffpunkt für eine andere Art von Leuten. Schatten huschten stumm zwischen den Bäumen hin und her. Wir kamen an Gruppen von Jugendlichen vorbei, die laut miteinander palaverten oder schweigsam auf Bänken saßen und rauchten. Männer schlurften vorbei, die mit den Augen rollten und vor sich hin murmelten. Sie waren entweder verrückt oder standen unter Drogen – oder beides.

Tiefer und tiefer liefen wir in den waldigen Abschnitt des Parks hinein. Die schmalen Wege, denen wir folgten, wanden sich um große, runde schwarze Felsen, die etwa sieben, acht Meter hoch im Zwielicht über uns aufragten. Der Wind fächelte durch Bäume und Büsche, während

das Unterholz im schwindenden Licht immer dichter und wirrer wurde. Ich verlor völlig die Orientierung. Kaum zu glauben, daß wir uns mitten in Manhattan befanden.

Ich begann ans Sterben zu denken. Ich dachte an meine Mutter. Daran, daß sie nun den letzten Strohhalm verlieren würde, an den sie sich klammerte. Wenn sie nach dem Tod ihres Mannes auch noch mit dem Tod ihres Sohnes konfrontiert wurde, würde sie sich gänzlich aus der Wirklichkeit zurückziehen.

Ich dachte an Cathy. Ob ihr mein Tod etwas ausmachen würde? Zu meiner Überraschung wünschte ich es mir inständig. Und ich dachte an Debbie.

»Haben Sie Debbie getötet?« fragte ich.

»Nein«, sagte Joe. »Aber das soll nicht heißen, daß ich Sie nicht töten werde. Leute zu töten war mal mein Job. Davon verstehe ich was.«

Das glaubte ich ihm aufs Wort. »Wer hat sie denn dann umgebracht?«

»Sie lassen wohl nie locker, was?«

Er zerrte mich weiter. Wir stolperten einen gewundenen Pfad zwischen zwei großen überhängenden Felsnasen hinab, der rundum von dichtstehenden Bäumen umgeben war.

»Bleiben Sie stehen«, sagte Joe.

Ich konnte gerade noch den menschenleeren See in der Abenddämmerung durch die Bäume sehen. Von einem gelegentlichen Geraschel des Windes abgesehen, der sich durch die Zweige über uns stahl, war alles still. Ein stiller, einsamer Platz zum Sterben.

»Treten Sie zurück«, sagte Joe.

Ich stand ihm gegenüber, die Felsbuckel hinter mir. Ich tat, was er gesagt hatte, und meine Knöchel streiften Brombeergestrüpp, bis ich die von der Hitze des Tages erwärmten Felsen in meinem Rücken spürte.

Joe kam näher, den toten Blick fest auf meine Augen gerichtet. Das Weiße seiner Augen schimmerte gelblich im Zwielicht. Ein dünnes Lächeln umspielte seine Lippen. Diesmal würde ich nicht mehr davonkommen.

Plötzlich hörte ich auf dem Weg hinter Joe leise Schritte. Er packte blitzschnell meinen Arm, riß mich herum und drückte mir das Messer fest in den Rücken. Eine Gruppe von fünf oder sechs schwarzen Kids tauchte aus dem Dunkel auf. Sie waren groß und athletisch gebaut und kaum zu hören, als sie auf ihren luftgepolsterten Basketballschuhen heranflederten.

Sie blieben bei uns stehen. Einer lachte. »Ei, ei, guckt euch die an! Macht's Spaß, Jungs?«

Ein großer Bursche, dessen kurzgeschorenes Haar ein aufwendiges Muster zierte, trat dicht an mich heran. »He, Mann, brauchst du was?«

Er war bedrohlich, aber doch weniger bedrohlich als Joe hinter mir. Ich erkannte meine Chance. »Na klar«, sagte ich. »Was hast du denn anzubieten?«

Ich wandte mich nach Joe um. Er hielt meinen Arm zwar immer noch fest, doch sein Messer hielt er versteckt. Ich nahm an, daß er sich im Moment wohl lieber zurückhielt. Die Kids sahen gefährlich aus, und man konnte nicht wissen, was für Waffen sie dabei hatten.

Ich trat mitten in die Gruppe, um wenigstens einen Meter zwischen mich und Joe zu bringen.

»Ich hab Ice da, kostet fast nix«, sagte der große Bursche. Er hatte ein schiefes Grinsen aufgesetzt. Er glaubte sicher nicht wirklich, daß wir uns bis in die hinterste Ecke des Parks verkrochen hatten, nur um Stoff von ihm zu kaufen, aber er war bereit, das Spiel mitzuspielen.

»Fast nix?«

»Yeah, zehn Grüne, Mann, nur zehn Grüne.« Er streckte mir ein Päckchen hin. Ich griff in die Tasche, als wollte ich mein Geld herausholen. Joe sah zu, unschlüssig, was er tun sollte.

In diesem Moment schrie ich: »Haut ab!« und riß dem Burschen das Päckchen aus der Hand. Ich kämpfte mich durch die Gruppe und schüttelte einen von ihnen ab, doch zwei andere packten mich.

Ich hörte einen Schrei. »He, die Tücke hat ja ein Messer!«

Einer der Kerle, die mich festhielten, stieß einen schrilien Schrei aus, und sein Griff lockerte sich.

Ich sah Stahl blitzen, als zwei andere mit dem Messer in der Hand auf Joe lossprangen. Wieder ein Schrei, der jäh abriß.

Einer der Burschen hielt mich immer noch fest. Ich wirbelte mit geballten Fäusten herum und landete einen Volltreffer auf seinen Solarplexus. Die Luft blieb ihm weg, und er ging in die Knie. In diesem Moment bekam ich einen Schlag gegen die Schläfe, konnte jedoch nicht erkennen, woher er kam. Ein harter Schlag, das Blut sang mir in den Ohren, und mein Blick verschwamm. Dann folgte ein Stiefeltritt in die Rippen, der mir den Atem verschlug und mich aus dem Gleichgewicht brachte. Ich stürzte und

bekam noch einen Tritt, aber dann ließ mein Gegner von mir ab.

Ich rollte auf die Seite, versuchte tief durchzuatmen und sah Joe, von drei Kids umringt, die alle Messer hatten. Zwei weitere lagen am Boden, einer völlig reglos, der andere hielt sich stöhnend das Bein.

Die Kids versuchten, Joe zu packen, aber er war schnell und wich ihnen aus. Einer von ihnen zog den Arm nicht rasch genug weg und heulte vor Schmerz auf, als Joes Messer ihm den Unterarm aufschlitzte.

Joe bewegte sich jetzt rückwärts in meine Richtung, während die beiden Angreifer mit aller Vorsicht auf ihn zugingen und immer wieder nach den Seiten hin auswichen. Ich erkannte meine Chance. Ich streckte das Bein aus und trat Joe mit aller Kraft gegen den Knöchel. Er verlor das Gleichgewicht. Er fiel zwar nicht hin, war aber einen Augenblick lang ungedeckt. Ein Messer traf ihn in die Seite. Als er sich niederkrümmte, stach der andere Bursche ihm tief in den Rücken.

Joe drehte sich um die eigene Achse und stürzte zu Boden. Er sah mich an, das Gesicht schmerzverzerrt, doch sein Blick kalt wie immer. Dann hustete er, Blut lief ihm aus dem Mundwinkel, und der ausdruckslose Blick war auf ewig erstarrt.

Ich rappelte mich hoch und rannte los. Einer der jungen Burschen versuchte zwar, mir zu folgen, aber ich war schneller. Das Adrenalin peitschte mich geradezu vorwärts.

Ich rannte den ganzen Weg zurück bis zum Westbury und auf mein Zimmer hinauf ins Bad. Dort übergab ich

mich. Ich rief in dem Restaurant an, wo ich den Mann von Harrison Brothers hätte treffen sollen, und erfand eine Ausrede. Ich bestellte beim Zimmerkellner eine Flasche Whisky, und als der Raum vor meinen Augen zu verschwimmen begann, sank ich in einen unruhigen Schlaf.

## 14

Ich erwachte mit Kopfschmerzen und hatte nur den einen Wunsch, New York zu verlassen. In jenen Sekunden zwischen Schlafen und Wachen sah ich wieder Joes auf ewig erstarrenen Blick, als er am Fuß der Felsen im Park lag. Zum Glück war ich auf einen frühen Flug gebucht, also beeilte ich mich, duschte kurz, zog mich an und war auch schon unterwegs zum Flughafen. Als das Flugzeug von der Piste von La Guardia abhob und Manhattan hinter mir in der Ferne verschwand, begann ich endlich, mich zu entspannen.

Selbst um neun Uhr morgens war es in Phoenix schon heiß. Es war ein physischer Schock, aus dem kühlen, dunklen Flughafengebäude in das grelle Sonnenlicht hinauszutreten. Tief gebräunte Einheimische schlenderten in kurzen Ärmeln und mit Sonnenbrille vorbei. Schon nach einer Minute schwitzte ich in meinem Anzug, als ich mein Gepäck zu dem großen Schild mit der Aufschrift »Bloomfield-Weiss-Hochzins-Konferenz« hinübertrug.

Sie hatten weiße, langgestreckte Limousinen bereitgestellt, die die Konferenzteilnehmer ins Hotel bringen soll-

ten. Als die Autotür hinter mir zuschlug, war ich wieder in klimatisierter Stille. Ich verzichtete auf den Scotch aus der Minibar und lehnte mich zurück, um die Holz- und Betonbauten von Phoenix vorbeigleiten zu sehen. Ich nahm an, daß es durchaus möglich war, sein ganzes Leben in Phoenix bei zwanzig Grad Celsius zu verbringen, abgesehen von den kurzen Augenblicken, in denen man der Hitze ausgesetzt war, wenn man sich vom klimatisierten Haus zum klimatisierten Auto und vom klimatisierten Auto zum klimatisierten Büro bewegte.

Nach halbstündiger Fahrt erreichten wir das Hotel. Ich stellte meine Sachen in meinem Zimmer ab und begab mich auf einen kleinen Rundgang. Die Zimmer lagen in weißgetünchten Häuschen mit roten Ziegeldächern, die sich um kleine Innenhöfe gruppierten. Wohin man auch blickte, wuchsen Bougainvilleen, die dem Weiß und Blau von Häusern und Swimmingpools violette und grüne Tupfer hinzufügten. Es wimmelte nur so von Swimmingpools. Die meisten der kleinen Innenhöfe hatten einen, und gleich neben dem Hauptgebäude gab es einen großen zentralen Pool. Rasensprenger setzten alles daran, die Vollkommenheit von Astroturf wenigstens annäherungsweise zu erreichen.

Ich betrat das Hauptgebäude. Schlagartig wichen die leuchtenden Farben draußen dunklen, gedämpften Creme- und Brauntönen. Im Hintergrund brummte die Klimaanlage. Obwohl man einiges unternommen hatte, um die mexikanische Atmosphäre im Innern aufrechtzuhalten, ließ sich doch nicht verhehlen, daß hier vorübergehend ein Finanzkongreß tagte. Es gab reichlich Tafeln

mit Hinweisen für die Teilnehmer. Sie alle wurden aber überragt von einem großen Transparent, auf dem in fetten Lettern »Willkommen zur 4. Bloomfield-Weiss-Hochzins-Konferenz« stand. Überall Tische, auf denen sich Prospekte und Anmeldeformulare stapelten. Ich warf einen flüchtigen Blick in einen der Konferenzsäle, eine dunkle Höhle, die vor elektronischem Gerät nur so funkelte.

Eine ganze Reihe Leute streiften wie ich ziellos umher. So wie sie aussahen, mit sauber geschnittenem Haar, sorgfältig gebügelten Sommerhosen und kurzärmeligen Hemden, war ihnen anzumerken, daß sie am Tag zuvor noch in ihren Investmentbüros in New York, Boston, Minneapolis oder Hartford gesessen hatten. Alle trugen Schilder mit Namen, Funktion und Firma. Ich kam mir nackt vor ohne Schild und machte mich auf die Suche nach dem Anmeldeschalter, um mein eigenes abzuholen.

Ordentlich etikettiert, kehrte ich in mein Zimmer zurück, um meine Shorts anzuziehen. Ich hatte plötzlich Lust, mich ein bißchen zu bewegen.

Es war immer noch Vormittag, und die Temperatur stieg stetig. Ich machte ein paar Dehnübungen und begab mich anschließend auf einen sanften Trab an einem langgestreckten Hügel mit zwei Höckern entlang, der, wie ich später erfuhr, angemessenerweise »Kamelrücken« hieß.

Ehe ich mich versah, lief ich auch schon einen felsigen Wüstenhang hinauf. Die Vegetation bestand ausschließlich aus Dornenbüschchen und Kakteen. Eidechsen und Insekten huschten aus der Sonne in den Schatten. Ich lief langsam und methodisch. Die Temperatur und der stetige

Anstieg verlangten mir einiges ab. Eines der Digitalthermometer, die überall in den USA die Gebäude zieren, zeigte auf zweiunddreißig Grad. Doch zugleich war es sehr trocken und in gewisser Weise angenehmer als in New York, wo die Temperatur zwar niedriger, die Luftfeuchtigkeit jedoch höher gewesen war.

Auf halber Höhe hielt ich an, um zu Atem zu kommen. Es wäre dumm gewesen, sich bei dieser Hitze zu sehr ins Zeug zu legen. Ich wandte mich um und betrachtete die Stadt, die sich unter mir ausbreitete. Europäische Städte entwickeln sich über die Jahrhunderte hinweg aus ihrer natürlichen Lage, in ein Tal geschmiegt oder am Zusammenfluß zweier Flüsse. Phoenix hingegen sah aus, als hätte eine Riesenhand ein viereckiges Gitter in die Wüste gezeichnet und säuberlich, Stück für Stück, Häuserblocks hineingestellt. Was auch gar nicht mal so weit von dem entfernt war, wie es sich wirklich abgespielt hatte. Dabei sprach es für die Erfindungsgabe und den Wohlstand der Amerikaner, daß in einem derart unwirtlichen Klima eine solche Stadt existieren konnte. Mit Hilfe von Klimaanlagen, einer hochentwickelten Wasserversorgung und jeder Menge Swimmingpools hatten sie diese Umgebung in die ideale Szene für den modernen amerikanischen Traum verwandelt. Deshalb gehörte Phoenix auch zu den am schnellsten wachsenden Städten im ganzen Land.

Ich beschloß, daß es keine gute Idee gewesen war, bei dieser Temperatur zu laufen, und verbrachte statt dessen etwa eine Stunde damit, allein auf einem Felsen zu liegen, mir die Sonne ins Gesicht scheinen zu lassen und mich ein wenig von der Anspannung der letzten Tage zu erholen.

Jede Investmentbank, die für sich beansprucht, Geschäfte auf dem Junk-Bond-Markt zu machen, beruft ab und zu eine Hochzins-Konferenz ein. Das sind merkwürdige Veranstaltungen. Die Organisatoren verspüren das Bedürfnis, an exotischen Standorten ein extravagantes Ambiente zur Verfügung zu stellen, um den allmächtigen Herren über Milliarden von Dollar die Möglichkeit zu geben, Geschäfte zu machen und sich gleichzeitig zu amüsieren. In jedem Verkäufer von Risikoanleihen steckt ein bißchen was von einem Showstar, und das drückt sich in ihrer Idealvorstellung davon aus, wie eine solche Veranstaltung aussehen sollte.

Zu ihrem Pech sind die meisten ihrer Kunden aber ernsthafte junge Männer und Frauen, deren vorherrschende Besorgnis solchen Fragen gilt wie: »Werden Safeway's neue Lagerkontrollsysteme den Gewinn tatsächlich um ein halbes Prozent erhöhen?«

Bei allem Glamour legen die Veranstalter Wert auf ein grauenhaft volles Programm, so daß die Vorträge um acht Uhr morgens beginnen und oft nicht vor sieben Uhr abends enden. Für mich war diese Konferenz die erste ihrer Art, und während ich mich auf die Präsentationen von Unternehmen freute, die Risikoanleihen ausgaben, wollte ich doch auch ein paar andere Investoren kennenlernen und vielleicht die eine oder andere Stunde am Schwimmbecken abzweigen. Meinen Nerven würde das bestimmt guttun.

Ich duschte und schaffte es gerade noch rechtzeitig zum Mittagessen. Ich kaute an einem exotischen Salat, während ich mit halbem Ohr einem Analysten von

Bloomfield Weiss zuhörte, der sich dröhnend über die Bedeutung der letzten Beschäftigungszahlen – außerhalb des Landwirtschaftssektors – bei den Beratungen des Federal Open Market Committee ausließ.

Die erste Präsentation nach dem Mittagessen kam von Hank Duralek von Beart, Duralek & Reynolds, den Königen fremdfinanzierter Firmenübernahmen. Ihre Firma hatte eben erst die größte Keksfabrik der Welt gekauft, für atemberaubende siebenundzwanzig Milliarden, um Längen der größte Deal in der Geschichte. Duralek brachte überzeugende Argumente dafür, daß die möglichen Kosteneinsparungen problemlos ausreichen würden, um den Schuldenberg, den sich das Unternehmen mit der Übernahme aufgeladen hatte, zu finanzieren. Ich war zwar fasziniert, fand aber doch, daß man lieber erst einmal abwarten sollte, was im Verlauf des nächsten Jahres aus dem Unternehmen werden würde. Die Geschichte schien mir auf jeden Fall eine Spur zu riskant für De Jongs erste Investition in Junk Bonds.

Dann kam eine Sondervorstellung des berüchtigten Marshall Mills. Wie er selbst fand, bestand sein größter Erfolg darin, eine Schauspielerin geheiratet zu haben, die um zwei Drittel jünger war als er. Mills war ein untersetzter, stämmiger Mann in den Sechzigern, der unter Atemnot litt, wenn er sprach. Sein Taschentuch entfernte sich nie sehr weit von der Stirn unter dem spärlichen Haar. Der Blick seiner funkeln den Äuglein, der über sein Publikum hinwegzuckte, kündete jedoch von ungebrochener Tatkraft. Als er zu sprechen begann, konnte man die Spannung im Raum spüren. Die ernsthaften jungen

Männer putzten sich die Brillengläser, reckten das Kinn vor und machten finstere Gesichter. Mills' Zuhörer mochten ihn nicht, doch das ließ ihn völlig kalt.

Er erzählte uns die Geschichte seines Erfolges. Vor dreißig Jahren hatte er die kleine Ölgesellschaft seines Vaters in Tulsa, Oklahoma, geerbt. Während der nächsten beiden Jahrzehnte hatte er das Unternehmen von einem kleinen Häuflein im Kreis herumtrottender Esel zu einem der größten privaten Öl-und-Gas-Konzerne des Staates ausgebaut. Um ein solches Wachstum zu erreichen, hatte er innovative Finanzierungstechniken angewendet. »Innovative Finanzierungstechniken« war ein Ausdruck, der in Mills' Rede regelmäßig wiederkehrte. Mir wurde bald klar, was er darunter verstand: einen gutgläubigen Trottel finden und so viel von ihm leihen wie nur möglich, in der Hoffnung, daß das, was man von dem geliehenen Geld kaufte, einen Preisanstieg erleben würde. Wenn das der Fall war, verdiente man Millionen, wenn nicht, war der gutgläubige Trottel der Gelackmeierte. Eine Strategie, die von einer Reihe der bedeutendsten Unternehmer Amerikas erfolgreich angewendet wurde.

1982, nach der zweiten Ölkrise, hatte Mills seinen kühnsten Schachzug gemacht. Er hatte sich mehrere hundert Millionen Dollar geliehen, um damit die Erschließung von Öl vorkommen in Utah und Colorado zu finanzieren. Nach Mills' Worten war diese Transaktion ein dramatischer Erfolg gewesen. Meiner Erinnerung nach waren die Bohrungen abgebrochen worden, als der Ölpreis unter fünfzehn Dollar gesunken war, statt, wie vorausgesagt, auf mindestens fünfzig Dollar zu steigen.

Irgendwie war dann Mills' ursprüngliche Firma mitsamt dem Geld von der Bühne verschwunden, während seine nicht regreßfähigen Tochtergesellschaften mit sämtlichen Schulden und ein paar halbfertigen Bohrlöchern in den Rocky Mountains dasaßen. Fünf Jahre später hatte er den gleichen Trick benutzt, um ein System von Erdgasfeldern im Südwesten der Vereinigten Staaten aufzubauen. Einmal mehr hatte das Ganze für Mills' glücklose Anleihengläubiger in Tränen geendet. So wie Mills es darstellte, hatten sie es sich jedoch als Ehre anrechnen können, Zeugen eines der größten unternehmerischen Erfolge Amerikas zu werden.

Im Publikum kam während dieser Selbstbeweiräucherung Unruhe auf. Als der Vortrag zu Ende war und Mills um Fragen bat, sprangen gleich ein Dutzend Leute auf. Es war deutlich, daß einige von ihnen von Mills' »innovativen Finanzierungstechniken« selbst betroffen gewesen waren. Nach der fünften feindseligen Frage riß Mills der Geduldsfaden. Er unterbrach die Diskussion darüber, weshalb seine Raffinerie es denn unterlassen habe, Zinsen zu zahlen, wenn sie fünfzig Millionen Dollar flüssiger Mittel in der Bilanz hätte ausweisen können, mit den Worten: »Hört mal, Jungs, ihr könnt euch glücklich preisen: Ihr kauft meine Anleihen und laßt Marshall Mills Tag und Nacht für euch arbeiten. Es gibt 'ne Menge Leute, die würden ihren rechten Arm dafür geben, daß Marshall Mills für sie arbeitete. Und jetzt werde ich euch was erzählen, das euch nun wirklich Sorgen bereiten sollte.« Schlagartig herrschte Stille im Saal. Kam es noch schlimmer? »Es könnte sein, daß Marshall Mills nicht mehr lan-

ge für euch arbeiten kann.« Das Schnaufen wurde stärker. »Meine Ärzte haben einen Herzfehler bei mir festgestellt. Vielleicht habe ich noch zehn Monate zu leben, vielleicht zehn Jahre. Ich meine also, es könnte nichts schaden, wenn ich mich demnächst zurückzöge und mehr Zeit mit meiner geliebten Frau verbrächte.«

Die Laune des Publikums besserte sich daraufhin spürbar. Zweifellos hofften viele, daß seine Frau, die Schauspielerin, sich eher mit der Vorstellung würde anfreunden können, Schulden zurückzuzahlen, als Mills selbst. Zwei, drei Leute stahlen sich lautlos aus dem Konferenzsaal. Als ich später auf dem Weg zum Abendessen erfuhr, daß die meisten der von Mills aufgelegten Anleihen um fünf Punkte gestiegen waren, überraschte mich das nicht im mindesten.

Ich schloß mich den zweihundert anderen Teilnehmern an und gelangte in einen riesigen Ballsaal, in dem es von den gedeckten Tischen nur so blitzte. Ich ging zu meinem Tisch hinüber. Cash und Cathy saßen dort und leider auch Waigel. Außer mir gehörten noch zwei weitere Kunden zu uns.

»He, Paul, wie geht's denn so?« rief Cash über den Tisch hinweg. »Schön, daß Sie den langen Weg nicht gescheut haben. Darf ich Sie mal eben vorstellen? Das hier ist Madeleine Jansen von der Amalgamated Veterans Life, und das ist Jack Salmon von der Phoenix Prosperity Savings and Loan. Madeleine, Jack, das ist Paul Murray von De Jong, mein bester Kunde in London.«

Allseitiges Nicken und Lächeln. Madeleine Jansen war eine kleine, ruhig wirkende Frau mit intelligenten Augen.

Sie lächelte, als sie mich begrüßte. Jack Salmon war ein großer, schmächtiger Mann, der ein paar Jahre älter war als ich. Er hatte leicht vorstehende Zähne und öffnete und schloß nervös die linke Hand, während er mir die rechte reichte. Ich bekam den Platz neben ihm. Auf der anderen Seite saß Cathy.

»Ich habe viel von Ihrer Bank gehört«, sagte ich zu Jack.

»Ach ja?« antwortete er, sichtlich erfreut. »Ich wußte gar nicht, daß außerhalb von Arizona überhaupt schon mal jemand von uns gehört hat, von London ganz zu schweigen.«

»Wieso nicht, Sie machen doch einiges her auf dem Eurobondmarkt, oder etwa nicht?« sagte ich, bewußt bemüht, ihm zu schmeicheln.

»Tatsächlich agieren wir für eine Bank unserer Größenordnung wesentlich mehr auf diesen Märkten, als man annehmen würde«, sagte Jack.

»Wie etwa kürzlich bei einem vielbeachteten Geschäft für ein Land nicht ganz eine Million Kilometer nördlich von Dänemark?« sagte ich und setzte ein listiges Lächeln auf.

Jack erwiderte es. »Wenn Sie schon davon sprechen – ja, das stimmt. Woher wissen Sie davon?«

»Ich betrachte es als meine Aufgabe, so was zu wissen«, sagte ich. »Tatsächlich haben wir selbst einen großen Teil des Volumens übernommen. Ich glaube, Sie und wir sind so ungefähr die einzigen Investoren, die das Angebot aufgenommen haben. Man kriegt ja nicht oft die Chance, in der Weise abzuräumen.«

»Wie Cash sagen würde: ›Das war ein schnuckliges Geschäft!‹ Hat mir weiß Gott Spaß gemacht.« Jack trank einen kräftigen Schluck Wein.

Es würde nicht schwierig werden, diesem Menschen um den Bart zu gehen. »Es ist aber doch seltsam, daß jemand, der so weit weg sitzt, in London so erfolgreich ist. Wie schaffen Sie das bloß?« bohrte ich weiter.

»Na ja, wir gefallen uns bei der Phoenix Prosperity in dem Gedanken, kosmopolitisch zu sein. Mehr jedenfalls als der durchschnittliche Investor in den Vereinigten Staaten. Ich bin gern auf dem laufenden, was europäische Neuigkeiten und Ereignisse betrifft. Ich habe während meiner Schulzeit drei Monate dort verbracht. Und dann kennen wir Cash Callaghan von früher.«

Aha, der wahre Grund, dachte ich.

»Machen Sie viele Ihrer Geschäfte mit Cash?« fragte ich unschuldig.

»Eine ganze Menge«, sagte Jack. »Er hat ein sehr gutes Auge für den Markt und anständige Analysen parat. Und scheinbar hat er auch noch die Fähigkeit, auf meine Vorstellungen einzugehen.«

Das glaube ich gern, dachte ich. Die Phoenix Prosperity war ein idealer Kunde für Cash. Ich konnte mir vorstellen, wie er Jack Salmon tagaus, tagein dazu animierte, alle erdenklichen Anleihen zu kaufen und zu verkaufen, während er unentwegt Provisionen einstrich.

»Ja, wir finden ihn auch tüchtig«, sagte ich.

»Sind Sie schon lange auf dem Junk-Markt tätig?« fragte Jack.

»Nein, wir fangen gerade erst an. Und Sie?«

»Wir machen das jetzt seit etwa einem Jahr.«

»Und wie finden Sie es?«

»Herrlich. Aber man muß Schneid haben. Wenn man eine gute Sache ausfindig macht, bei der eine sechzehnprozentige Rendite herausspringt, und man hat eine zufriedenstellende Sicherheit, dann muß man einen Haufen davon kaufen, verstehen Sie?« Jack bedachte mich mit einem wissenden Lächeln.

Ich nickte. Der Typ ist gefährlich, dachte ich.

»Aber sie lassen mich nicht richtig ran«, fuhr Jack fort.

»Wenn ich mehr als ein, zwei Millionen kaufe, geraten sie in Panik. Glauben Sie mir, das macht es einem nicht leicht, ordentlich Geld zu verdienen.«

Also gab es da irgendwo noch jemanden, der bei Verstand war und Jack auf die Finger sah.

»Irgendwelche Unternehmen, auf die ich morgen achten sollte?«

»Ja, eins ist da, das mir gefällt. Fairway. Ich glaube, die haben eine gute Story«

»Fairway?« sagte ich. »Was machen die?«

»Golfcarts. Wissen Sie, die kleinen Wägelchen, die auf Golfplätzen rumfahren.«

»Verstehe. Danke, ich werde achtgeben, daß ich sie nicht verpasse.« Ein Weilchen aßen wir schweigend.  
»Sind Ihre Büros hier in der Nähe?«

»Ziemlich. Etwa zehn Meilen stadteinwärts. Ich bleibe aber während der Konferenz im Hotel. Ist eine gute Gelegenheit, Leute kennenzulernen, die im Geschäft sind.«

»Haben Sie ein großes Büro?« fragte ich.

»Nur zwei, drei Mann im Investmentbereich. Die mei-

sten Handelsentscheidungen treffe ich selbst. Aber Sie brauchen ja auch keinen Haufen Leute dazu, um mit einem Haufen Geld herumzuschmeißen.«

»Wir sind auch nur eine kleine Firma«, sagte ich. Dann legte ich den Köder aus: »Wäre bestimmt interessant, mal zu vergleichen, ob Sie ähnlich arbeiten wie wir. Wir leben zwar auf verschiedenen Kontinenten, aber ich habe den Eindruck, daß wir eine ähnliche Einstellung haben.«

Jack biß an. »He, warum kommen Sie nicht mal vorbei, wenn die Konferenz zu Ende ist? Hätten Sie nicht ein paar Stunden Zeit?«

Ich lächelte. »Danke. Das ist bestimmt sehr lehrreich. Wird mir ein Vergnügen sein.«

Cash hatte die ganze Zeit mit der Frau von der Amalgamated Veterans Life geplaudert. Anfangs war sie sehr von oben herab gewesen, aber langsam begann sie, sich für Cashs Charme zu erwärmen. Nach etwa einer halben Stunde lachte sie herhaft mit ihm um die Wette.

Ich murmelte zu Cathy hinüber: »Sieht ganz so aus, als hätte Cash seine Nachbarin da drüben im Sack. Warum kriegt die denn die VIP-Behandlung verpaßt?«

»Die Amalgamated Veterans ist einer der größten Investoren in den USA«, sagte Cathy im Flüsterton und beugte sich mir über den Tisch hinweg zu. »Madeleine Jansen ist die Portfolio-Chefmanagerin dort. Sie bestimmt, welche Strategie verfolgt wird. Wenn sie ihre Ansicht über einen Markt ändert, dann gerät er in Bewegung. Sie ist angeblich sehr tüchtig.«

»Verstehe«, sagte ich. »Nur ist die Amalgamated Veterans doch gar kein Kunde von Cash, oder?«

»Stimmt«, sagte Cathy. »Aber man weiß ja nie. Vielleicht wird sie es eines Tages. Cash legt Wert darauf, so viele große Investoren zu kennen wie möglich. Sollte er einst zurück in die Staaten gehen, wird er sie wahrscheinlich anrufen und sich nur mal so nach ihrem werten Befinden erkundigen.«

»Und was wird der Verkäufer von Bloomfield Weiss, der für sie zuständig ist, davon halten?«

»Das ist Lloyd Harbin. Und der ist heute abend nicht da. Die ideale Gelegenheit für Cash.«

Ich sagte dazu nichts weiter. Vermutlich war es eine Lappalie, einem Kollegen einen Kunden zu stehlen, verglichen damit, einen Kunden um zwanzig Millionen zu betrügen. Ich dachte an Debbie. Doch ich konnte Cathy in meinen Verdacht nicht einweihen. Ich schüttelte den Kopf.

»Cash scheint es ja echt hinter den Ohren zu haben.«

»Ich verstehe, daß das so wirken muß«, sagte Cathy diplomatisch. »Und es stimmt auch, daß manche Leute ihn nicht leiden können, aber so schlimm ist er eigentlich gar nicht.«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Nein, im Grunde kann er keiner Fliege was zuleide tun«, fuhr Cathy fort. »Er ist eigentlich ein ziemlicher Softie. Möchte von allen geliebt werden. Sogar von mir. Obwohl ich oft an ihm herummeckere, tritt er doch für mich ein. Vor ein paar Monaten haben sie mir erklärt, ich bekäme dieses Jahr keine Gehaltserhöhung. Cash hat daraufhin gedroht zu kündigen. Also bekam ich eine. Es gibt nicht viele Chefs bei Bloomfield Weiss, die das für ihr Personal tun würden.«

Ich war zwar beeindruckt, aber so recht überzeugt war ich nicht. Ich ließ das Thema auf sich beruhen.

Cash unterbrach sein Gespräch und rief zu uns herüber: »He, Paul, ich kriege langsam Komplexe! Erst konspirieren Sie mit Jack. So was macht mich nervös. Zwei meiner Kunden, die Komplotten gegen mich schmieden. Da gibt's ein paar peinliche Geschichten über mich, die Sie austauschen könnten. Und als ob das nicht reichte, fangen Sie jetzt auch noch an, meine eigene Mitarbeiterin gegen mich aufzuwiegeln.«

»Ja, passen Sie ruhig besser auf, Cash. Paul hat mir schon einiges verraten und mir ein paar Lichter aufgesteckt«, sagte Jack.

Diese letzte Bemerkung erfüllte mich mit einem Unbehagen. Ich wußte zwar, daß Jack nur scherzte, doch wußte Cash das auch? Ich musterte ihn besorgt, aber Cash lachte nur. Ich konnte keinerlei Anzeichen von Unruhe entdecken.

Waigel mischte sich ein: »Ich könnte Ihnen auch noch das eine oder andere über Cash erzählen. Erinnerst du dich an Sheryl Rosen, Cash?«

»He, Dick, nun sei aber nicht gemein!« Cash lachte. »Das ist doch schon so lange her.«

»Sie beide kennen sich wohl auch schon lange?« sagte ich.

»Oh, ja«, sagte Cash. »Schon seit Urzeiten. Wir sind im selben Viertel groß geworden. Dick war der Schlaue. Immer Klassenbester. Columbia University, dann Harvard Business School. Ich war nur gut im Biertrinken und im Kennenlernen von Mädchen wie Sheryl Rosen.«

»Sie hätten mal seine Bar sehen sollen«, sagte Waigel.  
»Jede Nacht knallvoll. Lauter Kids, die sich prächtig amüsierten. Ein Jammer, daß du die zumachen mußtest!«

»War das nicht in der Nähe der Tremont Avenue?« fragte ich so unschuldig, wie ich konnte.

»Gleich um die Ecke«, sagte Cash. Waigel musterte mich eindringlich. Ich hielt seinem Blick eine Weile stand und bemühte mich, eine unschuldige Miene aufzusetzen. Ich war mir jedoch nicht sicher, ob es mir gelang. Waigel ahnte, daß ich irgendwas im Schilde führte, also würde ich dafür sorgen müssen, daß ich ihm keinerlei Beweis für die Berechtigung seines Argwohns lieferte.

Cash kehrte zu seiner Aufgabe zurück, die Portfolio-Chefin der Amalgamated Veterans zu hofieren. Waigel wandte sich Cathy zu.

»Na, wie gefällt Ihnen denn die Konferenz?« fragte er.

»Ich finde sie faszinierend«, meinte sie. »Es ist schon erstaunlich, wie gut ein großer Teil dieser Unternehmen geführt wird. Daß man haufenweise Schulden zu verwalten hat, scheint offensichtlich den Verstand zu schärfen.«

»Ja, da waren heute großartige Leute dabei. Haben Sie Chem Castings erlebt? Das war eine Sache, die ich selbst aufgebaut habe. Großartiges Management. Das ist wirklich ein aufstrebendes Unternehmen!«

Ich hatte die Präsentation von Chem Castings gesehen. Das Management schien in der Tat tüchtig zu sein, und das Geschäft war gut. Allerdings hatte sich das Unternehmen dank der Beratung durch Bloomfield Weiss zu sehr verschuldet und würde Mühe haben, auch nur der nächsten Zinszahlung nachzukommen.

»Ja, ich habe ihn gehört«, sagte Cathy.

»Ein Jammer, daß wir derartige Gelegenheiten nicht auch nach Europa verkaufen können«, sagte Waigel.  
»Woher kommt das bloß, frage ich mich?«

Cathys Miene erstarrte. Einen Augenblick lang sagte sie nichts. Ich spürte, wie ihre Anspannung wuchs, und konzentrierte mich auf meinen Teller, als bekäme ich von alldem nichts mit. »Ich weiß nicht«, sagte sie vorsichtig. »Unsere Kunden scheinen daran einfach kein Interesse zu haben.«

»Das läßt sich natürlich nicht so ohne weiteres feststellen, ob es den Kunden an Interesse fehlt oder den Verkäufern«, sagte Waigel. Er kaute, während er sprach, geräuschvoll an seinem Steak und starrte Cathy herausfordernd an. Der Schweiß schimmerte durch sein spärlich am Kopf klebendes Haar. »Dieser Chem-Castings-Handel war für die Firma sehr wichtig. Aber wir sind auf einem Packen Anleihen sitzengeblieben, der uns einen Haufen Geld gekostet hat. Wenn wir eine wirklich leistungsfähige internationale Distribution gehabt hätten, wäre dieses Problem mit Sicherheit nicht entstanden.«

Cathy behielt einen kühlen Kopf. »Das Problem ist, daß Junk Bonds den meisten unserer Kunden einfach zu riskant sind. Man kann sie ja nicht zwingen, ihre Einstellung zu ändern.«

»Zwingen können Sie sie nicht, aber mit einem Körper wie Ihrem ließen sie sich doch verdammt noch mal überreden.« Waigel lachte, trank einen Schluck Wein und zwinkerte mir komplizenhaft zu. Ich blickte finster zurück.

Cathy wirkte verwirrt, als sei sie nicht sicher, ob sie das als Scherz oder als die Beleidigung auffassen sollte, die es zweifellos war. Schließlich lächelte sie schmallippig.

»Och, nun kommen Sie schon, was regen Sie sich auf?« sagte Waigel mit höhnischem Lächeln. »Ein gutaussehendes Mädchen wie Sie kann doch alles verkaufen. Ich wette, Sie haben tolle Beziehungen zu Ihren Kunden aufgebaut. Nach einem Abend mit Ihnen ließe ich mich zu allem überreden.« Er wandte sich mir zu und zwinkerte erneut. »Habe ich recht, oder etwa nicht?«

»Dick«, murmelte Cathy mit zusammengepreßten Zähnen, »vergessen Sie bitte nicht, daß hier Kunden mit am Tisch sitzen.«

Waigel hatte bereits eine Menge Wein getrunken. »Unser Paul ist doch ein Mann von Welt! Der weiß Bescheid. Und jetzt hören Sie mal zu, Cathy, ich bin ein wichtiger Mann bei Bloomfield Weiss, und ich werde noch wichtiger werden. Sie sollten mich näher kennenlernen. Ich kann Ihnen bei Ihrer Karriere sehr behilflich sein. Wie wär's, wenn wir beide, nur Sie und ich, nach dem Essen in aller Ruhe ein Glas Champagner miteinander trinken?«

Waigel saß Cathy schräg gegenüber. Cathy hatte sehr lange Beine. Sie rutschte ein bißchen auf ihrem Stuhl nach vorn. Einen Augenblick später stieß Waigel einen Schmerzensschrei aus, zuckte mit verzerrter Miene zusammen und schien seine Serviette auf dem Schoß zusammenzupressen. Cathy stand auf, entschuldigte sich, lächelte allen knapp zu und ging davon. Ihre spitzen, hohen Absätze klapperten über den Holzfußboden.

Ich stand ebenfalls auf und folgte ihr in die Bar. Ihre

Augen brannten, und sie mußte sich auf die Lippen beißen, um sie am Zittern zu hindern.

»Ein feiner Mensch, was?« sagte ich.

»Scheißkerl!« murmelte sie.

»Dabei fand ich, daß Sie ziemlich gut mit ihm klargekommen sind.«

»Das war mir ein Vergnügen.« Sie lächelte. »Aber er hat ja recht. Ich werde es nicht weit bringen, wenn ich den aufsteigenden Sternen von Bloomfield Weiss ins Gemächte trete.«

»Pfeifen Sie auf ihn. Pfeifen Sie auf Bloomfield Weiss. Trinken Sie was«, sagte ich.

Ich holte Cathy ein Glas Wein und mir selbst einen Scotch. Sie nippte an ihrem Glas. »Haben Sie das von Joe Finlay mitgekriegt, einem unserer Eurobondhändler?«

Mein Puls schlug schneller. »Nein, was denn?«

»Es ist schrecklich. Er ist gestern im Central Park ermordet worden.«

»Wirklich? Das ist ja furchtbar!« Ich bemühte mich, meiner Stimme genau das richtige Maß an Erschrecken und Bekümmertheit zu verleihen. Genug, um meine Anteilnahme an dem schrecklichen Verbrechen zum Ausdruck zu bringen, jedoch nicht so viel, um mehr als eine flüchtige Bekanntschaft mit Joe anzudeuten. »Wie ist denn das passiert?«

»Er war offenbar joggen. Es war dunkel, und er ist überfallen worden. Einen seiner Angreifer hat er erwischt. Joe hat ihn umgebracht. Er war früher angeblich bei der SAS.« Cathy schüttelte sich.

Ich war froh, daß Joe tot war, und hatte nicht die leise-

sten Gewissensbisse, was mein Zutun daran betraf. Ich hatte keinerlei Zweifel, daß er mich hatte umbringen wollen. Und jetzt würde ich mich nicht mehr bei jedem Schritt, den ich tat, umblicken müssen. Das Leben würde wieder normal werden können. Ich dachte an Joes Frau Sally. Und an Jerry. Gewiß war es schlimm, ohne Vater aufzuwachsen, aber es mußte noch unendlich viel schlimmer sein, mit Joe als Vater aufzuwachsen.

»Hat die Polizei denn jemanden festnehmen können?« fragte ich.

»Noch nicht, aber die stehen ja noch am Anfang«, sagte Cathy. Sie trank nervös einen Schluck. »Ich weiß, es hört sich schrecklich an, aber ich konnte ihn nicht besonders leiden. Er kam mir immer seltsam vor. Gemeingefährlich.«

»Ich finde, daß sich das ganz und gar nicht schrecklich anhört«, sagte ich, vielleicht allzu beifällig.

Cathy bemerkte meinen Tonfall und musterte mich fragend. Dann wurde ihr Blick durch das gefangengenommen, was sich hinter mir abspielte. »Sehen Sie sich das an!« sagte sie.

Ich wandte mich um und sah die gedrungene Gestalt von Marshall Mills, der sich durch die Menge zur Bar vorschob. Am Arm hatte er eine Frau mit ausgeprägten Kurven und aufgeplustertem, blondem Haar, großen blauen Augen und üppigen, leuchtendroten Lippen, die sich niemals ganz schlossen. Sie schwenkte beim Gehen den ganzen Körper hin und her, und ihre Hüfte stieß bei jedem Schritt sacht gegen die von Mills.

Die beiden hatten die Bar fast erreicht, als sie unmittelbar neben uns von Cash aufgehalten wurden.

»Marshall!« rief Cash.

»Wer, zum Teufel, sind Sie denn?« grunzte Mills erbost.

»Mein Name ist Cash Callaghan. Ich bin Verkäufer bei Bloomfield Weiss. Und ich wollte Ihnen nur sagen, was für eine höchst anregende Präsentation Sie heute morgen gegeben haben.«

»Ich kann Verkäufer nicht ertragen. Verschwinden Sie!«

Cathy kicherte. »Endlich hat Cash mal einen gefunden, an dem er sich die Zähne ausbeißen kann«, flüsterte sie.

So leicht ließ ein Cash sich jedoch nicht entmutigen. Er überlegte einen Augenblick, wo wohl Mills' schwache Stelle sein mochte. Schließlich sagte er: »Mrs. Mills, Ihr letzter Film hat mir wirklich wahnsinnig gut gefallen. ›Zwielicht in Tanger‹, so hieß er doch, nicht wahr? Ich wußte zwar von all den Illustriertenfotos, daß Sie schön sind, aber ich hatte ja keine Ahnung, eine wie große Schauspielerin Sie sind.«

Mrs. Mills verschlug das ebenso die Sprache wie Cathy und mir. Sie erholte sich jedoch so weit, daß sie die Wimpern senken und ein laszives, texanisch geknautschtes »Oh, vielen Dank, Sir« herauszubringen vermochte.

»Aber keine Ursache, keine Ursache. Ich darf doch darauf bauen, daß es bald eine Fortsetzung geben wird?«

Marshall schaltete sich ein, und der Stolz in seiner Stimme war nicht zu überhören: »Wir planen als nächstes ›Mondschein in Marrakesch‹. Wir werden wohl in zwei Monaten zu drehen anfangen. Freut mich, daß Ihnen ›Zwielicht‹ gefallen hat. Ich glaube, die meisten Kritiker

haben den Film verpaßt, mal abgesehen von ein paar ungebildeten Spatzenhirnen, die nicht mal Meryl Streep erkennen würden, wenn sie in einer Schüleraufführung mitspielte.« Mills atmete schwer, und der Schweiß rann ihm die Stirn hinab.

»Sachte, Pooky, denk an deinen Blutdruck«, zwitscherte Mrs. Mills.

»Entschuldige, Poppet«, erwiderte Mills.

»Darf ich Ihnen zwei Ihrer treuesten Anleger aus England vorstellen, Cathy Lasenby und Paul Murray.« Für einen Augenblick bekam ich den Mund nicht zu, doch Cash zwinkerte uns zu, und schon machte ich das Spielchen mit. Wir murmelten beide höflich ein paar Worte vor uns hin. Mills war offensichtlich überrascht, daß er überhaupt noch irgendwelche treuen Anleger hatte, und das auch noch im fernen London.

»Ich hab gehört, Sie tun sich nach Geldern für Ihr nächstes Projekt um«, sagte Cash.

»Ja, das ist ein großartiges Gelände in der Nähe der Küste von Ecuador, doch soweit ich gehört habe, will mir keiner von diesen dumpfen Trotteln hier irgendwelches Geld überlassen. Denen könnte ich noch das eine oder andere übers Investieren erzählen. Was diese Schwachköpfe hier nicht kapieren, ist ...«

»Pooky«, mahnte Mrs. Mills.

»'tschuldige, Liebes.«

»Na, ich wüßte, glaube ich, jemanden, der da helfen könnte«, sagte Cash. Ich schüttelte wütend den Kopf, entschlossen, auf keinen Fall zu dulden, daß Cash De Jong in dieses Abenteuer mit hineinzog. Die Erträge von Ölfel-

dern mochten ja ansehnlich sein, aber doch wohl nur ein kompletter Dummkopf würde Marshall Mills noch über den Weg trauen. Glücklicherweise zog Cash Mills und seine Frau in die Richtung von Madeleine Jansen, die nicht weit entfernt stand.

»Der muß verrückt sein, wenn er denkt, daß er sie dazu bringen kann, auch nur mit Mills zu reden oder ihm gar irgendwelches Geld zu geben«, sagte Cathy. »Die Amalgamated Veterans hat vor etwa einem Jahr mit einem von Mills' Unternehmen dicke Verluste eingefahren.«

Wir beobachteten die vier, die sich eine Weile unterhielten. Nach etwa einer Viertelstunde löste sich das Grüppchen auf, und Cash kehrte zu uns zurück. Er grinste breit über das ganze Gesicht und rieb sich vor Vergnügen die Hände. »Barmann, eine Flasche Dom Pérignon, bitte«, rief er, »und drei Gläser.«

Während er uns Champagner eingoß, sagte Cathy: »Sie wollen uns doch wohl nicht weismachen, daß Madeleine Jansen bereit ist, Mills Geld zu geben?«

»Fünfzig Millionen«, sagte Cash.

»Wie um Himmels willen haben Sie denn das angestellt?«

»Zum Teil über den Kurs: Er wird ihr zwei Prozent über den durchschnittlichen Zins hinaus zahlen müssen. In der Hauptsache jedoch über die Absicherung: Falls Mills scheitert oder irgendwelche krummen Touren macht, hat die Amalgamated Veterans das Recht auf das Copyright von ›Zwielicht in Tanger‹ und ›Mondschein in Marrakesch‹ und kann jegliche weitere Verbreitung der Filme unterbinden. Das sollte ausreichen, um ihn an irgendwelchen krummen Touren zu hindern.«

»Ich verstehe. Und wenn sein Herz nicht mehr mitmacht, sollte das auch seine Witwe daran hindern«, sagte ich.

Cash lachte. »Nachdem ich Lola Mills in ›Zwielicht in Tanger‹ gesehen habe, wundere ich mich, daß sein Herz nicht längst den Dienst eingestellt hat. Die Frau muß so was wie 'ne Leistungsturnerin sein.«

Ich mußte in Cashs Lachen einstimmen. Ich konnte seine erstaunliche Gabe, zwei so gänzlich verschiedene Menschen dazu zu bewegen, Geschäfte miteinander zu machen, einfach nur bewundern.

## 15

Pflichtschuldig nahm ich am nächsten Morgen am Frühstück und an den nachfolgenden Präsentationen teil. Mir lag daran, den Fairway-Vortrag zu hören. Jack Salmon war da, wie versprochen. Ich saß neben ihm.

Von all den enthusiastischen Managements, die ich auf der Konferenz erlebt hatte, war das von Fairway sicher das enthusiastischste. Die Leute wußten einfach alles über Golf und Golfcarts: Die Nachfrage nach Golf in den USA war steigend, und es gab zwei Möglichkeiten, um all die Leute, die Golf spielen wollten, auch auf Plätzen unterzubringen, und beide waren Fairway gleichermaßen zuträglich. Die eine bestand darin, mehr Golfplätze zu bauen, die dann jeweils neue Flotten von Golfcarts brauchen würden, die andere, die Benutzung von Golfcarts auf den bestehenden Plätzen vorzuschreiben, damit pro Tag mehr Leute durchgeschleust werden konnten.

Gerry King, der Chief Executive Officer von Fairway, kannte jeden in der Branche, und er schien seine Kontakte skrupellos zu nutzen. Er zog Spitzenspieler dazu heran, seine Carts zu sponsern und Verbesserungen vorzuschlagen, damit die Fahrzeuge immer besser wurden. Er kannte die Topleute unter den Golfplatzarchitekten im Land, die für neue Plätze Fairway-Fahrzeuge empfahlen. Und er erläuterte in aller Breite seine engen Verbindungen zu Händlern.

Das Unternehmen nahm der Konkurrenz mehr und mehr Marktanteile ab, und sein Cash flow war in den letzten beiden Jahren jeweils um fünfundzwanzig Prozent gestiegen. Fairway hatte sich zwar hoch verschuldet, um sein Wachstum zu finanzieren, und mir war klar, daß ich ein paar gründliche Analysen würde erstellen müssen, wenn ich wieder in London war, um sicherzugehen, daß sie mit dieser Verschuldung fertig werden würden, aber einmal vorausgesetzt, daß das Ergebnis positiv ausfiel, war Fairway meinem Eindruck nach eine gute Anlage.

Als die Präsentation vorüber war, fragte Jack: »Nun? Wie gefällt Ihnen das Unternehmen? Ich kann es gar nicht abwarten, ein paar von den Anleihen in die Finger zu kriegen. Was meinen Sie dazu, Paul?«

»Hm, das hörte sich ganz gut an«, sagte ich.

Jack lachte. »Ganz gut«, sagte er und machte meinen englischen Akzent nach. »Dynamit ist das, verdammt noch mal!«

»Ich sehe Sie dann morgen in Ihrem Büro«, sagte ich und trennte mich von ihm.

Vor dem Vortragssaal nahm eine Frau Anmeldungen

für die Fahrt nach Las Vegas am Nachmittag tags darauf entgegen. Drei Casinos standen auf dem Programm. Der Höhepunkt sollte das neueröffnete Tahiti sein. Ich trat an den Tisch und trug mich in die Liste ein. Ich wußte immer noch nicht mit Bestimmtheit, weshalb Debbie umgebracht worden war. Es konnte etwas mit der Tremont Capital zu tun haben oder mit Piper. Ich war gespannt auf das Wiedersehen mit ihm. Ich wollte noch eine Menge mehr über Irwin Piper erfahren.

Für das Mittagessen war an diesem Tag ein Conférencier vorgesehen, ein berühmter Gastgeber amerikanischer Talk-Shows, von dem ich noch nie etwas gehört hatte. Ich beschloß, das Essen auszulassen und mir an einem Swimmingpool ein nettes Plätzchen für ein Nickerchen zu suchen.

Am zentralen Pool herrschte mir zuviel Trubel, aber ein kleinerer war mir bereits am Tag vorher aufgefallen, weil er etwas abseits am Rande des Geländes lag, in einem Innenhof in spanischem Stil. Das schien mir der geeignete Ort, um ein, zwei Stündchen zu verdösen. Es war kein Mensch dort, und ich suchte mir eine ruhige Ecke, legte mich hin und schloß die Augen.

Ich mußte eingenickt sein, denn ich erwachte von einem sanften Platschen, als jemand ins Becken eintauchte. Ich öffnete die Augen und erblickte die lange, geschmeidige Gestalt Cathys, die anmutig durchs Wasser glitt. Sie war eine ausgezeichnete Schwimmerin und zog ruhig ihre Bahnen.

Schließlich stemmte sie sich aus dem Becken und trocknete sich auf der anderen Seite des Innenhofs ab. Ich

war mir nicht sicher, ob sie mich erkannt hatte, da ich mit dem Gesicht nach unten auf einer Sonnenliege lag. Aus einem halb zugekniffenen Auge beobachtete ich sie, als sie sich mit ihrem Handtuch erst das eine schlanke goldbraune Bein trockenrieb und dann das andere. Als sie sich aufrichtete, um sich die Schultern abzutrocknen, bewunderte ich die sanfte Rundung ihres Rückens, die ihr Badeanzug kokett entblößte.

Sie legte sich hin und schloß die Augen. Nach etwa fünf Minuten hörte ich noch jemanden den kleinen Innenhof betreten. Ich öffnete die Augen und erkannte den spärlich behaarten Kopf von Dick Waigel. Ein ziemlicher Fettring schwabbelte um den Gummizug seiner Bermudashorts. Ich glaube, auch er bemerkte mich nicht, denn seine Aufmerksamkeit wurde sogleich von der ausgestreckten Cathy gefangengenommen. Er watschelte zu ihr hinüber, hockte sich neben sie und begann auf sie einzureden. Ich konnte zwar nicht verstehen, was gesagt wurde, aber ich sah, wie Cathy sich aufsetzte und gemessen antwortete.

Ich glaubte, meinen Augen nicht zu trauen, als Waigel seine, Hand fast beiläufig auf Cathys Schenkel sinken ließ. Sie streifte sie sofort ab, doch er legte sie mit mehr Nachdruck wieder hin und schickte sich sogar an, ihr den anderen Arm um die Schultern zu legen.

Ohne Cathys Reaktion abzuwarten, sprang ich auf und lief um den Pool herum. Ich packte einen von Waigels Armen und zerrte ihn hoch. Waigel war klein, völlig überrumpelt und stand zudem auf dem falschen Fuß. Ich nutzte meinen Vorteil, so gut ich konnte, indem ich eine

saubere Gerade direkt auf seinem Kinn landete. Er flog im hohen Bogen rückwärts in das Becken.

Als sein Kopf unter Wasser geriet, spuckte er, schnappte nach Luft und watete auf die gegenüberliegende Seite des Pools. Er stemmte sich hoch, und das nasse Fett klatschte auf den gefliesten Boden. »Scheiße noch mal, was fällt Ihnen denn ein?« schrie er mir zu, und sein nasses Gesicht war zornrot. »Ich habe mit dem Miststück doch nur geredet! Glauben Sie bloß nicht, daß Sie mich einfach so niederschlagen können! Sie können sich auf was gefaßt machen! Ich mache Sie fix und fertig, Murray!«

Er klaubte sein Handtuch auf und stapfte aus dem Innenhof, immer noch Beschimpfungen und Drohungen ausstoßend. Ich sah ihm einfach nur nach.

Cathy hockte auf ihrer Sonnenliege, das Kinn auf den Knien.

»Meinen Sie, er hat jetzt endlich kapiert, daß er jedesmal, wenn er sich an Sie ranmacht, eine verpaßt kriegt?« fragte ich.

»Hoffentlich«, sagte sie und starre auf einen Punkt unmittelbar vor ihren Füßen.

Ich setzte mich neben sie. Keiner sagte etwas. Ich spürte, wie der Zorn, der in ihr kochte, allmählich verrauchte.

»Ich hasse diese Firma, und ich hasse die Leute, die für sie arbeiten«, murmelte Cathy.

Ich antwortete nicht. Sie tat mir leid, weil sie einem solchen Dreckskerl wie Waigel auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war und mit seiner Geilheit fertig werden mußte. Kein Wunder, daß sie das alles haßte. Ich hatte

keine Ahnung, wie sie überhaupt damit zurechtkam. Cathy schien eine starke Frau zu sein – weshalb sagte sie denen nicht einfach, sie könnten sie gern haben, und warf ihnen den Dreck hin? Vermutlich deshalb nicht, weil sie sich nicht gern unterkriegen ließ.

Eine Weile noch saßen wir so beieinander, jeder in seine Gedanken versunken. Schließlich streckte Cathy die Beine aus und stand auf. Sie bedachte mich mit einem raschen, nervösen Lächeln. »Danke«, sagte sie mit dünner Stimme. Sie biß sich auf die Lippen, raffte ihre Sachen an sich und lief aus dem Innenhof.

Die Präsentationen fingen um zwei Uhr wieder an. Als erstes erläuterte der Chief Executive einer privaten Fernsehanstalt seinen Plan, das größte und beste Network im Land aufzuziehen, doch ich hörte nur mit halbem Ohr zu. Und das galt auch für die beiden Vorträge, die danach kamen. Ich war im Geist immer noch mit Cathy beschäftigt. In jenen wenigen Minuten am Pool hatte ich mich ihr so nah gefühlt. Ihre Verletzlichkeit ließ mir keine Ruhe. Die aggressive Geschäftsfrau, die ich in De Jongs Büro in London kennengelernt hatte, war zu einem kleinen Mädchen geworden, das Verfolgungen zu erdulden hatte und einen Beschützer brauchte.

Das Programm des Abends sah Drinks und Barbecue am zentralen Pool vor. Eine Brise wehte vom Hügel herunter. Sie brachte Kühlung und kräuselte die Wasseroberfläche. Die Reflexion der glühenden Kohle, der weißen Tischtücher und des Gewimmels aus Blazern und Sommerkleidern tanzte übers Wasser, als ich näher her-

antrat. Der Klang von Gelächter drang über den Pool hinweg an mein Ohr und vermischt sich mit dem Gezirpe der Grillen. Das Ganze fand unter einem Sternenhimmel statt, der wie der Hintergrund eines Hollywood-musicals wirkte.

Es war ein schöner Abend, und ich schlenderte zwischen den ernsten jungen Männern und Frauen umher, die sich nach zwei anstrengenden Tagen langsam zu erhölen begannen. Ich plauderte so nebenher mit einer ganzen Reihe von Leuten, hielt mit einem Auge jedoch immer nach Cathy Ausschau.

Als ich wieder einmal den Blick über die Menge schweifen ließ merkte ich, daß Waigel mich ansah. Dieser Mann wird nicht so einfach vergeben und vergessen, dachte ich.

»Paul?« Hinter mir hörte ich eine Frauenstimme meinen Namen sagen. Ich drehte mich um. Es war Madeleine Jansen.

»Oh, hallo.«

»Wie finden Sie denn die Konferenz?«

»Ach, äh, sehr interessant«, sagte ich, sah jedoch über ihre Schulter hinweg.

Madeleine sagte noch etwas und blickte mich erwartungsvoll an.

Ich hatte überhaupt nicht zugehört. »Entschuldigung, ich habe Sie nicht verstanden. Es war so viel los heute.«

»Haben Ihnen einige der Unternehmen gefallen?«

»Ja, eins. Fairway. Die fand ich gut.« Wo war Cathy bloß?

»Ach ja?«

Endlich entdeckte ich sie. »Entschuldigen Sie mich«, sagte ich zu Madeleine und drängte mich durch die Menge zu Cathy durch.

Sie stand inmitten einer kleinen Gruppe mit Cash. Ich blieb einen Augenblick stehen und sah sie nur bewundernd an. Das Glutrot der Grillkohle flackerte über ihr Gesicht und hellte ihr Lächeln auf. Die Schatten machten ihre dunklen Augen noch größer als gewöhnlich. Ich kämpfte mich bis zu ihr durch.

»Cathy«, sagte ich.

Sie wandte den Kopf und sah mich an. Für einen Augenblick wurde aus ihrem höflichen ein strahlendes Lächeln. Sie errötete leicht und sagte: »Hallo.«

»Hallo.«

Eine Pause trat ein. Keine verlegene oder heikle, einfach nur eine Pause.

»Geht's Ihnen wieder besser?« fragte ich.

»Nach diesem Nachmittag, meinen Sie?« sagte sie. »Ja, es geht mir gut. Noch mal danke für das, was Sie getan haben.« Ihre Stimme verriet mir, daß sie es wirklich so meinte und nicht nur höflich war. Sie lächelte.

Ich ließ den Blick wieder über die Menschenmenge unter dem Baldachin der Wüstennacht schweifen. »Haben Sie so etwas schon einmal mitgemacht?« fragte ich.

»Nein, aber ich war schon mal in Phoenix«, sagte sie. »Mit einem Greyhound Bus. Das ist schon etliche Jahre her. Ich war damals Studentin, und da haben wir an so was nicht teilgenommen, sondern uns auf die ärmliche Tour durch Amerika geschlagen.«

»Waren Sie allein unterwegs?«

»Nein. Mit einem Freund.«

Ich malte mir Cathy als Studentin aus, wie sie durch die Hitze Arizonas reiste. Jeans, T-Shirt, das lange Haar zurückgebunden, sorglos. »Der Glückliche«, dachte ich und wurde rot, als ich merkte, daß ich laut gedacht hatte.

Cathy lachte. »Ich habe ihn schon seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Sehen Sie denn sonst jemanden? Ich meine, jetzt?« Es platzte aus mir heraus, und ich begriff erst hinterher, wie wichtig mir die Frage war und wie sehnlich ich die richtige Antwort erhoffte.

Sie gab sie mir. »Nein«, sagte sie. »Niemanden.« Sie schwieg und sah mich an. »Und Sie?«

Ich dachte schlagartig an Debbie. Ihr rundes Gesicht, ihre lächelnden Augen und unser Gespräch in der Nacht, bevor sie starb. Das Gespräch, das irgend etwas in Gang gesetzt hatte. Die Erkenntnis, daß das Leben dazu da war, genossen und mit anderen Menschen geteilt zu werden. Debbie hätte solch ein Mensch sein können. Und auch wenn sie nicht mehr da war, so wirkte ihre Lebendigkeit doch fort. Ich konnte sie fast hören, wie sie mich drängte, um Cathy zu werben, und wie sie mich aufzog, weil ich so schüchtern war. Doch das alles konnte ich nicht erklären.

»Nein, niemanden«, sagte ich. Ich hatte den Eindruck, daß Cathy sich daraufhin zu entspannen schien. Ich fühlte mich ermutigt. »Und wohin sind Sie sonst noch mit Ihrem Bus gefahren?« fragte ich.

Sie erzählte mir von ihrer Rundreise durch Amerika und noch viele andere Dinge. Sie sprach von Freunden, Familie, Universität, Büchern, Männern. Und auch ich

erzählte, bis tief in die Nacht hinein. Wir saßen auf einem Rasenstück, von dem aus man den Swimmingpool überblickte, und beobachteten, wie sich die anderen Konferenzteilnehmer nach und nach zurückzogen. Endlich, um halb drei, lange nachdem alle anderen gegangen waren standen wir auf. Da ich nichts riskieren wollte, das den Abend ruiniert hätte, sagte ich gute Nacht, küßte sie auf die Wange und machte mich, leise vor mich hin singend, auf den Weg in mein Zimmer.

Ich nahm ein Taxi in die Innenstadt, um Jack Salmon zu besuchen. Durchs Wagenfenster betrachtete ich den Schilderwald und die sonnengedörrten Holzhäuser mit den Läden, die die Straße nach Phoenix säumten, und dachte an Cathy, an ihre dunklen Augen und ihr intelligentes Gesicht, an die Augen, die sanft im Sternenschein leuchteten. Und ich dachte wieder an ihre Verletzlichkeit, die ich gespürt hatte, als wir beide tags zuvor am Pool gesessen hatten.

Doch nicht nur sie war verletzlich. Auch meine Gefühle lagen bloß, und Cathy konnte mit ihnen tun, was sie wollte. Seit dem Tod meines Vaters war ich darauf bedacht gewesen, meine Gefühle zu schützen und gegen äußere Einflüsse – etwa die geistige Verwirrtheit meiner Mutter – zu panzern. Erst hatte ich meine emotionale Energie mit Laufen aufgefangen, und inzwischen war es das Trading. Willenskraft, Entschlossenheit und Selbstdisziplin. Sie hatten mir meine Olympiamedaille eingebracht. Und sie würden einen erstklassigen Trader aus mir machen.

Und nun mußte ich feststellen, daß es mich danach verlangte, diese eiserne Klammer zu lockern, die ich mir über die Jahre auferlegt hatte. Ich fürchtete mich zwar ein wenig davor, zugleich aber war ich gehobener Stimmung. Warum auch nicht? Das Risiko lohnte sich. Ich war neugierig, was passieren würde.

Aber ob sie mich auch haben wollte? Eine Zurückweisung würde schwer zu verkraften sein. Sehr schwer.

Das Bürohaus der Phoenix Prosperity leuchtete im Sonnenlicht, als das Taxi sich ihm näherte. Es schien aus der gleichen Art von Glas erbaut wie diese Sonnenbrillen, in denen sich alles widerspiegelt. Der riesige schimmern-de Würfel erhob sich aus dem Dickicht aus Beton, Teer, Holz und Staub, das das Unterholz der modernen amerikanischen Stadt bildet.

Das Taxi hielt auf einem Parkplatz, der zu drei Vierteln leer war. Ich stieg aus und ging auf das Gebäude zu. Trotz des Verkehrs, der die nahe Straße entlangbrauste, ging eine stille Bedrohlichkeit von ihm aus. Niemand betrat es, niemand kam heraus. Es erinnerte mich an eine jener bösartigen Geheimanlagen, die in James-Bond-Filmen auftauchen, wenn es dem Ende zugeht. Ich erwartete, von ausdruckslosen Automatenmenschen in exotischen Uniformen begrüßt zu werden. Statt dessen blickte ein übergewichtiger Sicherheitsposten flüchtig von seiner Zeitung auf und winkte mich in Richtung Lift.

Die Investmentabteilung befand sich im zweiten Stock. Eine Sekretärin nahm mich in Empfang und forderte mich auf, in einem der vier Ledersessel Platz zu nehmen, die in der Mitte einer weitläufigen Halle gruppiert waren.

Ich saß und wartete. Der Jahresbericht der Phoenix Prosperity lag auf dem niedrigen Tisch vor mir. Unter der Überschrift »Wir lassen Ihr Vermögen aus der Asche steigen« prangte ein Foto des Phoenix-Gebäudes, das sich vor einem unnatürlich blauen Himmel erhob. Ich blätterte das Dokument durch. Die Phoenix Prosperity hatte zum Aufbau der Stadt etliche wertvolle Beiträge geleistet. Sie hatte in der Region insgesamt zwanzig Filialen.

Der Chief Executive, ein gewisser Howard Farber, hatte einen erläuternden Text beigesteuert. Darin kam er zwar auf die finanziellen Schwierigkeiten zu sprechen, mit denen die Bank offenbar vor zwei Jahren zu kämpfen gehabt hatte, erwähnte dann jedoch eine substantielle Finanzspritze, die die Bilanz gestärkt hatte. Kein Hinweis darauf, woher diese Finanzspritze gekommen war.

Ich warf einen Blick auf die Jahresbilanz. Das Eigenkapital war von einer Summe von zehn Millionen Dollar vor zwei Jahren auf über fünfzig Millionen angewachsen. Da mußten sich die neuen Finanzmittel niedergeschlagen haben. Auch das Vermögen war sprunghaft gestiegen, und zwar von hundert Millionen vor zwei Jahren auf gegenwärtig fünfhundert Millionen. Der Bericht war mehr als verschwommen, was die Beschaffenheit dieses Vermögens betraf. Vielleicht würde Jack mich ja aufklären können.

Gerade in diesem Augenblick betrat er den Empfang. »Hi, Paul, schön, daß Sie gekommen sind«, sagte er und streckte mir die Hand entgegen.

Ich schüttelte sie. »Schön, Sie zu sehen«, sagte ich.  
»Kommen Sie herein.« Er führte mich durch einen en-

gen Flur in ein geräumiges Büro mit vier vollständig ausgerüsteten Handelstischen in der Mitte. »Da wären wir«, sagte er. »Nehmen Sie Platz.«

Das tat ich. Jack setzte sich mir gegenüber.

»Dann erzählen Sie mir doch mal, was Sie den ganzen Tag so treiben«, sagte ich.

»Wissen Sie, wie eine Savings and Loan funktioniert?«

»Läuft das nicht ein bißchen wie bei unseren Bausparkassen?«

»Ja, so fangen viele von ihnen an«, sagte er. »Kleine Sparkassen, die am Ort Geld auftreiben, um es gegen lokale Hypotheken auszuleihen. Alles sehr konservativ, alles sehr langweilig.«

»Sie sehen mir nicht gerade aus wie der Typ, der den ganzen Tag Hypotheken bewilligt«, sagte ich.

Jack grinste. »Der bin ich auch nicht. Vor einer Reihe von Jahren wurden die Savings and Loans dereguliert. Mittlerweile können sie in alles nur mögliche investieren: Bodenspekulation, Eurobonds, selbst in Junk Bonds. Wir können alle interessanten Investitionen tätigen.«

»Aber warum sollten denn Anleger Ihnen ihr Geld anvertrauen, wenn Sie damit doch nur spielen? Was, wenn Ihre Investitionen fehlschlagen? Dann würden die Leute am Ort doch alles verlieren.«

»Das ist eben das Schöne an der ganzen Angelegenheit«, sagte Jack lächelnd. »Sämtliche Einlagen sind von der US-Regierung über die Federal Savings and Loan Insurance Corporation abgesichert. Wir können uns so viel Geld leihen, wie wir wollen, und damit spielen, wie es uns gefällt. Den Anleger schert das nicht, weil er sich darauf

verlassen kann, daß Uncle Sam für ihn einsteht. Ganz einfach.«

»Und was passiert mit den Aktionären? Die zumindest können doch bestimmt alles verlieren?«

»Ja, das ist richtig. Doch die potentiellen Rückflüsse sind riesig. Für jede zehn Millionen Dollar, die sie investieren, können sie sich neunzig Millionen leihen, die von der Regierung abgesichert werden. Das heißt, wenn sie gut investieren, können sie das Mehrfache ihrer ursprünglichen Investition verdienen. Sofern sie es sich leisten können, ihren ursprünglichen Einsatz, falls sie Pech haben, zu verlieren, sind die Gewinnchancen großartig.«

Das war es also! »Uncle Sam's Geldmaschine« war eine Savings and Loan! Die Vierzig-Millionen-Dollar-Investition in Waigels Diagramm bezog sich auf die Tremont Capital als Käuferin einer Savings and Loan. Wenn sie sich eine Regierungsbürgschaft zunutze machte, um Geld zu leihen, konnte sie aus den anfänglichen vierzig Millionen Dollar mehrere hundert Millionen machen. Und wenn die Savings and Loan scheiterte, na schön, dann würde die Tremont Capital in Höhe ihrer Anleihenverpflichtung die Hand hochheben müssen. Das war genau die Art innovative Finanzierungstechnik, auf die ein Marshall Mills sich etwas zugute gehalten hätte. Und ich hatte auch schon so eine Ahnung, welche Geldmaschine die Tremont Capital gekauft hatte. Ich hoffte, daß Jack meinen Verdacht bestätigen würde.

»Ich habe draußen gerade einen Blick in Ihren Jahresbericht geworfen«, sagte ich. »Darin war von einer um-

fangreichen Finanzspritze vor etwa zwei Jahren die Rede.  
Woher kam die denn?«

»Tut mir leid, aber das darf ich Ihnen nicht sagen.«

Na schön, dachte ich. Das würde ich wahrscheinlich später noch nachprüfen können.

»Was sind denn so die interessanteren Sachen, in die Sie investieren?« fragte ich.

»Ach, Grundbesitz, Junk Bonds, ein Freizeitpark, sogar ein Casino.«

»Ein Casino! Das hört sich ja spannend an. Ist das eins, von dem ich schon gehört haben könnte?«

»Nun, das ist dieser wirklich schmucke Schuppen in Las Vegas«, fing Jack an. Dann unterbrach er sich. »Tut mir leid, aber ich glaube, ein paar Leute würden sich schrecklich aufregen wenn sie erführen, daß ich darüber geredet habe. Ich kann Ihnen nur sagen, daß es groß ist. Richtig groß.«

Ich glaubte Jack gern, daß es ihm leid tat. Er hätte zu gern mit seiner Investition geprahlt.

»Hört sich interessant an. Aber erzählen Sie mir doch ruhig davon. Der Name ist ja nicht wichtig« – da ich ihn bereits erraten habe, hätte ich hinzusetzen können.

»Das ist ein tolles Geschäft«, sagte Jack zögernd. »Wir haben uns mit einem erstklassigen Betreiber zusammengetan, um eins der besten, wenn nicht das beste Casino im Land zu bauen. Das Projekt ist so gut wie abgeschlossen. Wir brauchen nur noch abzuwarten, daß die Junk-Bond-Finanzierung durch ist, dann fließt das Geld an uns zurück.«

»Und was für einen Gewinn werden Sie dabei machen?« fragte ich.

»Oh, wir verdoppeln unser Geld«, sagte Jack lächelnd.

»Nicht übel, ganz und gar nicht übel«, sagte ich. »Uncle Sam's Geldmaschine« nahm also staatlich abgesichertes Geld von lokalen Anlegern auf und benutzte es dazu, ein Stück von Irwin Pipers Tahiti zu kaufen. Die Frage war nur, wer hinter den Investitionen von Phoenix Prosperity stand. Es war offensichtlich, daß Jack nicht das Hirn hinter der Operation war. »Gibt man Ihnen Richtlinien vor, in was Sie investieren sollen, oder können Sie tun, was Sie wollen?«

»Kommt drauf an«, sagte Jack. »Manchmal sagen sie mir, was ich kaufen soll, manchmal akzeptieren sie einfach meine Vorschläge. Ich meine schon, daß sie mein Urteil schätzen. He, wissen Sie was? Mir fällt da gerade das Fairway-Geschäft ein. Wollen Sie mir nicht helfen, ein paar Anleihen zu kaufen? Ich denke da an eine Größenordnung von fünf Millionen.«

»Gern«, sagte ich. »Aber ich glaube, ich schaue lieber einfach nur zu. Fangen Sie an.«

»Okay. Nur eine Minute noch, ich muß erst den Chef anrufen.«

Jack wählte eine Nummer und entfernte sich leider so weit von mir, daß ich nicht mithören konnte. Bis jetzt hatte er sich mächtig in die Brust geworfen, aber nun nahm er eine Art Unterwerfungshaltung ein, wie ein ungezogener junger Hund, der eine Tracht Prügel von seinem Herrn erwartete. Nach ein paar Minuten todernster Unterhaltung, bei der Jack überwiegend zuhörte, legte er den Hörer wieder auf. Seine Augen leuchteten.

»Wow, das hat ihm gefallen«, sagte er. »Er will nicht,

daß ich fünf Millionen kaufe, sondern gleich zwanzig. Endlich beginnen diese Knaben meine Einfälle zu würdigen. Na, dann mal ran.» Der junge Hund wedelte mit dem Schwanz. Sein Herrchen hatte ihm unerwartet einen Knochen zugeworfen.

Ich verfolgte, wie Jack sich ans Werk machte, um seine Fairway-Anleihen zu kaufen. Nach allem, was er sich auf seine Erfahrungen zugute hielt, stümperte er gewaltig herum. Es erfordert ein ziemliches Fingerspitzengefühl, zwanzig Millionen Dollar Anleihen auf dem Junk-Bond-Markt zu kaufen. Da muß man behutsam herumschnuppern, um Händler zu finden, die haben, was man gerade sucht. Seine Nachforschungen kaschiert man durch alle möglichen blinden Fährten, so daß niemand genau weiß, worauf man aus ist. Dann, wenn man den Händler gefunden hat, der imstande scheint, einen mit der größtmöglichen Zahl von Anleihen zum niedrigstmöglichen Preis zu versorgen, schenkt man ihm reinen Wein ein und sagt ihm ganz genau, was man vorhat. Dann kann er darangehen und versuchen, die Anleihen in aller Stille von seinen Kunden zu kaufen, ohne den Markt aufzuscheuchen.

Aber Jack war nicht Hamilton. Er begann damit, daß er zehn Börsenmakler nach dem Preis der Fairway-Anleihe fragte. Er kaufte jeweils für zwei Millionen von den drei-en, die den niedrigsten Kurs hatten. So weit, so gut. Das Problem war nur, daß der Kurs, als Jack dann den Rest zu kaufen versuchte, man höre und staune, um drei bis vier Punkte gestiegen war. Sämtliche Dealer waren dahintergekommen, was er vorhatte, und, was schlimmer war, sie

wußten, daß auch alle anderen Dealer es wußten. Jack verbrachte den größten Teil des restlichen Vormittags damit, Dealer anzubrüllen, weil sie ihm mit höheren Kurzen kamen. Als ich mich verabschiedete, mußte er immer noch acht Millionen kaufen und war ausgesprochen schlecht gelaunt.

Ich nahm ein Taxi zurück zum Hotel. Ehe ich auscheckte, rief ich rasch noch Tommy in New York an.

»Wie schön, von Ihnen zu hören«, sagte Tommy, locker wie immer. »Ich darf wohl davon ausgehen, daß Sie nach so einem Urlaub in der Sonne 'ne schöne Farbe haben?«

»Wenn ich noch einen geschniegelten Chief Executive über unternehmerische Synergieeffekte und gestiegene Substanzwerte reden höre, platze ich«, sagte ich. »Haben Sie schon was erreichen können?«

»Noch nichts. Die Polizei ist nicht gerade kooperativ. Außerdem kommt man nur schwer an Shoffmans Akte heran. Aber keine Sorge, ich gebe keineswegs auf. Haben Sie denn was rausgefunden?«

»Ja, ich bin ein ganzes Stück weitergekommen.« Ich erzählte ihm von meinem Schwatz mit Jack und der Entdeckung, was sich hinter »Uncle Sam's Geldmaschine« verbarg. »Ich würde Sie gern um einen weiteren Gefallen bitten«, sagte ich.

»Nur zu«, sagte Tommy.

»Versuchen Sie doch mal rauszukriegen, wer das war, der irgendwann innerhalb der letzten zwei Jahre die Phoenix Prosperity übernommen hat. Die Käufer haben vierzig Millionen Dollar dafür bezahlt. Könnte sein, daß

irgendeine Pressedatenbank was darüber hat, obwohl ich den Verdacht hege, daß der Deal geheimgehalten wurde. Bloomfield Weiss ist da sicher ein guter Ansatzpunkt. Die könnten offiziell entweder die Phoenix Prosperity oder den Käufer beraten haben. Vielleicht kriegen Sie ja da was raus.«

»Das ist 'ne heikle Angelegenheit, so einfach in den Akten der Finanzbuchhaltung herumzustöbern. Für so was kann man in den Knast wandern.«

»Ich weiß, aber wir brauchen Beweise, wer da als Verkäufer aufgetreten ist. Mit Vermutungen ist uns nicht gedient ... Entschuldigen Sie, Tommy. Wenn Sie das nicht machen wollen, habe ich volles Verständnis dafür.«

»Nichts da. So leicht werden Sie mich nicht los. Wo ich mich doch so prächtig amüsiere. Ich werde Ihnen die Information schon beschaffen. Wo kann ich Sie eigentlich erreichen?«

»Für zwei Tage werde ich im Tahiti sein«, sagte ich. »Da können Sie sich mit mir in Verbindung setzen. Viel Glück.«

Ich war froh, daß Tommy das Ganze für einen Heidespaß hielt. Mir war zwar nicht wohl dabei, daß ich ihn um etwas bat, das mit so viel Risiko verbunden war, aber er schien schließlich äußerst bereitwillig mitzumachen. Die ganze Aktion gab ihm Gelegenheit, es Bloomfield Weiss heimzuzahlen.

Ich selbst konnte die Angelegenheit nicht ganz so von der heiteren Seite nehmen. Wer immer dahintersteckte, war gefährlich. Debbie und Greg Shoffman waren beide umgebracht worden, weil sie der Tremont Capital auf der

Spur waren. Jetzt hatte ich ihre Stelle eingenommen. Und ich kam weiter, insbesondere, was »Uncle Sam's Geldmaschine« betraf. Wenn Tommy Antworten auf meine Fragen fand, kam ich der Lösung des ganzen Falls sehr, sehr nahe. Alles lief prima. Hamilton würde das anerkennen müssen. Ich würde ihm zeigen, daß er sein Vertrauen zu Recht in mich gesetzt hatte.

## 16

Nach Las Vegas reisten wir im großen Stil. Irwin Piper hatte sein Privatflugzeug für besonders geschätzte Investoren zur Verfügung gestellt. Zu meiner Überraschung gehörte auch ich zu ihnen. Jack Salmon und Madeleine Jansen waren ebenfalls dabei. Dazu kamen drei, vier Investoren von Finanzverwaltern, die zu den größten überhaupt gehörten. Und natürlich Cash und Waigel. Und Cathy.

Cash genoß die Reise in vollen Zügen. Das Flugzeug war auf die Bedürfnisse der High-Rollers ausgelegt, die Piper zu seinem Casino transportieren wollte. Es gab eine Bar mit etlichen Flaschen gekühltem Champagner. Cash machte sich unverzüglich über sie her und nötigte auch alle anderen, ein Glas zu trinken. Binnen weniger Minuten summte das Flugzeug von angeregtem Geplauder und Gelächter. Cashs Party war in vollem Gange.

Sehr zu seinem Vergnügen fand Waigel einen Fernseher samt einer Auswahl pornographischer Videokassetten, die er begierig eine nach der anderen einlegte. Cathy,

neben die er sich gezwängt hatte, starre angewidert aus dem Fenster.

Ich saß neben Madeleine Jansen, und auf seinem Weg durch das Flugzeug erreichte der Champagner auch uns. Madeleine hob ihr Glas. »Prost.«

»Prost.«

Wir nippten beide an unseren Gläsern. Die Perlen tanzten mir durch den Mund und stiegen mir prickelnd in die Nase. Champagner scheint erst ab einer gewissen Höhe seine Wirksamkeit richtig zu entfalten.

Ich sah aus dem Fenster auf die dürre Wüste von Arizona hinunter. Wir flogen gerade über eine niedrige Bergkette, entlang derer sich die Wüste zu allen möglichen Braun-, Gelb-, Orange- und Schwarztönen aufwarf. Die Landschaft schien nur aus Felsen, Sand und den Schatten zu bestehen, die das starke Sonnenlicht hervorbrachte. Weit und breit war kein grüner Fleck in Sicht. Nur ein einziger schnurgerader, von Menschen gemachter Fahrweg durchteilte die Landschaft, so weit ich sehen konnte. So von oben betrachtet, aus einem klimatisierten Flugzeug in zehntausend Meter Höhe, wirkte die Landschaft kalt und leer. Man konnte sich die intensive Hitze dort unten nur schwer vorstellen.

Madeleine warf einen Blick über die Schulter in Richtung Cathy. »Sie wirkten in Phoenix ein wenig abgelenkt«, sagte sie.

Meine Wangen brannten. »Ja, es tut mir leid. Ich war doch nicht zu unhöflich? Ich hoffe, Sie verzeihen mir.«

»Aber selbstverständlich.« Sie lachte. Es war mir peinlich, daß mein Interesse an Cathy so offenkundig gewe-

sen war. Madeleine schien das jedoch lediglich zu amüsieren.

»Waren Sie schon mal in Las Vegas?« fragte sie.

»Nein, noch nie. Ich bin schon ganz gespannt. Und Sie?«

»Ein-, zweimal.«

»Auf Urlaub oder als Investorin?«

»Auf Urlaub war ich dort nie«, sagte sie. »Ich mußte mich immer um Investitionen kümmern.«

»Junk-Bond-Investitionen?« fragte ich.

»Überwiegend«, sagte sie, »obwohl wir auch ein paar eigene Kapitalbeteiligungen an Casinos haben.«

»Wirklich?«

»Ja. Tatsächlich gehört uns auch ein Teil des Tahiti.«

Endlich! Endlich jemand, der bereit war, freimütig zu sagen, was seiner Firma gehörte.

»Das ist ja interessant. Was halten Sie denn von dem Projekt?«

Madeleine sah mich belustigt an. »Was halten Sie denn selbst davon?«

Ich rutschte unbehaglich auf meinem Sitz hin und her. Diese Frau wußte offensichtlich, wovon sie redete, und ich wollte mich nicht gern blamieren. Andererseits hatte mir die Sache nie gefallen, nicht einmal, bevor ich auf Pipers trübe Vergangenheit gestoßen war. »Ich kenne mich mit Casinos kaum aus, so daß ich mich irren kann, aber ehrlich gesagt halte ich rein gar nichts davon.«

»Und wieso nicht?« erwiderte Madeleine immer noch mit einem kleinen Lächeln.

»Ich bin einfach nicht davon zu überzeugen, daß Casi-

nos gegen Rezessionen gefeit sind, schon gar nicht Casinos, die auf den Familienurlauber zugeschnitten sind. Während einer Rezession machen die Leute nun mal weniger Ferien, so simpel ist das. Und in den Finanzplänen ist nicht sehr viel Spielraum für den Fall, daß Zimmer und Tische leer bleiben.«

Sie sah mich interessiert an. »Fahren Sie fort«, sagte sie. »Nun ja, der andere Punkt ist Irwin Piper. Gewiß ist er ein cleverer Investor. Aber ich habe irgendwie das Gefühl, daß diese Geschichte für ihn ein Egotrip ist. Er will das spektakulärste Hotel der Welt und wird am Ende die Finanzierung überstrapazieren, damit es auch ja klappt.« Ich seufzte. »Genau gesagt, ich traue ihm nicht.«

Sie sah mich lange prüfend an. »Ich glaube, daß Sie damit recht haben«, sagte sie.

»Aber wenn Sie meiner Meinung sind, weshalb investieren Sie denn dann?« fragte ich verständnislos.

»Die Amalgamated Veterans hat investiert, nicht ich«, sagte sie. »Einer der Leute, die für mich arbeiten, hat sich für die Idee stark gemacht und einfach nicht aufgegeben. Es spricht ja auch vieles dafür. Es wird eines der berühmtesten Casinos der Welt werden, und Art Buxxy steht nun mal in dem Ruf, scharenweise Kunden anzulocken. Trotzdem, rein gefühlsmäßig hat mir das Ganze nie geschmeckt. Es war nur eben nichts Konkretes, das ich hätte einwenden können. Schließlich sind wir dann eingestiegen, zumal mein Kollege sich nicht davon abbringen ließ. Es waren schließlich nur fünfunddreißig Millionen Dollar.«

»Was meinen Sie damit – nur fünfunddreißig Millio-

nen Dollar?« sagte ich. »Das ist doch schrecklich viel Geld, wenn man es verliert!«

Madeleine lächelte. »Ich habe die Verfügungsgewalt über fünfzig Milliarden. Es ist sehr schwierig, genügend Gelegenheiten zu finden, um so viel zu investieren. Wir tätigen jede Menge Investitionen von fünfzig Millionen und weniger in Projekte wie das Tahiti.«

Obwohl ich selber gewohnt war, mit mehrstelligen Millionenbeträgen zu jonglieren, fiel es mir doch immer noch schwer, den wirklichen Umfang der amerikanischen Versicherungsindustrie zu erfassen. Unternehmen wie die Amalgamated Veterans, die Prudential und die Aetna spielten mit Summen, die größer waren als das Bruttonsozialprodukt der meisten Länder.

»Immerhin sieht es so aus, als würden wir nicht schlecht damit fahren. Wir haben die Überbrückungsfiananzierung für den Bau des Hotels bereitgestellt. Sowie die Junk-Bond-Emission plaziert ist, werden wir unser Geld zurückbekommen und obendrein wohl einen hübschen Gewinn machen.«

»Und in welcher Höhe?« fragte ich.

»So etwa achtzig Prozent sollten es schon werden«, meinte Madeleine. »Nicht schlecht für eine Investition über anderthalb Jahre.«

Diese achtzig Prozent paßten zu Jack Salmons Behauptung – wenn man eine gewisse Übertreibung von seiner Seite in Rechnung stellte –, die Phoenix Prosperity würde ihre Investitionssumme verdoppeln.

»Und weshalb fahren Sie jetzt noch ins Tahiti, wenn Sie Ihr Geld sowieso bald zurückkriegen?« fragte ich.

Madeleine schwieg einen Augenblick. »Ich möchte Sie ja nicht abschrecken, aber da Sie ohnehin schon skeptisch zu sein scheinen, kommt es wohl nicht mehr drauf an: Ich bin nicht überzeugt davon, daß die neue Junk-Bond-Finanzierung zustande kommen wird. Ich glaube, es bestehen ernsthafte Bedenken wegen Piper. Wir werden ja sehen.«

Wenn die Investoren über Piper wußten, was ich wußte, dann würden sie allerdings ernsthafte Bedenken haben. Und die Anteilseigner des Tahiti wie die Amalgamated Veterans würden ihr Geld nicht verdoppeln, sie würden es wahrscheinlich größtenteils verlieren.

»Wer hat denn sonst noch ins Tahiti investiert?«

»Außer uns und Irwin Piper selbst gibt es nur noch ein weiteres Unternehmen«, sagte sie. »Leider darf ich Ihnen nicht sagen, wer das ist.«

»Doch wohl nicht zufällig diese verrückte Sparkasse in Arizona?«

»Kein Kommentar. Sagen wir einfach nur, daß dieses andere Unternehmen mir durchaus nicht die Gewißheit verschafft, daß es sich um eine gute Investition handelt.«

Gerade in diesem Augenblick lachte Jack Salmon hinten im Flugzeug schallend über etwas, das Cash gesagt hatte, und Madeleine und ich tauschten belustigte Blicke.

Das Tahiti stand am Strip von Las Vegas, dem drei Meilen langen Boulevard, an dem sich die prunkvollsten Casinos befanden. Man konnte es unmöglich verwechseln. In einem hohen, weißen, achteckigen Turm war der

Großteil der Hotelzimmer untergebracht. Den Eingang erreichte man über eine kurze palmengesäumte Auffahrt. Über der Tür hingen riesige Transparente, die die offizielle Eröffnung ankündigten.

Die ersten Schritte im Inneren waren atemberaubend. Das Foyer war ein gewaltiges Atrium, das sich dreißig Meter hoch himmelwärts erhob. Der Fußboden war zu Inseln aufgelockert, die durch Gehsteige miteinander verbunden wurden. Salzwasser schwachte in kleinen Wellen an die Ufer. Auf den Inseln selbst befand sich eine Vielzahl von Sitzbereichen, Bars, Fast-food-Theken und natürlich auch die unvermeidlichen Spielautomaten. Während ich diesen »Archipel« durchwanderte, fiel mir besonders die Luft auf, in der sich der Duft sonnenwarmer Blumen mit einem leicht salzigen Meeresgeruch vermischt und so tatsächlich Südseebilder heraufbeschwore. Schildkröten und Fische in leuchtenden Farben schwammen zwischen den Inseln umher, und aus der Tiefe glühten Korallenriffe. Auf einer Seite des Atriums war das Becken eingezäunt. Dort pflügten die kraftvollen Dreiecke von Haifischfinnen durchs Wasser. Schöne Frauen in Baströcken und mit Blumengirlanden um den Hals bewegten sich lautlos unter Bäumen und brachten Drinks und Wechselgeld.

Ich ging auf mein Zimmer hinauf, um zu duschen und mich umzuziehen. Ich hatte eine der High-Roller-Suiten bekommen, wenn auch wahrscheinlich nicht die beste. Mir wurde ganz schwindlig von so viel Üppigkeit. Purpurroter Samt und Gold, wohin man auch blickte. Knöcheltiefe Teppiche. Ein riesiges, herzförmiges Badezim-

mer. Ein Bett von der Größe eines eigenen kleinen Zimmers. Über dem Bett ein kompliziertes Schaltbrett. Mutwillig drückte ich ein paar Knöpfe, was höchst irritierende Wellenbewegungen zur Folge hatte. Ich drückte die Knöpfe erneut, und das Bett stand wieder still. Ich beschloß, besser die Finger davon zu lassen, und betete nur, daß nichts an einem Timer hing.

Ich trat auf den kleinen Balkon vor dem Fenster. Direkt unter mir breitete sich das tiefblaue Wasser eines Swimmingpools in alle Richtungen aus. Auch dieser Pool war mit Inseln übersät, Schwimmer saßen im Wasser und tranken oder spielten auf den Inseln an Automaten.

Der Anblick von Mädchen in Badeanzügen erinnerte mich an Cathy. Ich lächelte vor mich hin und kehrte ins Zimmer zurück, um sie anzurufen. Es nahm jedoch niemand ab, also hinterließ ich bei der Rezeption eine Nachricht für sie, mit der Bitte, mich zurückzurufen.

Ich machte mich auf, um das Casino zu erforschen. Soviel Irwin Piper auch von High-Rollers reden mochte, der Großteil des Erdgeschosses war doch darauf abgestellt, dem gewöhnlichen Mann von der Straße im Lauf einer Nacht seine hundert Dollar aus der Tasche zu ziehen. Es gab eine Reihe großer Räume, die mit verschiedenen Südseemotiven dekoriert waren und in denen sich unübersehbar viele Roulette-, Black-Jack- und Craps-Tische aneinanderreihnten. Mit Ausnahme einiger Craps-Spieler, die offenbar gern laut waren, spielten die meisten in tödlicher Stille. Spieler reichten ihr Geld mit feierlichem Ernst den Croupiers, die ihnen mit professioneller Flinkheit einen Teil zurückgaben.

Und wieder die Spielautomaten: Reihe um Reihe, und jeder Herr über einen Menschen, der die Maschine wie in Trance in mechanischem Rhythmus fütterte. Fenster gab es nicht. Es mochte Tag sein oder Nacht, den Maschinen war das egal, und die Menschen taten, was man von ihnen erwartete.

Nachdem ich zwei Stunden durch das Casino gewandert war, fing mir alles vor den Augen zu verschwimmen an, aufblitzende Dollarzeichen, Lichter und Gesichter, alle auf der Jagd nach Geld. Ich fühlte mich unbehaglich. Wie ich Piper halb im Scherz erklärt hatte, war das Glücksspiel zwar auch mein Job, aber ich bekam meine Adrenalininstöße, wenn ich den blinkenden grünen Ziffern auf den Monitoren gegenüberübersaß. Die unbarmherzige Geldschieberei von Las Vegas ließ mich eher kalt. Aber vielleicht hielten mich ja meine Monitore genauso gefangen wie die Geldautomaten diese traurig wirkenden Gestalten.

In gedämpfter Stimmung aß ich ein Sandwich und ging zu Bett.

Es war eine großartige Zwei-Mann-Show. Piper in seinem konservativen Sommeranzug wirkte entspannt und seriös, und Art Buxxy, der Showman, erwies sich als wahrer König seines Fachs. Es war ein großer Augenblick für beide. Es galt, aus den Reihen des Publikums zweihundert Millionen Dollar lockerzumachen.

Piper fand Geschmack an seinem Publikum. In ebenso nüchternem wie überzeugendem Ton sprach er in abstrakten Formulierungen von der bemerkenswerten fi-

nanziellen Gelegenheit, die das Tahiti darstellte. Von Zahlen, Strategien und Wettbewerbsanalysen war die Rede.

Genug, um den Eindruck zu erwecken, daß das Tahiti in verlässlichen Händen war, aber nicht so viel, daß sich das Publikum gelangweilt hätte. Trotz seines reservierten Auftrittens ließ Piper, in dem Maße, wie er sich für seine Präsentation erwärmte, etwas von der Erregung durchscheinen, mit der das Projekt ihn erfüllte. Wie er da stand, groß, sonnengebräunt, elegant, doch konservativ gekleidet, und auf eine Weise sprach, die besser in einen Harvard-Club gepaßt hätte als in ein Spielcasino, wirkte er durchaus beruhigend auf seine Zuhörer. Allem Anschein zum Trotz mußte das Tahiti ja wohl eine respektierliche, konservative Investition darstellen, wie sonst hätte sich jemand wie Irwin Piper darauf einlassen können?

Dann war die Reihe an Art Buxxy. Art war ein kleiner Mann mit nußbraunem Gesicht und grauer Künstlermähne, der sich grenzenlos zu begeistern vermochte. Er stand kaum je einmal still, und wenn, dann nur, weil eine dramatische Pause angebracht schien, damit das Publikum seine Worte in ihrer ganzen Tragweite aufnehmen konnte. Seine derbe, kantige Art traf das Publikum, das eben noch dem geschliffenen Piper gelauscht hatte, wie eine Keule, aber binnen einer Minute schon hatte sein vitaler Charme alle bezaubert. Verkaufen war seine Berufung, und das Tahiti war die Liebe seines Lebens. Er zog sämtliche Register seines Könnens. Er erzählte von seiner Kindheit als falschspielender Sohn falschspielender Eltern. Die Geschichte vom armen Schlucker und Glücksspieler, der es zu etwas bringt, kombinierte auf griffige

Weise diverse Elemente des amerikanischen Traums. Dann ging er dazu über, in allen Einzelheiten darzulegen, wie man ein Spielcasino leitete. Wie man die Croupiers daran hinderte, Einnahmen zu unterschlagen, wie man Falschspieler erkannte und Datenbanken dazu einsetzte, die Charaktere der High-Rollers zu analysieren, welche Art von Werbeaufwand sich am meisten auszahlte. Wir waren in Bann geschlagen. Der Großteil des Publikums schien hin und weg.

Dann machten sie mit uns einen Rundgang durch den ganzen Komplex. Wenn man das alles mit Buxxys Augen betrachtete, verschwanden der geschmacklose Pomp und die Einsamkeit des großen Casinos. Man sah nur noch den Glamour, das Gefunkel, die erstaunlichen technischen Effekte. Er führte uns auch in die abgeschlossenen Räume, in denen die High-Rollers spielen sollten und die die schwelgerische Ausstrahlung von höchster Raffinesse, Macht und Geld besaßen. Als wir wieder im Konferenzsaal waren, wo er seinen Höhenflug begonnen hatte, spürte ich, daß die Mehrzahl der Zuhörer bereit war, auf der Stelle einen Scheck auszustellen.

»Irgendwelche Fragen?«

Schweigen. Keine heiklen Fragen zu Pipers Vorgeschichte. Keine Fragen zum ungünstigen Abschneiden der Automaten gegenüber den Tischen, zum Kostenaufwand für die Bequemlichkeit der High-Rollers, zu den Kosten für den Transport der Arbeiter und so weiter. Noch der zynischste Investor stand im Bann des großartigsten Spielcasinos auf Erden. Jedenfalls vorübergehend.

Ich hatte mich auf diesen Augenblick gründlich vorbereitet.

Ich stand auf.

Pipers Brauen verengten sich zu einer Andeutung von Stirnrunzeln. »Ja?«

»Ich habe zwei Fragen an Mr. Piper.« Das Publikum musterte mich mit mildem Interesse. Mein englischer Akzent vertrug sich nicht mit dem glitzernden Ambiente von Las Vegas. Pipers Blick wurde eindringlich. »Erstens: Hat die Nevada State Gaming Commission Ihre früheren Investitionen eingehend überprüft?« Das Publikum wurde ein wenig unruhig, aber nicht sehr. Pipers Miene wurde starr. »Zweitens: Können Sie sich zu einer Investition äußern, die Sie in einer Klinik für gestreßte Manager in England getätigten haben?«

Ich setzte mich wieder hin. Die Reaktion des Publikums war gemischt. Manche Gesichter drückten Mißbilligung aus. Ich war ein Spielverderber, weil ich versuchte, diesen prächtigen Burschen mit ihrem prächtigen Casino auf billige Weise Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Ein paar, darunter auch Madeleine Jansen, spitzten aufmerksam die Ohren.

Piper stand auf. Er war von unerschütterlicher Höflichkeit: »Es ist mir ein Vergnügen, Ihre Fragen zu beantworten. Erstens: Die Kommission überprüft alle Lizenzbewerber für Spielbetriebe sehr gründlich. Zweitens: Ich habe ein großes Portfolio an Investitionen. Ich glaube zwar, daß dazu vor Jahren auch ein paar Grundstücke in England gehörten, aber Einzelheiten habe ich nicht parat. Noch weitere Fragen?« Er ließ den Blick rasch über das Publikum schweifen.

Das war ein gefährlicher Augenblick für Piper. Bis jetzt hatten ihm die Zuhörer aus der Hand gefressen. Doch er hatte meine Fragen nicht wirklich beantwortet. Wenn jetzt irgend jemand nachhakte, konnten sich Zweifel einschleichen. Aber ich wollte die Sache nicht weiter forcieren. Ich hatte mein Ziel erreicht: Er wußte, daß ich Bescheid wußte, und er wußte auch, daß ich es anderen erzählen würde. Ich blickte zu Madeleine hinüber. Sie öffnete den Mund, als wollte sie eine Frage stellen, doch sie war zu langsam. Piper erklärte die Veranstaltung bereits für beendet. Nachdenklich legte sie ihre Unterlagen zusammen und schaute zu mir herüber. Als sie versuchte, meinen Blick einzufangen, sah ich weg.

Eine halbe Stunde später trank ich gerade einen Kaffee im Atrium, als ein Page auf mich zutrat: »Entschuldigen Sie, Sir, Mr. Piper bittet Sie, in seine Suite zu kommen.« Das hat ja nicht lange gedauert, dachte ich, als ich meine Tasse absetzte und dem Pagen zu den Lifts folgte.

Pipers Suite lag im obersten Stockwerk des Hotels. Sie war vollkommen anders als das übrige Tahiti. Da gab es keine schauerlich grellroten Möbel, keine Spiegel oder vergoldeten Armaturen. Statt dessen ein paar antike englische Möbel: ein zerbrechliches Sofa, sechs Stühle mit gerader Lehne und bestickten Bezügen, einen kleinen Schreibtisch und zwei, drei Tischchen mit satter Politur. Das alles stand auf einem großen, vorwiegend hellblauen Seidenteppich, der von verzwickten persischen oder indischen Mustern durchzogen war. Das Ganze wirkte merkwürdig deplaziert vor einer Fensterfront, die auf das hohe weiße Gebäude des nächstgelegenen Casinos hinausging.

Dahinter zeigten sich die von Neonlichtern durchsetzten staubigen Grau- und Brauntöne der Stadt. In der Ferne sah man die unendliche Wüste.

Piper war allein im Zimmer. Er forderte mich mit einer Handbewegung auf, Platz zu nehmen. Ich setzte mich auf das zerbrechlich wirkende georgianische Sofa, während er sich auf einem der Mahagonistühle mit hoher Rückenlehne niederließ. Dahn war all die kultivierte Höflichkeit. Piper war wütend.

»Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?« fragte er. »Ich bin schließlich nicht irgendein mickriger Anleihenverkäufer, mit dem Sie Ihre Spielchen spielen können. Ich bin ein mächtiger Mann in dieser Stadt. Ich habe Geld, und ich habe Anwälte. Und wenn Sie Bladenham Hall nur noch ein einziges Mal erwähnen oder auch nur darauf anspielen, dann werde ich Sie verklagen. Ich werde Sie auf eine solche Summe verklagen, daß Ihre Urenkel in hundert Jahren noch Ihre Schulden abzahlen.«

Der wütende Piper verfehlte seinen Eindruck nicht. Vorübergehend fühlte ich mich in die Defensive gedrängt: Wenn ich einen derart mächtigen Mann so hatte aufbringen können, dann mußte ich etwas falsch gemacht haben. Der Augenblick ging vorbei.

»Ich dachte, das hier würde Sie vielleicht interessieren«, sagte ich und faltete die Zeitung auseinander, die ich mir unter den Arm geklemmt hatte. Es war eine Ausgabe der *Sun* von vor mehreren Jahren. Auf Seite zwei stand fett die Schlagzeile: »Rotlichtklinik für Stressgeplagte«. Darunter ein Foto von Bladenham Hall und ein Artikel darüber, wie ein Mr. Irwin Piper der Polizei bei ihren

Nachforschungen behilflich war. Es folgten schauerliche Andeutungen auf Geschäftsleute, die sich in Sexorgien engangen hatten.

Piper lief violett an. »Wenn Sie das irgend jemandem zu zeigen wagen, schicke ich Ihnen auf der Stelle meine Anwälte auf den Hals. Das heißt, wenn ich Sie nicht selbst auseinandernehme.«

Paradoixerweise bewirkte ein Piper, der die Beherrschung verlor, daß ich ruhig zu bleiben vermochte. Er schien eben doch nicht so mächtig zu sein. »Mit Ihren Anwälten meinen Sie vermutlich unter anderem auch Debbie Chater?«

»Ha! Die hat Ihnen das wohl erzählt, wie? Diese Kröte Denny verklage ich auch gleich mit.«

»Sie arbeitet nicht mehr für Denny Clark«, sagte ich.

»Für wen sie arbeitet, ist mir egal. Wenn sie die Schweigepflicht gegenüber ihren Mandanten bricht, bekommt sie mächtigen Ärger.«

»Sie ist tot«, sagte ich. »Ermordet worden.«

Das brachte Piper für einen Moment zum Schweigen. »Wahrscheinlich hat sie's verdient«, sagte er dann. »Wundert mich überhaupt nicht, daß jemand den Wunsch haben kann, so eine umzubringen.«

»Waren Sie es?« fragte ich.

»Nun werden Sie aber nicht albern! Und wiederholen Sie eine derartige Unterstellung besser nicht.«

»Wissen Sie, wer sie umgebracht hat?«

»Selbstverständlich nicht. Ich kann mich an die Frau kaum erinnern. Ich habe sie seit Jahren nicht gesehen.«

Ich glaubte ihm. Er hatte Angst davor, daß ich etwas

von Bladenham Hall erzählen würde, und Debbies Schicksal schien ihn in der Aufregung letztlich nicht weiter zu berühren.

»Sie kennen doch die Phoenix Prosperity Savings and Loan?« fragte ich.

»Ich habe davon gehört«, sagte Piper, den diese Frage erneut aus der Fassung brachte.

»Stimmt es, daß diese Bank ins Tahiti investiert hat?«

»Diese Information ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.«

»Wissen Sie eigentlich, daß die Phoenix Prosperity auf betrügerische Weise an das Geld gekommen ist, das sie ins Tahiti gesteckt hat?«

Das wußte Piper eindeutig nicht. Er runzelte die Stirn, unschlüssig, was er dazu sagen sollte. Es bereitete ihm offensichtlich Mühe, Ruhe zu bewahren. Mit wesentlich leiserer Stimme sagte er dann: »Erpressung oder Lügen verfangen bei mir nicht, Mr. Murray. Gehen Sie jetzt bitte, und wenn mir zu Ohren kommen sollte, daß Sie irgend eine Ihrer Behauptungen wiederholt haben, wissen Sie, was Sie erwartet.«

Aber ich ging nicht. Ich stand von dem zerbrechlichen Sofa auf und trat an das riesige Fenster. Wir waren ganz schön weit oben. Die getönten Fenster hielten den Lärm, das gleißende Licht und die Hitze von Las Vegas draußen. Die Stadt dümpelte tief unten harmlos vor sich hin.

Ich wandte mich Piper zu. »Ich habe nicht die Absicht, Sie zu erpressen. Ich bin lediglich besorgt. Besorgt, weil letzten Monat eine meiner Kolleginnen ermordet wurde. Besorgt, weil meine Firma um Millionen von Dollar be-

trogen wurde, die jetzt in Ihrem Casino stecken. Und ich bin davon überzeugt, daß das einen ehrlichen Geschäftsmann wie Sie genauso mit Sorge erfüllen muß. Solche Dinge können schließlich den Ruf gefährden. Es könnte sein, daß ich demnächst Ihre Hilfe brauche, um herauszufinden, wer hinter all dem steckt. Ich bin sicher, daß Sie mir mit Freuden helfen werden. Versteht sich, daß ich Bladenham Hall bis dahin mit keinem Wort erwähnen werde.« Ich lächelte und setzte mich in Richtung Tür in Bewegung. Bevor ich das Zimmer verließ, wandte ich mich um und streckte Piper die Hand hin. Er nahm sie nicht. Ich zuckte mit den Achseln und ging hinaus.

Piper hatte einen eigenen Expresslift, der mich bis ins Erdgeschoß brachte. Ich war glänzender Stimmung. Ich hatte ihn genau dort, wo ich ihn haben wollte. Ich ging zu einem anderen Lift und fuhr in mein Zimmer hinauf, um nachzudenken.

Nach etwa zehn Minuten läutete das Telefon. Es war Tommy.

»Ich habe ein paar Dinge herausbekommen, die Sie interessieren könnten«, fing er an.

»Schießen Sie los.«

»Nun, als erstes sollte ich doch herausfinden, wer die Phoenix Prosperity offiziell gekauft hat. Ich hab natürlich vermutet, daß Waigel da mal wieder der beste Ansatzpunkt wäre, und also Jane dazu überredet, seine Akten zu durchstöbern. Wollen Sie die Einzelheiten?«

»Na klar!«

»Es geht los mit ein paar Schreiben von Howard Farber, dem Eigentümer und Chief Executive der Phoenix

Prosperity. Darin teilt er mit, daß er ein schlechtes Jahr voraussieht und ihm wahrscheinlich nur zwei Möglichkeiten bleiben: entweder Konkurs anmelden oder das Unternehmen verkaufen. Das liegt etwa zwei Jahre zurück.

Drei Monate später antwortet Waigel und unterrichtet Farber, er habe einen Käufer gefunden. Und siehe da, dieser Käufer ist doch tatsächlich unsere alte Freundin Tremont Capital. Dann gibt es einen ganzen Ordner voller Briefe, die das Geschäft dokumentieren. Die Tremont hat vierzig Millionen Kapital reingesteckt und dafür neunzig Prozent des Unternehmens bekommen. Howard Farber blieb zwar Chief Executive, doch ein Mann namens Jack Salmon wurde zum Verbindungsmann bestimmt. Seine Aufgabe besteht darin, Kontakt mit dem Hauptanteileigner, der Tremont Capital, zu halten.«

»Sehr interessant.«

»Ja. Und wissen Sie, was außerdem noch interessant ist?«

»Sagen Sie's mir.«

»Bloomfield Weiss hat nur fünfundzwanzigtausend Dollar Beratungsgebühr berechnet. Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß Bloomfield etwas in der Art für weniger als ein Prozent täte, was in diesem Fall vierhunderttausend wären.«

»Waigel wollte sich selbst wohl nicht allzuviel berechnen«, sagte ich. »Ein schöner Fall von Interessenkonflikt. Das ist ja großartig! Haben Sie sonst noch was entdeckt?«

»Ich selbst nicht. Aber die Polizei. Die haben endlich in einem Wald in Montclair, New Jersey, Shoffmans Leiche gefunden.«

»Wissen sie schon, wie er getötet worden ist oder wer es war?«

»Nein. Es war schon schwierig genug, ihn nach der langen Zeit überhaupt zu identifizieren. Sie arbeiten zwar noch dran, aber sehr optimistisch scheinen sie nicht.«

»Mist. Ich hatte die Hoffnung, daß sich irgendwas finden würde, das seinen Tod eindeutig mit dieser ganzen Geschichte in Zusammenhang bringen könnte.«

»Es gibt da schon was.«

»Was denn?«

»Dick Waigel wohnt in Montclair.«

Richtig! Das stimmte! Waigel hatte es mir bei unserem ersten Lunch selbst erzählt. Sonderlich überrascht war ich davon allerdings nicht. »Okay, Tommy. Danke für alles, was Sie für mich getan haben. Können Sie mir Kopien von den Dokumenten in mein Büro nach London schicken?«

»Klar«, sagte Tommy. »Wird mir ein Vergnügen sein. Lassen Sie mich auf jeden Fall wissen, wie das Ganze ausgegangen ist.«

»Mache ich. Und nochmals danke«, sagte ich und legte auf.

Alles fügte sich aufs beste. Ich hatte fast sämtliche Informationen, die ich benötigte, um mir zusammenreimen zu können, was da los war. Ich nahm einen Notizblock und verbrachte die nächsten zwei Stunden damit, ein so vollständiges Bild wie nur möglich von der Tremont Capital, der Finanzierung des Tahiti und den verschiedenen Leuten zu entwerfen, die in das Geschäft verwickelt waren. Am Ende war nur noch eine einzige Schlüsselfrage offen: Warum war Debbie ermordet worden?

Daß sie ermordet worden war, davon war ich überzeugt. Alles sprach dafür, daß ihr Tod etwas mit der Tremont Capital zu tun hatte. Waigel war der wahrscheinlichste Kandidat: Die Entdeckung von Shoffmans Leiche in der Nähe seines Hauses in Montclair ließ darauf schließen, daß er auch vor Mord nicht zurückschreckte.

Aus seinem Terminkalender ging jedoch hervor, daß er in der Nacht, als Debbie umgebracht wurde, in New York war. Und es war Joe, nicht Waigel, den ich gesehen hatte, kurz bevor sie umgebracht wurde. Ob eine Verbindung zwischen Joe und Waigel bestanden hatte? Soweit mir bekannt war, nicht, aber vielleicht hatte Cash ja Joe dazu angestiftet. Daß Cash an der Sache beteiligt war, daran hatte ich nicht den geringsten Zweifel. Allein schon deshalb nicht, weil er es schließlich gewesen war, der Hamilton die Tremont-Capital-Anleihen verkauft hatte.

Was das Motiv für den Mord an Debbie betraf, so mußte Cash oder irgendwer sonst herausbekommen haben, daß sie hinter den Betrug mit der Tremont Capital gekommen war und deshalb zu Mr. De Jong hatte gehen wollen. Sie hatte zum Schweigen gebracht werden müssen.

Und dennoch ... Irgendwie überzeugte mich das alles nicht so recht: Joe hatte eisern behauptet, Debbie nicht umgebracht zu haben, und ich glaubte es ihm. Irgendwie paßte das alles doch noch nicht so ganz zusammen.

Dennoch war ich sehr weit gekommen. Ich rief Hamilton an. Seine Telefonstimme war frisch und munter.  
»Was haben Sie denn Neues für mich, junger Mann?«

»Ich glaube, ich habe jetzt ein ziemlich vollständiges

Bild von den Zusammenhängen, oder jedenfalls fast«, sagte ich, bemüht, nicht allzu stolz zu klingen.

»Erzählen Sie«, sagte Hamilton, und es war nicht zu überhören, wie gespannt er war.

»Also, ich bin mir ziemlich sicher, daß Waigel und Cash hinter der Sache stecken. Waigel hat sich die Tremont-Capital-Konstruktion ausgedacht, und Cash hat sie Ihnen verkauft.«

»Klingt plausibel«, sagte Hamilton. »Wir wissen, daß die Tremont Capital das Geld mit Hilfe einer gefälschten Bürgschaft aufgetrieben hat, aber wissen wir denn auch schon, wohin das Geld gegangen ist?«

»Ich glaube, ja.«

»Nun lassen Sie mich nicht so zappeln, kommen Sie schon heraus damit.«

»Uncle Sam's Geldmaschine ist eine Sparkasse, genauer gesagt, die Phoenix Prosperity Savings and Loan. Die Tremont Capital hat mit dem Geld aus der Anleihenplazierung neunzig Prozent der Bank gekauft. Sie benutzt die Phoenix Prosperity, um hochriskante Investitionen zu tätigen, die mit staatlich garantierten Einlagen unterlegt sind. Eine von diesen Investitionen ist Irwin Pipers Tahiti.«

»Ist Piper auch an der Tremont beteiligt?«

»Das weiß ich nicht«, sagte ich. »Ich weiß nicht mal genau, wem die Tremont Capital tatsächlich gehört. Cash und Waigel sind zumindest Anteilseigner, vielleicht auch Piper.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Ich hörte Hamiltons Gehirn förmlich arbeiten. »Nun ja, das paßt alles zusammen«, sagte er schließlich. »Sie haben

ausgezeichnete Arbeit geleistet! Wirklich ausgezeichnet. Jetzt müssen wir nur noch Mittel und Wege finden, unser Geld zurückzubekommen.«

»Zur Polizei gehen wir also immer noch nicht?« fragte ich.

»Nicht, wo wir so nahe dran sind, die Hand auf das Geld legen zu können. Sobald wir alles zurückhaben, können wir darüber reden, aber vorher nicht, haben Sie gehört?«

Ich hatte es gehört. Und im Grunde war ich froh darüber. Ich war mittlerweile wesentlich zuversichtlicher, daß Hamilton und ich einen Weg finden würden, wie wir unsere zwanzig Millionen zurückbekamen.

»Ich werde Rudy Geer anrufen. Ich will hören, wie er in Curaçao vorankommt. Vielleicht hat er ja genug, um die Tremont Capital auf den Niederländischen Antillen knacken zu können. Es wird wohl besser sein, wenn ich so rasch wie möglich wieder hinfliege.«

»Eins verstehe ich allerdings immer noch nicht.«

»Was denn?«

Ich erklärte Hamilton, was mir in bezug auf Debbies Tod noch unklar war.

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte Hamilton, und er klang nachdenklich. »Es gibt immer noch einiges zu klären. Aber vielleicht führt uns unser Geld ja auch zu Debbies Mörder.«

»Okay«, sagte ich. »Wie also weiter?«

Hamiltons Antwort war kurz und bündig. »Ich spreche Rudy Geer an, fliege wohl wieder nach Curaçao, und ich werde ein paar Möglichkeiten ausloten.«

»Und was ist mit mir?« fragte ich.

»Keine Sorge, Junge, Sie haben genug getan. Faxen Sie mir noch einmal die wesentlichen Punkte dessen, was Sie herausgefunden haben, machen Sie sich ein paar schöne Tage, und am Montag sehen wir uns im Büro.«

Ich legte auf und kam zu dem Schluß, daß Hamilton wirklich zufrieden mit mir sein mußte, wenn er sagte, ich solle mir ein paar schöne Tage machen. Und ich war, ehrlich gesagt, auch selbst ziemlich zufrieden mit mir. Ich hatte ihm zweifellos imponiert.

Ich brachte meine Entdeckungen noch einmal neu zu Papier und fuhr ins Business Center des Hotels hinunter, um das Fax abzuschicken. Es überraschte mich nicht, daß das Tahiti bestens mit Computern, Fotokopierern und Faxgeräten ausgestattet war. Zwei Sekretärinnen standen zu jeder Tages- und Nachtzeit für die Hotelgäste bereit. Ich verzichtete allerdings auf ihre Dienste und bestand darauf, das Fax an Hamilton selbst abzuschicken.

Das war schnell getan. Ich schlenderte zu den Lifts zurück und schlängelte mich zwischen den Baströckchen der Kellnerinnen und übergewichtigen kleinen Spielern hindurch. Cathy stand in einem der Aufzüge.

»Hallo«, sagte ich und konnte gerade noch hineinspringen, ehe die Tür sich schloß. »Haben Sie gestern abend meine Nachricht bekommen? Wie wär's, wenn wir später die Stadt zusammen erkundeten?«

Sie biß sich auf die Lippen und senkte den Blick. »Ich glaube, ich möchte lieber früh schlafen gehen.«

»Schade. Aber vielleicht könnten wir vorher noch gemeinsam zu Abend essen?«

»Nein, lieber nicht. Ich habe Cash und Dick versprochen, mit ihnen zu essen.« Der Aufzug hielt, und die Türen öffneten sich. »Das hier ist meine Etage.« Sie sah mich kaum an, als sie den Aufzug verließ.

Ich runzelte die Stirn. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Und seit wann war Cathy so versessen darauf, mit der Giftkröte Waigel zu essen? Merkwürdig. Ich empfand ein vages Unbehagen, als ich den Flur zu meinem Zimmer entlangging.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto sicherer war ich mir, daß ihr abweisendes Verhalten wohlüberlegt gewesen war. Sie hatte beschlossen, mir aus dem Weg zu gehen, mich abzuwimmeln. Eine andere Erklärung gab es nicht.

Aber warum?

Ich legte mich auf mein Bett und starrte an die Decke. Ich hatte keine Ahnung, was ich Cathy gegenüber falsch gemacht haben konnte. Ratlos lag ich da und hatte Angst, sie zu verlieren. Das würde weh tun. Sehr weh.

Der Teufel sollte mich holen, wenn ich zuließ, daß sie sich mit irgendwelchen banalen Ausreden aus der Affäre zog. Von wegen keine Zeit, mich zu sehen! Wenn sie schon genug von mir hatte, dann hatte ich das Recht, zu erfahren, weshalb.

Ich wählte ihre Nummer. Keine Antwort. Auch wenn sie wahrscheinlich nicht da war, ich ließ es läuten und läuten, für alle Fälle.

Schließlich legte ich auf. Ich sprang vom Bett und lief im Zimmer auf und ab. Ich mußte herausbekommen, was da nicht stimmte. Ich mußte einfach.

Ich beschloß, im Hotel umherzustreifen. Es war nicht ausgeschlossen, daß sie mir dabei über den Weg lief, und selbst wenn nicht, hockte ich wenigstens nicht nur herum und blies Trübsal.

Im Foyer war sie nicht. Ich suchte in sämtlichen Bars und Cafeterias, schlängelte mich zwischen Palmen und Spielautomaten hindurch. Ich ging langsam, weil ich mir davon eine größere Chance versprach, sie zu finden.

Ein lachhaftes Unterfangen. Ich hatte keine Ahnung, wo sie steckte. Wahrscheinlich war sie in der Stadt oder einem der anderen Casinos am Strip. Ich gab mein Herumgelungere im Hotel auf und schlenderte draußen durch die Gärten. Rasen, Sträucher und Palmen wuchsen, wo vor zwei Monaten noch eine Baustelle gewesen war. Überall zischten Rasensprenger. Das sattgrüne Laub der Sträucher war durchsetzt mit violetten Tupfern. Das Ganze nahm sich in diesem Wüstenklima unnatürlich aus.

Eine halbe Stunde trottete ich im Garten umher, dann kehrte ich ins Hotel zurück. Während ich die Lobby durchquerte, ließ ich meinen Blick nach rechts und links schweifen, vielleicht entdeckte ich sie ja zufällig doch noch ... Und ich hatte Glück! Sie kam gerade durch das weitläufige Atrium und hielt auf den Vorderausgang des Hotels zu. Ich eilte ihr nach. Auf einer der Brücken zwischen den Inseln holte ich sie ein.

»Hallo«, sagte ich.

»Hallo«, sagte sie und beschleunigte ihren Schritt.

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Im Augenblick habe ich leider keine Zeit. Ich hab's eilig. Vielleicht später.«

Ich überholte sie und trat ihr in den Weg. »Hören Sie«, sagte ich. »Ich muß mit Ihnen reden und werde es irgendwann auch tun. Also können Sie es ebensogut gleich hinter sich bringen. Sonst werden Sie mich nämlich nicht los. Okay?«

Cathy blickte mich stirnrunzelnd an. Sie nickte.

Wir standen auf einem Inselchen, auf dem es einen Tisch und ein paar Stühle gab. Wir setzten uns.

»Ich will es ja nur begreifen«, sagte ich. »Während der letzten Tage hatte ich das Gefühl, Sie erst richtig kennenzulernen. Und je näher ich Sie kennenlernte, desto besser gefielen Sie mir. Und ... ich glaube, wir würden gut zueinander passen. Nein, ich glaube das nicht nur, ich weiß es, und Sie wissen es auch. Also muß ich das jetzt begreifen.«

Cathy starrte vor sich hin. »Was denn begreifen?«

»Was plötzlich passiert ist. Begreifen, warum Sie mir mit einem Mal aus dem Weg gehen. Weshalb Sie nicht mit mir reden wollen.«

Cathy errötete leicht. »Ich versuche doch nicht, Ihnen aus dem Weg zu gehen. Ich hatte mir nur etwas anderes vorgenommen, weiter nichts.« Sie sah meine Miene. Ich wartete. Schließlich seufzte sie. »Sie haben recht. Sie haben eine Erklärung verdient.«

Sie hatte den Blick erneut von mir abgewandt und starrte auf die Palme vor sich. »Ich habe mich in Ihrer Gesellschaft wohlgeföhlt. Es macht mir Spaß, mit Ihnen zusammenzusein. Wenn Sie nicht da sind, merke ich, wie ich mich schon auf die nächste Gelegenheit freue, Sie zu sehen.«

»Mir geht es genauso«, sagte ich. »Und deshalb begreife ich das alles auch nicht.«

»Auf dem Flug hierher saß ich neben Waigel, wie Sie wissen. Wir haben uns ein bißchen unterhalten. Über Sie.« Sie spielte nervös mit ihren Händen und mied immer noch entschlossen meinen Blick. »Er hat gesagt, er habe den Eindruck, daß da zwischen Ihnen und mir etwas im Gange sei. Und das gefalle ihm nicht. Das sei unprofessionell und schädlich für meine Karriere.«

Zorn stieg in mir auf. »Waigel haßt mich, das wissen Sie doch. Soll er doch denken, was er will!«

Cathy fuhr mit leiser Stimme fort: »Er hat gesagt, wenn das so weiterginge, wäre ich meinen Job los.«

Ich explodierte: »Das ist doch verrückt! Er kann Sie doch gar nicht entlassen!«

»Und ob er das kann. Er und Cash sind alte Freunde, erinnern Sie sich? Er hat gesagt, er würde sich mit ihm absprechen, meine Zukunft in der Firma sei durchaus nicht unumstritten, und ein Wort von ihm und Cash würde ausreichen, und sie würden mich rausgeschmeißen.«

»Der blufft doch nur.«

Cathy wandte mir einen Blick zu, einen wütenden Blick. »Nein, das tut er nicht. Und Sie haben völlig recht, er kann Sie nicht leiden. Ja, er haßt Sie geradezu. Und er wird nichts unversucht lassen, um seinen Willen zu bekommen.«

»Aber nach allem, was er zu Ihnen gesagt und wie er sich benommen hat, sind Sie es doch wohl, die dafür sorgen könnte, daß er rausgeschmissen wird.«

Cathy lachte gepreßt. »Nur eine Wahnsinnige kann auf

die Idee kommen, Bloomfield Weiss wegen sexueller Belästigung zu verklagen. Selbst wenn ich gewinnen würde, wäre ich erledigt.«

»Dann pfeifen Sie doch auf Bloomfield Weiss! Sie haben schließlich selbst gesagt, daß Sie den Laden hassen. Jagen Sie die Bande zum Teufel!«

An Cathys Reaktion konnte ich unschwer ablesen, daß ich das nicht hätte sagen dürfen. »Sie haben gut reden«, sagte sie. »Wir sprechen hier von meiner Karriere. Sie wissen doch, wie schwierig es ist, sich als Frau in diesem Geschäft zu behaupten. Die Leute nehmen einen nicht ernst. Männer wie Waigel gehen davon aus, daß man nur für eins gut ist, und ich will nicht, daß er am Ende recht behält. Ich habe sehr viel in diesen Job investiert. Ich habe hart gekämpft, um zu erreichen, was ich erreicht habe, und ich lasse das jetzt nicht einfach alles den Bach runtergehen.«

»Okay, okay, tut mir leid«, sagte ich. »Aber Sie müssen Ihren Job doch Ihrem Leben anpassen und nicht Ihr Leben Ihrem Job.«

»Natürlich, ich verstehe: Sowie ich einen Mann kennenerne und mich in ihn verliebe, soll ich mich von meinem Job verabschieden und einen Schnellkurs in Kochen und Hauswirtschaft machen.« Aus Cathys Stimme sprach ätzender Hohn.

»Das meine ich aber doch nicht«, widersprach ich.

»Ach nein, was meinen Sie denn dann?«

Das Ganze war uns irgendwie aus der Hand gegliitten. Waigel erpreßte Cathy, um sie von mir fernzuhalten, und plötzlich stritten wir über das Recht von Frauen auf eine

Karriere. Ich suchte nach Worten, um ihr zu antworten, brauchte jedoch zu lange.

»Sehen Sie, eigentlich kenne ich Sie ja überhaupt nicht«, fuhr Cathy fort. »Und ich habe nicht die Absicht, die Arbeit von Jahren nun um Ihretwillen einfach in den Wind zu schreiben. So, jetzt ist es raus.« Damit stand sie auf, wandte sich um und ging rasch zum Lift zurück.

Ich saß auf der Bank und kochte vor Wut. Sämtliche Muskeln meines Körpers waren angespannt. Meine Fäuste waren weiß und bebten. Dieser Dreckskerl Waigel! Meine Verachtung für ihn war in dem Maße gewachsen, wie ich seine Rolle bei dem Betrug mit der Tremont Capital durchschaut hatte. Er hatte wahrscheinlich Shoffman ermordet und womöglich auch mit Debbies Tod zu tun. Und jetzt auch noch das! Aus meiner Verachtung war Haß geworden. Ich würde ihn kriegen. Ich würde ihn festnageln!

Auf Cathy war ich ebenfalls wütend: Die Frau, die mir immer besser gefallen hatte, hatte sich wieder in die arrogante Angestellte von Bloomfield Weiss verwandelt, als die ich sie kennengelernt hatte. Aber vielleicht war es auch ungerecht von mir, zu erwarten, daß Cathy mir zu liebe ihren Job aufs Spiel setzen würde. Das Dumme war nur, ich verspürte eigentlich keine Lust, mich in dieser Sache großzügig zu erweisen. Ich hatte, vielleicht zum erstenmal in meinem Leben, jemandem meine Seele offenbart, und nun waren Cathy und Waigel gemeinsam darüber hinweggetrampelt.

Ich stapfte zu einer der Bars und bestellte mir ein Bier. Wir sollten am Nachmittag alle zusammen noch ein paar

andere Casinos besichtigen, die Junk Bonds ausgaben. Ich beschloß, mir das zu schenken.

Ich trank mein Bier fast in einem Zug und bestellte mir noch eins. Langsam begann mein Zorn sich zu legen. Ich sah mich in dem weitläufigen Atrium um, in dem ein ziemliches Gewimmel von Leuten herrschte. Einige hasteten herum, andere schlügen ganz offensichtlich nur die Zeit tot. Einen von ihnen kannte ich. Ich verschluckte mich an meinem Bier, als ich eine Gestalt vom Empfang auf mich zukommen sah. Rob! Was um Himmels willen machte der denn hier? Er hätte im Büro sein sollen oder auf seiner Konferenz in Hounslow.

Dann stach mir der große gelbe Blumenstrauß ins Auge, den er im Arm hatte. Oh, nein! Plötzlich wußte ich, weshalb er hier war. Er machte gerade die dramatische Geste, die er mir an jenem Abend im Gloucester Arms angekündigt hatte.

Sein Schritt war entschlossen. Als er auf meiner Höhe war, blieb er nicht stehen, sondern grinste bloß. »Mach den Mund zu, Paul, man weiß nie, was gerade so für Insekten rumfliegen«, sagte er, während er mit langen Schritten an mir vorbei auf den Lift zuging.

Ich merkte, daß ich tatsächlich mit offenem Mund da stand. Ich machte ihn wieder zu und beobachtete, wie Rob in einem der Lifts verschwand.

An die Bar gelehnt, wartete ich auf seine Rückkehr. Was sie ihm wohl sagen würde? Nach unserem Gespräch konnte sie ihn ja wohl schlecht erhören. Oder etwa doch? Der Gedanke erfüllte mich mit Entsetzen. Ich mußte zugeben, dramatisch war Robs Einfall schon. Aber Cathy

war eine vernünftige Frau. Sie würde doch wohl auf so etwas nicht reinfallen?

Quälende zehn Minuten lang starre ich zu den Lifts hinüber. Endlich sah ich Rob aus einer der Türen auftauchen. Er ließ den Blick schweifen, entdeckte mich an der Bar und schlängelte sich über die Inselpromenaden zu mir durch. Seine Miene war absolut undurchdringlich. Es war nicht auszumachen, ob er selig oder niedergeschlagen war. Ganz offensichtlich hielt er bewußt mit seinen Gefühlen hinter dem Berg.

Er trat zu mir und baute sich schweigend unmittelbar vor mir auf. Nun sag doch was! hätte ich ihm am liebsten ins Gesicht geschrien. Ich mußte einfach wissen, wie sie reagiert hatte.

Statt dessen sagte ich nur: »Hallo, Rob.«

»Du Dreckskerl«, sagte er. Er sagte es gezielt langsam und sah mir dabei direkt in die Augen.

»Wieso denn das?« sagte ich. »Was habe ich denn gemacht?« Meine Stimme hörte sich schwach und heiser an.

»Du Oberdreckskerl«, sagte er wieder. »Ich lerne die Frau kennen, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen will. Ich fliege sechstausend Meilen hierher, um ihr das zu sagen. Und was muß ich erfahren? Mein Freund war schon vor mir da.« Er verstummte. »Sie hat mir alles gesagt«, fuhr er dann in bitterem Ton fort. »Und das schlimmste ist, daß du meine Gefühle für sie kannstest. Du hast so getan, als könntest du sie nicht leiden, um mich von ihr fernzuhalten, während du die ganze Zeit bereits ein Auge auf sie hattest.« Ich sah Tränen in Robs Augen aufsteigen.

»Rob, das stimmt doch alles gar nicht ...«, fing ich an.

»Leck mich doch!« fauchte er mich an. »Ich werde dir das nicht vergessen. Dafür wirst du bezahlen. Beide werdet ihr dafür bezahlen. Ich bringe sie um. Und dich auch.« Er stürzte davon, wobei er einem Haufen Kokosnüsse, der ihm im Weg war, einen Tritt versetzte und einen Gummikolibri quer über die Insel schoß.

Ich schüttete den Rest meines Bieres hinunter und bestellte ein neues. Welches Recht hatte Rob, so wütend auf mich zu sein? Es war verrückt von ihm, zu glauben, daß Cathy etwas mit ihm im Sinn gehabt hätte. Sie hatte ihm doch längst gesagt, was sie von ihm hielt. Und außerdem war ich ihr schließlich nicht vorsätzlich nachgestiegen. Ich war völlig aufrichtig gewesen, als ich Rob gesagt hatte, daß ich sie nicht mochte. Was geschehen war, hatte sich einfach so ergeben, weiter nichts. Was konnte man da schon machen?

Ich hatte Rob noch nie derart wütend gesehen. Man hatte durchaus den Eindruck haben können, daß er wirklich ernst meinte, was er gesagt hatte. Ich erschauerte. Robs Wut würde nicht so schnell verrauchen. Er war zufest verletzt worden und würde das nicht so bald vergessen. Mir war ganz und gar nicht wohl in meiner Haut. Vielleicht hätte ich mich doch stärker zurückhalten sollen. Daß Rob über irgendwelche Annäherungsversuche zwischen Cathy und mir nicht erbaut sein würde, das war ja wohl klar gewesen.

Allmählich fing er an, mir leid zu tun. Der arme Kerl! Das Flugticket nach Las Vegas mußte ihn ein Vermögen gekostet haben. Und dann noch einen Korb zu bekom-

men. Allerdings, Rob war schon öfter abgewiesen worden, er war daran gewöhnt. Besonders schlimm aber war für ihn offenbar, daß er zwischen sich und seinem Ziel auf einen Freund gestoßen war.

Ich spielte mit dem Gedanken, ihn zu suchen und um Verzeihung zu bitten. Aber nein, das würde nichts einbringen. Er würde meinen Beteuerungen doch nicht glauben. Sie würden seinen Haß auf mich nur noch vergrößern. Wahrscheinlich war es das beste, ihm fürs erste aus dem Weg zu gehen und zu hoffen, daß die Zeit die Kluft zwischen uns wieder schließen würde.

Aber wenigstens hatte Cathy Rob nicht erhört. Er hatte sogar gesagt, sie habe ihm von mir erzählt. Was wohl? Sie mußte zugegeben haben, daß zwischen uns irgendeine Beziehung, ein Band bestand. Sonst wäre Rob nicht so aufgebracht gewesen. Vielleicht hatte sie ihre Meinung, was mich anging, ja geändert. Vielleicht hatte sie Gewissensbisse, weil sie Waigel nachgegeben hatte. Ich mußte es unbedingt wissen.

Ich fuhr in mein Zimmer hoch und wählte ihre Nummer. Sie nahm ab. »Hallo?«

»Ich bin's«, sagte ich. »Ich dachte nur, vielleicht haben Sie ja inzwischen über unser Gespräch nachgedacht. Die Essenseinladung für heute abend gilt noch.«

»Was arbeiten bei De Jong bloß für Männer?« erwiderete sie wütend. »Einer so hartnäckig wie der andere. Nein, ich möchte mit Ihnen heute abend nicht ausgehen. Ich möchte einfach nur in Ruhe gelassen werden, damit ich mich um mein Leben und meinen Job kümmern kann. Okay?«

»Okay, okay«, sagte ich und legte auf.

Mein Abend war trostlos. Irgendwo in meinem Hinterkopf nagte die Sorge um Cathy und drängte mit Gewalt in den Mittelpunkt. Ich spürte, daß sämtliche Proportionen ins Rutschen gekommen waren. Ich konnte nicht mehr klar denken.

Ich bestellte beim Zimmerkellner ein Steak und eine Flasche Bordeaux, aß das Fleisch, trank den Wein und ging zu Bett. Vielleicht lag ich Stunden wach, vielleicht kam es mir aber auch nur so vor. Endlich hörte mein vom Alkohol abgetötetes, von konfusen Gedanken und Ängsten malträtiertes Hirn zu mahlen auf, und ich schlief ein.

## 17

Die Sonne schien auf die grauen Gebäude der Gracechurch Street nieder, als ich mich der vertrauten Schar der Büroangestellten anschloß, die auf dem Weg an ihre Schreibtische waren. Es war schon fünf vor neun, viel später als für mich üblich. Ich hatte mir eine extra Portion Nachtschlaf genehmigt, um über die Zeitverschiebung und die Anstrengung der langen Reise hinwegzukommen.

Ich war von Phoenix nach Los Angeles geflogen und von dort direkt nach London. Die zwölf Stunden im Flugzeug und die vier weiteren auf dem Flughafen von Los Angeles hatten mich ausgelaugt. Und nicht nur körperlich. Cash, Cathy und Rob hatten sämtlich im selben Flugzeug gesessen, auch wenn Rob, der seinen Flug selbst

bezahlte, in der Touristenklasse flog. Die ganze Angelegenheit war äußerst peinlich. Besonders unerfreulich waren die zwei Minuten, als wir Schlange standen, um an Bord zu gehen. Rob und ich standen nur etwa zehn Schritte voneinander entfernt. Er starre mich mit zusammengepreßten Lippen und zornfunkelnden Augen einfach nur an. Ich wandte mich ab, konnte seinen bohrenden Blick aber immer noch im Rücken fühlen. Er schmerzte.

Als wir dann im Flugzeug saßen, hatte ich es mit einer höflichen, aber kühlen Cathy zu tun. Ich stellte mich darauf ein und war meinerseits reserviert. Am meisten litt Cash unter der Situation. Er versuchte uns mit seinen Späßen aufzuheitern, die erwünschte Reaktion blieb aber unerklärlicherweise aus. Irgendwann gab er es auf und murmelte etwas von »verkniffenen Briten«. Seine Laune hob sich erst, als er schließlich entdeckte, daß er neben einem alten Rivalen von Harrison Brothers saß. Mein Schlaf wurde immer wieder unterbrochen, als die beiden einander mit ihren Geschichten aus früheren Tagen zu übertrumpfen versuchten.

Als ich mich jetzt jedoch auf meinem Weg über Bishopsgate De Jong & Co. näherte, konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen. Ich war höchst zufrieden damit, wie ich mich bis auf den Grund des Gaunerstücks mit der Tremont Capital vorgearbeitet hatte. Nun kam es nur noch darauf an, daß Hamilton das Geld wiederbeschaffen konnte.

Ich lächelte auch noch, als ich den Handelsraum betrat und nickend nach allen Seiten grüßte. Die Märkte waren

in Bewegung, alles hing am Telefon. Ich trat an meinen Schreibtisch und blickte stirnrunzelnd auf den Berg Material, der sich in zwei Wochen angesammelt hatte und auf mich wartete. Ich überprüfte die Monitore und die Blätter mit den Wertpapierpositionen, um zu sehen, wie es meinen alten Positionen während meiner Abwesenheit ergangen war und welche neuen dazugekommen waren. Da auch Hamilton und Rob unterwegs gewesen waren, hatte sich nicht viel verändert, obwohl Gordon und Jeff wohl einiges zu tun gehabt hatten.

Ich war erst ein paar Minuten an meinem Schreibtisch, als Hamilton herüberkam.

»Hi, Hamilton«, sagte ich. »Wie sind Sie denn vorangekommen? Wir haben viel zu besprechen.«

Hamiltons ernste Miene versetzte mich in Schrecken. »Das kann man wohl sagen«, sagte er. »Gehen wir doch ins Konferenzzimmer.« Mir war unbehaglich zumute, als ich ihm in den kleinen Raum folgte.

»Was ist denn los?« fragte ich.

Hamilton antwortete nicht. »Berichten Sie mir erst von Ihrer Reise«, sagte er.

Ich faßte noch einmal zusammen, wie alles gelaufen war und was ich herausgefunden hatte. Neues hatte ich nicht zu berichten. Hamilton hörte dennoch aufmerksam zu. Als ich fertig war, lehnte er sich zurück. »Wie schon gesagt Paul, gut gemacht, ausgezeichnete Arbeit. Das bekräftigt vieles von dem, was ich selbst herausgefunden habe.«

Dann herrschte Schweigen, Hamilton wirkte zutiefst besorgt. Irgend etwas lag in der Luft. Etwas Schlimmes.

»Paul, erzählen Sie mir was über Gypsum.«

Ich verstand das nicht. Wir hatten meine Haltung in dieser Sache und meine Gründe dafür doch längst erörtert. Außerdem sah es so aus, als sei der Kurs der Anleihe auch während meiner Abwesenheit weiter gestiegen.

»Die Anleihe macht einen soliden Eindruck«, fing ich an, aber Hamilton hob die Hand.

»Es geht nicht um die Anleihe, es geht um Aktien«, sagte er. »Sie haben ein paar Tage vor der Übernahme des Unternehmens noch Aktien der Gypsum Company of America gekauft.«

In mir schrillten Alarmglocken. Warum fragte er jetzt danach? Er sprach von Insidergeschäften, aber ich hatte nichts Unrechtes getan. Da war ich mir ganz sicher. Na, jedenfalls ziemlich sicher.

»Das stimmt. Ich hatte aber keine Ahnung, daß das Unternehmen verkauft werden sollte. Ich hatte nur Glück, weiter nichts. Und Debbie auch«, sagte ich, ehe ich recht nachgedacht hatte. Wieviel Glück hatte sie schon gehabt?

»Nun, es gibt da bestimmte Leute, die sind der Ansicht, daß Sie Insiderinformationen besessen hätten.«

»Das ist absolut nicht der Fall«, sagte ich.

Hamilton sah mich eine Weile an. Ich hielt dem durchdringenden Blick seiner blauen Augen stand. Ich sagte die Wahrheit und ich wollte, daß er das wußte. Schließlich nickte er. »Nun ja ich glaube Ihnen. Aber mich müssen Sie nicht überzeugen. Es sind zwei Männer da von der TSA, die Ihnen ein paar Fragen stellen wollen. Möchten Sie, daß ich dabei bin?«

Das war ja ungeheuerlich! Lachhaft. Verrückt. Ich hatte noch nicht einmal Angst. Ich war schockiert, ja. Und verblüfft. Aber ich war froh, daß sie gekommen waren, um mich zu befragen. Mit einigem Glück konnte ich die Sache hier und heute ein für allemal klären.

»Ja, bitte«, sagte ich leise.

Hamilton ging hinaus, um die beiden Männer vom Empfang zu holen. Ich sah mich im Konferenzzimmer um. Es war ein einsames Zimmer. Nur Innenwände, keine Fenster. Teure, aber charakterlose Stilmöbel. Alterne Segelschiffe, die irgendwo übers Meer fuhren. Blütenweiße Notizblöcke und scharfgespitzte gelbe Bleistifte auf dem Tisch. Doch, als Vernehmungsraum war es genau richtig.

Hamilton kam mit den beiden Beamten zurück. Sie mußten bereits gewartet haben, als ich ins Büro gekommen war, doch ich hatte sie nicht bemerkt. Sie legten ihre beigefarbenen Regenmäntel ab, nahmen ihre eigenen Notizblöcke aus den Aktenmappen und setzten sich mir gegenüber an den Tisch. Hamilton saß am Kopfende. Ich wäre froh gewesen, wenn er sich direkt neben mich gesetzt hätte. Die Entfernung zwischen uns schien mir sehr groß zu sein.

Einer der beiden Männer begann zu sprechen. Er war fast kahl, und das verbliebene dunkle Haar war sehr kurz geschoren. Er hatte eine vorspringende Nase und ein ebensolches Kinn, das zu ihr hochzustreben schien, was ihm etwas unangenehm Gequetschtes verlieh. Er trug eine schwarzgerahmte Brille mit sehr dicken Gläsern. Er mußte fast blind sein. Seine Mundwinkel zogen sich em-

por, als er sich vorstelle: »Guten Morgen, Mr. Murray. Mein Name ist David Berryman. Ich arbeite für die Securities Association. Das hier ist mein Kollege Rodney Short.«

Der andere Mann war grauhaarig und machte fast einen schüchternen Eindruck. Er nickte zur Begrüßung. Das war wohl das Äußerste, was zwischen uns an Kommunikation stattfinden würde. Er war hier, um zuzuhören und alles aufzuschreiben.

Ich wußte über die Securities Association, gemeinhin als TSA bezeichnet, bestens Bescheid. Ich hatte mich erst kürzlich einer Prüfung unterzogen, um selbst Mitglied werden zu können. Es war eine der selbstregulierenden Körperschaften der Branche, eine Art Standesorganisation, die nach dem »Big Bang« gegründet worden war, um die City zu überwachen. Sie veröffentlichte Dutzende von Vorschriften und beschäftigte eigenes Personal, um für deren Einhaltung zu sorgen. Sie hatte die Macht, Mitgliedern Bußgelder aufzuerlegen oder sie auszuschließen. In Fällen, wo sich Anklage erheben ließ, übergab die TSA die Ermittlungen an das Betrugsdezernat.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihnen ein paar Fragen stelle?« fing Berryman an.

»Nein«, sagte ich, und meine Stimme war auf einmal heiser. Reiß dich zusammen, sagte ich mir. Ich durfte nicht nervös wirken, schließlich hatte ich ja nichts Unrechtes getan. »Nein«, wiederholte ich laut, zu laut, um ungezwungen zu klingen.

In der Pause, die folgte, blickte Berryman mich durch seine dicken Brillengläser an. Ich setzte ein hilfsbereites,

freundliches Lächeln auf: »Ich werde Ihnen alles sagen, was Sie wissen wollen.« Mein Lächeln blieb jedoch unerwidert, während Berryman in seinen Notizen herumblätterte. Short schrieb bereits wild entschlossen mit. Was, konnte ich mir absolut nicht vorstellen.

Die Fragen begannen: »Ihr Name?«

»Paul Murray.«

»Sind Sie bei De Jong & Co. angestellt?«

»Ja.«

»Wie lange schon?«

»Fast ein Jahr.«

»In welcher Eigenschaft?«

»Als Portfoliomanager.«

Die Fragen erfolgten rasch, und ich beantwortete sie prompt und deutlich.

»Haben Sie am 16. Juli dieses Jahres Gypsum-of-America-Anleihen im Nennwert von zwei Millionen Dollar für De Jong & Co. gekauft?«

»Ja.«

»Und haben Sie am selben Tag auf eigene Rechnung auch noch eintausend Aktien der Gypsum of America gekauft?«

»Ja.«

»Sie wissen, daß der Kurs der Aktien im Verlauf desselben Tages dann von sieben Dollar auf elfeinviertel Dollar stieg. Wenige Tage später wurde ein Übernahmangebot für die Gypsum of America bekanntgemacht. Hatten Sie Kenntnis davon, daß dieses Angebot demnächst erfolgen würde?«

»Nein.«

»Weshalb haben Sie dann die Anleihen und Aktien gekauft?«

Ich wußte, daß meine Antwort auf diese Frage wichtig war. Ich beugte mich über den Tisch und versuchte, Berryman in die Augen zu sehen. Das war nicht einfach bei diesen verdammten Brillengläsern.

»Bloomfield Weiss hatte angeboten, eine kleine Position von Gypsums zu kaufen, die De Jong seit einiger Zeit hielt. Ich habe Recherchen über das Unternehmen ange stellt, und mein Eindruck war, daß einiges für eine Übernahme sprach. Das Unternehmen war schlecht gelaufen und der letzte Chief Executive kurz zuvor gestorben. Er war es gewesen, der sich bis dahin stets einer Übernahme in den Weg gestellt hatte.«

»Verstehe.« Berryman klopfte sich mit seinem Kugelschreiber ans Kinn und dachte einen Augenblick nach. »Und sonst hatten Sie keinen Grund, eine unmittelbar bevorstehende Übernahme zu vermuten? Das allein scheint mir aber herzlich wenig, um De Jongs Kapital zu riskieren, von Ihrem eigenen ganz zu schweigen.«

»Nun ja ...«, fing ich an und verstummte wieder.

»Ja?« Berryman hob die Brauen.

Ich mußte weitersprechen. »Ich argwöhnte, daß Bloomfield Weiss irgend etwas wußte. Es kam mir merkwürdig vor, daß die bereit waren, auf einmal einen derart hohen Preis für die Anleihen zu zahlen.«

»Wer von Bloomfield Weiss hat Ihnen gegenüber denn sein Interesse an der Anleihe bekundet?«

»Cash Callaghan, einer der Verkäufer.«

»Verstehe. Aber Mr. Callaghan hat Ihnen keinerlei

Hinweis darauf gegeben, daß das Unternehmen kurz vor der Übernahme stand?«

»Nein. Aber das wäre für ihn ja auch wohl nicht unbedingt ratsam gewesen, wenn er die Anleihen billig von mir kaufen wollte.«

»Wollen Sie damit andeuten, daß Mr. Callaghan von der beabsichtigten Übernahme wußte?«

Ich zögerte. Einen Augenblick dachte ich, daß das die Chance sein könnte, nach der ich suchte, um Cash festzunageln. Aber nur einen Augenblick. Ich befand mich auf gefährlichem Boden. Besser, ich blieb bei der Wahrheit. Doch Berryman hatte mein Zögern bemerkt. Zwei-fellos machte er sich seinen Vers darauf.

»Nein. Ich habe keine Ahnung, was Cash wußte oder nicht wußte. Ich sage lediglich, daß ich zu dem Zeitpunkt den Verdacht hatte, er könnte etwas wissen.«

Berryman glaubte mir nicht. Das merkte ich ihm an. In gewisser Weise wünschte ich mir, er würde mir das auf den Kopf zusagen und mir Gelegenheit geben, ihn von meiner Unschuld zu überzeugen. Ich spielte mit dem Gedanken, die leidenschaftliche Bitte, mir doch zu glauben, vom Stapel zu lassen, aber ich versagte sie mir. Das hätte die Sache wahrscheinlich nur verschlimmert.

»Jetzt kommt eine wichtige Frage, Mr. Murray.« Berryman beugte sich vor. »Haben Sie mit Mr. Callaghan die Möglichkeit erörtert, sich auf eigene Rechnung Aktien der Gypsum of America zu kaufen?«

»Nein«, sagte ich bestimmt.

»Sind Sie ganz sicher?«

»Absolut sicher.« Ich fragte mich, wie Berryman wohl

auf diesen Gedanken kommen mochte. Vielleicht hatte Cash ja selbst Insidergeschäfte gemacht. Vielleicht hatte er behauptet, mir einen Tip gegeben zu haben.

Berrymans Mundwinkel zuckten wieder nach oben. Er schien sehr zufrieden mit meiner Antwort. Ich hatte das Gefühl, in eine Falle gegangen zu sein, allerdings ohne jede Vorstellung davon, wie und warum.

Berryman fuhr fort: »Haben Sie kurz nach der Bekanntgabe der Übernahme den Compliance Officer von Bloomfield Weiss angerufen?«

Mir wurde mulmig. Berryman sah das.

»Ja«, sagte ich.

»Warum?«

»Der Compliance Officer in unserer Firma war eine Frau namens Debbie Chater. Sie war kurz vorher gestorben. Als ich ihren Schreibtisch aufräumte, fand ich eine Nachricht von Bloomfield Weiss für sie, die Nachforschungen über die Kursbewegungen der Gypsum of America betraf. Sie sollte dort anrufen. Ich habe den Mann bei Bloomfield Weiss, ich glaube, es war ein Mr. Bowen, angerufen, um zu hören, ob ich ihm behilflich sein konnte.«

»Verstehe.« Berryman blätterte in seinen Notizen. »Sie haben Mr. Bowen gesagt, Miss Chater hätte Sie über die Gypsum-Nachforschungen informiert?«

»Nein. Keineswegs. Nun, ich meine ...« Mein Gott, was hatte ich bloß gesagt? »Ich glaube, ich habe gesagt, wir hätten gemeinsam an der Gypsum-Sache gearbeitet, was ja in gewisser Hinsicht auch der Fall war ...«

»Hm. Mr. Bowen ist allerdings der Ansicht, Sie hätten gewußt, daß Miss Chater ihm einen Tip gegeben hatte,

was ihren Verdacht in bezug auf die Kursschwankungen der Gypsum-Aktie betraf. Er meint, Sie hätten ihn nur deshalb angerufen, um herauszufinden, wie es um die Nachforschungen, Sie selbst, Callaghan und andere betreffend, stand.«

»Das ist so einfach nicht wahr!«

»Wie günstig, daß Miss Chater gerade in dieser Situation gestorben ist, wie?« fuhr Berryman in einschmeichelndem Ton fort.

Mir platzte der Kragen. Während der letzten zehn Minuten war ich in Verwirrung geraten und hatte es mit der Angst zu tun bekommen, weil ich mir nicht ganz sicher war, was dieser Berryman mir da eigentlich zu unterstellen versuchte. Ja, ich war mir nicht einmal mehr ganz sicher gewesen, ob das, was ich tatsächlich getan hatte, nun falsch oder richtig war. Ich war in die Defensive geraten, war vor Berrymans verschleierten Anschuldigungen zurückgewichen. Dieser letzte Satz ging mir aber denn doch zu weit. Ich wußte zwar nicht, wer Debbie umgebracht hatte, aber daß ich es nicht gewesen war, das stand außer Frage.

»So einen Unsinn brauche ich mir nicht anzuhören! Nur weil Sie keine Ahnung haben, was passiert ist, können Sie hier doch nicht wahllos mit Unterstellungen um sich werfen und darauf hoffen, daß irgendeine schon ins Schwarze treffen wird! Debbie war eine gute Freundin von mir. Ich habe sie nicht umgebracht, und es gibt auch überhaupt keinen Grund zu der Annahme, daß ich es getan haben könnte. Wenn Sie allerdings dieser Meinung sind, dann gehen wir besser zur Polizei und bereden das dort. Ansonsten halten Sie gefälligst den Mund.«

Berryman war überrascht. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, überlegte es sich jedoch anders. Er wandte sich an Hamilton, der das Ganze mit undurchdringlicher Miene verfolgt hatte.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihnen ein paar Fragen stelle?«

»Ich werde nur sachliche Fragen beantworten, nicht aber auf haltlose Unterstellungen eingehen.« Hamiltons Stimme war nüchtern und bestimmt. Berryman wurde kleinlaut.

»War Mr. Murray autorisiert, die Gypsum-Anleihen zu kaufen?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Hamilton. »Er ist autorisiert Geschäfte für die Firma zu tätigen.«

»Hat er darüber hinaus noch eine spezielle Genehmigung erhalten, die Anleihen zu kaufen?«

»Nein. Ich war zu dem Zeitpunkt in Japan. Doch dazu brauchte er auch keine Genehmigung von mir.«

»Waren Sie, als Sie aus Japan zurückkehrten, einverstanden mit dem Kauf?«

Hamilton schwieg. Berryman wartete. Schließlich sagte Hamilton langsam: »Nein.«

»Warum nicht?«

»Paul nahm an, daß die Gypsum of America den Besitzer wechseln würde. Meiner Ansicht nach reichten seine Informationen nicht aus, um diese Annahme oder, besser, diese Ahnung zu untermauern.«

»Wenn Mr. Murray jedoch mit Bestimmtheit gewußt hätte, daß die Gypsum den Besitzer wechseln würde, wäre das Geschäft doch wohl als gut zu bezeichnen gewesen?«

»Ja, selbstverständlich. Ein sicherer Weg, Geld zu verdienen.«

»Erscheint es im nachhinein nicht wahrscheinlich, daß Mr. Murray sehr wohl wußte, daß die Gypsum übernommen werden würde, und er deshalb gekauft hat?«

Hamilton stand auf. »Mr. Berryman, ich habe Ihnen gesagt, daß ich auf derart haltlose Unterstellungen nicht antworten werde. Ich denke, Sie gehen jetzt besser.«

Berryman packte seine Unterlagen zusammen und steckte sie in seine Aktenmappe. Der andere, Short, kritzelloste noch ein Weilchen weiter, dann tat er es ihm nach.

»Vielen Dank für Ihre Kooperation«, sagte Berryman. »Es wäre schön, wenn Sie mir Kopien Ihrer eigenen internen Aufzeichnungen über die von Mr. Murray getätigten Anleihen- und Aktienkäufe und den Mitschnitt von Mr. Murrays sämtlichen Telefonaten am fraglichen Tag zusenden würden.«

Alle im Handelsraum geführten Telefonate werden aufgezeichnet, sowohl um Streitigkeiten darüber auszuschließen, wer was gesagt hat, als auch um – bei seltenen Gelegenheiten – die Behörden bei ihren Nachforschungen unterstützen zu können.

Hamilton brachte die beiden Männer zum Lift. Ich sank entnervt und verwirrt auf meinen Stuhl zurück. Berryman glaubte eindeutig, etwas gegen mich in der Hand zu haben. Auf welche falsche Fährte er da gestoßen sein mochte, wußte ich nicht. In jedem Fall sah es nicht gut für mich aus.

Hamilton kam wieder herein. »Nun?« sagte er.

Ich seufzte. »Ich habe die Anleihen und die Aktien ge-

kauft, weil ich die Vermutung hatte, daß Gypsum demnächst den Besitzer wechseln würde. Richtig. Ich hatte aber kein Insiderwissen darüber, daß das der Fall sein würde.«

Hamilton lächelte. »Okay, Junge. Ich glaube Ihnen.«

Eine Welle der Erleichterung durchflutete mich. Es tat gut zu wissen, daß mir jemand vertraute.

»Das hat sich nicht allzu gut angehört, wie?« fragte ich.

Ich war mir gar nicht sicher, wie ich mich aus der Affäre gezogen hatte, und mußte wissen, was Hamilton dazu meinte.

Er strich sich über den Bart. »Die können zwar bis jetzt noch nichts beweisen, aber offenbar sind sie überzeugt, daß Sie gegen die Vorschriften verstößen haben. Hören Sie, Paul, warum sehen Sie nicht eben Ihren Schreibtisch durch und gehen dann nach Hause? Sie scheinen mir nicht in der Verfassung, Geschäfte zu machen.«

Ich nickte dankbar und befolgte Hamiltons Vorschlag. Sowie ich zu Hause war, zog ich meine Laufsachen an und begab mich auf die Strecke um den Park. Ich legte zwei volle Runden zurück, acht Meilen, und trieb mich die ganze Zeit an. Der Schmerz in meinen Beinen und Lungen lenkte mein Hirn von der morgendlichen Vernehmung ab.

Als ich danach im heißen Badewasser lag, kamen die Dinge wieder ins Lot. Ich hatte nichts Unrechtes getan. Ich hatte keine Insiderinformationen besessen. Ein Verfahren hatte äußerst wenig Chancen auf Erfolg. Die Finanzprüfer auf diesem Gebiet hatten sowieso erschrek-

kend geringe Erfolge vorzuweisen. Solange De Jong weiter zu mir stand, würde mir nichts geschehen, und Hamilton schien in dieser Hinsicht fest entschlossen.

Ich hatte wohl schon zwanzig Minuten in der Wanne verbracht, als das Telefon läutete. Es fiel mir zwar schwer, mich aufzuraffen und ranzugehen, aber schließlich tat ich es doch. Es war Hamilton.

»Wie geht's Ihnen, Paul?«

»Ach, ich bin ein Stück gelaufen, und jetzt fühle ich mich schon wesentlich besser.«

»Gut, gut. Ich habe gerade mit Berryman gesprochen. Ich habe ihm erklärt, wie wichtig es für De Jong und für Sie sei, daß dieses Problem bald vom Tisch käme. Entweder hätten Sie etwas Unrechtes getan, und man könnte Ihnen das auch beweisen, oder eben nicht, und dann sollten sie aufhören, uns zu belästigen. Berryman meint, bis zum Wochenende müßten sie in der Lage sein, uns Bescheid zu geben. Also, weshalb nehmen Sie sich den Rest der Woche nicht frei? Solange Ihnen das anhängt, sind Sie am Schalter sowieso zu nichts zu gebrauchen.«

»Okay«, sagte ich. »Ich bin froh, daß die glauben, das so rasch klären zu können. Ich sehe Sie dann nächsten Montag.«

Doch schon, als ich auflegte, beschlichen mich ungute Gefühle. Wenn die so zuversichtlich waren, den Fall bis Freitag lösen zu können, war wohl eher anzunehmen, daß sie sich nahe daran wähnten, meine Schuld beweisen zu können, als daß sie die Sache aufgeben würden.

Ich zog mich an, und meine Laune verschlechterte sich zusehends, als das Telefon abermals läutete.

Es war meine Schwester Linda. »Na, Paul, wie geht's denn so im Leben?« sagte sie.

»Gut, gut, und dir?« erwiderte ich und fragte mich, was um Himmels willen sie bewogen haben mochte, mich anzurufen. Wir sprachen kaum je miteinander, und wenn, dann nur, weil wir uns zufällig bei meiner Mutter trafen. Was Linda jedoch zu vermeiden versuchte. Nicht, daß wir einander ernstlich nicht mochten. Wie alles andere hatten auch unsere Schwierigkeiten miteinander ihre Wurzeln im Tod meines Vaters. Linda fand, daß ich die Rolle des Mannes im Haus hätte übernehmen müssen, und sie hatte es zutiefst mißbilligt, als ich erst nach Cambridge und dann nach London gegangen war. Sie selbst lebte ja nur zehn Meilen weit von zu Hause entfernt, im Nachbartal. Ihr Mann war ein grober Klotz, der mir äußerst unsympathisch war. Sie hingegen betete ihn an und verglich mich bei jeder Gelegenheit mit ihm. Wie gesagt, wir sprachen nicht viel miteinander.

»Was ist denn los?« fragte ich, weil ich so schnell wie möglich zur Sache kommen wollte. »Hat es was mit Mum zu tun?«

»Ja«, sagte Linda. »Keine Sorge, sie ist nicht krank oder so was. Es geht um ihr Haus. Du weißt, daß Lord Mablethorpe vor ein paar Monaten gestorben ist?«

»Ja, Mum hat es mir gesagt.«

»Na ja, sein Sohn hat ihr nun gesagt, daß sie ausziehen muß.«

»Was? Das kann er doch nicht machen! Lord Mablethorpe hat ihr das Haus auf Lebzeiten überlassen, und sein Sohn weiß das.«

»Es gibt aber nichts Schriftliches«, fuhr Linda fort.  
»Der junge Mablethorpe sagt, er kann frei über das Haus verfügen. Er hätte ein sehr attraktives Angebot von einem Fernsehregisseur, der es als Wochenendhaus nutzen will.«

»Was für ein mieses Schwein!«

»Das habe ich auch gesagt. Und unserm Jim hab ich gesagt, er soll hingehen und ihm den Marsch blasen, aber er meint, das sei deine Aufgabe.«

Typisch Jim, dachte ich, doch ganz unrecht hatte er ja nicht. »Okay, ich will sehen, was ich tun kann.«

Ich hatte zunächst vor, mich mit dem neuen Lord Mablethorpe in London in Verbindung zu setzen, fand dann jedoch, daß es vermutlich besser sei, ihn im Haus seiner Väter aufzusuchen. Vielleicht ließ er sich da leichter an seine ererbten Pflichten erinnern.

Ich rief in Helmby Hall an. Glücklicherweise hielt sich Lord Mablethorpe die ganze Woche dort auf. Er war auf der Moorhuhnjagd. Ich machte einen Termin für den nächsten Tag aus und rief meine Mutter an, um ihr mitzuteilen, daß ich kommen und über Nacht bleiben würde. Sie klang zwar niedergeschlagen, war jedoch erleichtert zu hören, daß ich käme.

Ich machte mich schon früh auf die lange Fahrt. Die Gypsum-Untersuchung verdrängte ich erfolgreich aus meinen Gedanken. Schließlich konnte ich in der Sache im Moment auch nichts tun. Mein Wunsch, das Geheimnis um Debbies Tod und den Betrug mit der Tremont Capital weiter aufzuklären, schien ebenfalls leicht in den Hintergrund gerückt, zumindest aber weniger dringlich. Ich hing sozusagen in der Luft, und in gewisser Weise war ich

sogar dankbar für dieses jüngste Familienproblem, weil es für Ablenkung sorgte.

Ich erreichte das Haus meiner Mutter rechtzeitig zu einem verspäteten Mittagessen. Während wir unsere Fleischpastete aßen, schwatzte sie über ihr Haus und den Garten und wie nah alles beim Dorf lag. Es war offenkundig, daß sie sich furchtbar aufregen würde, falls sie das alles aufgeben mußte. Ich hoffte, daß es mir für den Fall der Fälle gelingen würde, in Barthwaite etwas anderes für sie zu finden. Ohne ihre fürsorglichen Nachbarn, die sie kannten und mochten, ob sie nun wunderliche Seiten hatte oder nicht, würde sie mit dem Leben viel schwerer zurechtkommen.

Die Fahrt nach Helmby Hall dauerte nur zehn Minuten. Davor parkte eine ganze Auswahl von Range Rovers, Jaguars und schweren Mercedes-Limousinen, die zweifellos zu Lord Mablethorpes Jagdgesellschaft gehörten. Ich stellte meinen kleinen Peugeot daneben, ging auf die riesige Eingangstür zu und läutete. Ein Butler führte mich in ein Arbeitszimmer, wo ich wartete.

Das Arbeitszimmer war ein gemütlicher Raum, vollgestopft mit Papierkram und Büchern, die der alte Lord Mablethorpe gesammelt hatte. Ich erinnerte mich an etliche Gelegenheiten, bei denen ich als Junge in diesem Raum gewesen war, das Lachen meines Vaters und Lord Mablethorpes im Ohr, die es sich am Kamin gemütlich gemacht hatten. Lord Mablethorpe hatte ein gewaltiges Lachen gehabt. Sein rotes Gesicht verzog sich dabei zu einem breiten Grinsen, während sich seine kräftigen Schultern hoben und senkten. Seine Hände waren genauso

groß und abgearbeitet wie die meines Vaters. Ich sah es, wenn er seinen Whisky mit den Fingern umschloß, den er bei solchen Gelegenheiten immer herausholte. Ich kontrollierte das Bücherbord hinter mir. Garantiert stützte dort noch eine viertelvolle Karaffe irgendwelche alten Ausgaben von *Whitakers Almanack*.

Schließlich erschien Charles Mablethorpe. Er war ganz anders als sein Vater, schmächtig und blutarm. Er war etwa in meinem Alter und stellvertretender Leiter der Abteilung Firmenkredite einer alten, aber mittlerweile sehr unbedeutenden Handelsbank.

»Hallo, Charles. Danke, daß Sie sich die Zeit nehmen, mich zu empfangen«, sagte ich und streckte ihm die Hand hin.

Er schüttelte sie lasch. »Aber nicht doch, Murray, setzen Sie sich.« Er wies auf ein Stühlchen neben seinem Schreibtisch. Er selbst setzte sich in einen ausladenden Sessel.

Es ging mir gegen den Strich, mich von diesem Kerl behandeln zu lassen wie ein ergebenes Faktotum, doch ich setzte mich.

»Ich bin gekommen, um mit Ihnen über das Haus meiner Mutter zu sprechen«, sagte ich.

»Ich weiß«, unterbrach mich Mablethorpe.

»Dann wissen Sie gewiß auch, daß Ihr Vater meiner Mutter, als mein Vater starb, versprochen hat, sie könne dort wohnen bis an ihr Lebensende.«

»Davon weiß ich eben nichts. Tatsächlich kann ich nicht einmal einen Mietvertrag für das Haus finden. Es sieht ganz so aus, als wohnte Ihre Mutter dort illegal.«

»Aber das ist doch lachhaft«, sagte ich. »Sie zahlt keine Miete, weil sie mietfrei dort wohnt. Und einen Mietvertrag gibt es nicht, weil keiner nötig war. Ihrem Vater war es eine Freude, sie dort wohnen lassen zu können.«

»Das mag durchaus sein. Mein Vater war ein sehr großzügiger und hilfsbereiter Mensch. Wir haben jedoch nur das Wort Ihrer Mutter, daß er ihr das Cottage bis an ihr Lebensende zugesagt hat, und darauf ist doch wohl kein rechter Verlaß, wie?« Mablethorpe holte eine Schachtel Zigaretten aus der Jackentasche und zündete sich eine an. Mir bot er keine an. »Das Problem ist, daß ich fürchterliche Erbschaftssteuern zu zahlen habe. Ich muß einen Teil des Grundbesitzes verkaufen, und da kämen mir fünftausend Pfund weiß Gott sehr zu statten.«

»Sie können sie nicht einfach rausschmeißen. Das ist ungesetzlich. Sie ist eine Dauermieterin. Und glauben Sie bloß nicht, daß Sie mit Einschüchterungsversuchen bei ihr weiterkämen.«

»Tut mir schrecklich leid, Murray, aber ich fürchte, ich kann das sehr wohl. Sehen Sie, sie hat ja nie irgendeine Miete gezahlt, also ist sie auch keine Mieterin. Sie ist eigentlich nur eine Art Hausbesetzerin. Keine Bange, ich habe das alles schon mit meinen Anwälten besprochen. Technisch gesehen mag es schwierig sein, sie rauszusetzen, falls sie sich verbarrikadiert, aber das kriegen wir schon hin.«

»Ihr Vater wäre schön wütend, wenn er das wüßte«, sagte ich.

Mablethorpe nahm einen langen Zug aus seiner Zigarette, ehe er antwortete. »Wie wollen Sie denn wissen, was

mein Vater davon gehalten hätte? Mein Vater hatte zwar viele gute Eigenschaften, ein ausgeprägter Geschäftssinn gehörte aber leider nicht dazu. Auf diesem Grundbesitz liegt eine Menge Kapital brach, und es muß dazu gebracht werden, eine anständige Rendite abzuwerfen. In unserer modernen Welt kann man es sich nicht leisten, solche Werte ungenutzt zu lassen. Sie arbeiten doch im Finanzbereich, da werden Sie das bestimmt einsehen.«

»Ich weiß nur, daß man einen Grundbesitz nicht auf die gleiche Weise handhaben kann wie die Bilanz einer Bank«, sagte ich, doch mir war klar, daß ich gegen Mablethorpes Einstellung wenig ausrichten konnte. Bitten würden bei ihm nicht verfangen, und ich hatte nichts in Händen, womit ich ihm drohen konnte. Es hatte keinen Zweck, noch länger bei ihm herumzusitzen. Ich stand auf. »Dad hat immer gesagt, Ihr Vater hielte Sie für einen Dummkopf, und jetzt weiß ich auch, warum«, sagte ich, als ich auf dem Absatz kehrmachte und den Raum verließ. Eine billige Spurze, doch danach fühlte ich mich besser.

## 18

Die kalte Luft der Morgendämmerung biß mir bei jedem Atemzug in die Lungen. Der steinige Weg bekam meinen Kniegelenken ganz und gar nicht. Ich hatte vergessen, wie sehr ihnen das Laufen über die steinigen Hügel zusetzte. Ich folgte der Route, die ich als Junge fast jeden Tag gelaufen war, vier Meilen, und zwischendurch die steilsten

Hänge in der Gegend hinauf. Die nächste Hügelkuppe war nur noch zweihundert Meter entfernt, doch ich kam unendlich langsam voran. Ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen und fragte mich, wie ich das bloß mit zwölf Jahren geschafft hatte.

Ich erkannte jeden seltsam geformten Stein wieder, jede plötzliche Biegung. Und mit dem Wiedererkennen kehrte auch die Erinnerung an die Qualen jener Läufe zurück. Ich hatte die Route selbst gewählt, mich auf den täglichen Kampf gegen die steilen Wege und den kalten Wind gefreut. Dabei ging es nicht nur darum, jenen anderen Schmerz über den Verlust meines Vaters zu vertreiben, obwohl das der Auslöser gewesen war. Ich wurde alsbald schon abhängig davon, folgte dem Drang, Geist und Körper ausschließlich auf die Überwindung von Schmerz und Unbehagen zu konzentrieren. Es war durchaus eine Art Selbstbefriedigung, eine Gelegenheit, sich jeden Tag für ein, zwei Stunden in eine eigene Welt zurückziehen zu können, die sich nur um den eigenen Körper, die eigenen schmerzenden Muskeln drehte, mit der manchmal grandiosen, manchmal schrecklichen Szenarie der Hügellandschaft als Hintergrund. Jeden Tag ein hart erkämpfter, ein wohlverdienter Sieg.

Endlich erreichte ich den Hügelkamm und fing an, die halbe Meile zwischen Barthwaite und Helmby an seinem Sattel entlangzutraben. Ich lief in Schräglage und wich den scharfen Steinen und größeren Büscheln Heidekraut aus, die entlang dem alten Schafpfad lauerten, um in Fuß oder Fessel zu schneiden. Ein Moorhühnerpaar schoß aus dem Heidekraut empor und flog schnell und niedrig am

Hügelkamm entlang, ehe es hinter Bäumen verschwand. Der Nebel hob sich gerade erst von der Talsohle, in der Barthwaite lag, und ich konnte das silberne Band des Flusses in der Morgensonne glitzern sehen, ehe es in einem scharfen Bogen hinter der Flanke eines purpurroten Hügels verschwand. Ich lief auf die säuberlich parzellierten grünen Felder in der Talsohle und das Dorf aus grauen Feldsteinhäusern zu, von wo die ersten Anzeichen morgendlicher Verrichtungen zu hören waren; ein Traktor sprang stotternd an, Hunde warteten bellend auf ihr Frühstück. Als ich, körperlich erschöpft, aber zugleich erfrischt, zum Haus meiner Mutter zurückkehrte, hatte ich eine Entscheidung getroffen.

Es bestand keinerlei Aussicht, Mablethorpe umzustimmen. Selbst wenn ich einen Weg fände, um ihm mit gesetzlichen Mitteln beizukommen, würde er meine Mutter am Ende doch aus dem Haus vertreiben. Es war nicht abzusehen, welche Auswirkungen das auf ihr empfindliches seelisches Gleichgewicht haben würde. Es blieb nur die eine Möglichkeit, das Cottage zu kaufen. Das allein würde meiner Mutter ebenso wie mir die tröstliche Gewißheit verschaffen, daß sie für den Rest ihres Lebens ein gesichertes Zuhause hatte.

Das Dumme dabei war nur, daß ich keine fünfzigtausend Pfund aufbringen konnte. Mit meinen Ersparnissen, gut zehntausend Pfund, auch mein Gypsum-Investment hatte mich ja nicht gerade zu einem reichen Mann gemacht, konnte ich es mir vielleicht leisten, weitere zwanzigtausend aufzunehmen, wenn ich die bereits existierende Hypothek auf meine Wohnung berücksichtigte. Wie

aber sollte ich es anstellen, das Cottage für nur dreißigtausend zu bekommen?

Ich mußte meinen Stolz hinunterschlucken und Charles Mablethorpe fragen. Ich rief in Helmby Hall an und vereinbarte ein weiteres Treffen für denselben Tag. Wir trafen uns im Arbeitszimmer wie am Tag zuvor. Ich trug Mablethorpe kurz meinen Vorschlag vor, das Cottage für dreißigtausend Pfund zu kaufen. Meine letzte Bemerkung vom Tag zuvor bereute ich jetzt, aber Mablethorpe war ein kleines bißchen zugänglicher, vielleicht hatte die eine oder andere meiner Äußerungen ihre Wirkung ja doch nicht verfehlt.

»Fünfunddreißigtausend«, sagte er. »Nicht ein Pfund weniger.«

»Okay, fünfunddreißigtausend«, sagte ich und streckte ihm die Hand hin. Ich würde das Geld schon irgendwie aufstreichen können. Er schüttelte sie kraftlos. Ich denke, wir waren uns beide der großen Freundschaft unserer Väter bewußt und schämten uns, Verrat daran zu üben. Wir trennten uns kühl, aber nicht kalt.

Meine Mutter war hocherfreut, als ich ihr die Neuigkeit mitteilte. Sie drängte mich, noch ein paar Tage zu bleiben, und das tat ich. Nach der Anspannung der letzten paar Wochen taten mir die aufgezwungene Muße und der Ortswechsel gut. Ich versuchte ziemlich erfolgreich, meine Befürchtungen hinsichtlich meiner Zukunft bei De Jong & Co. zu verdrängen. Ich würde noch genug Zeit haben, um mir deswegen Sorgen zu machen. Weniger leicht fiel es mir, mich gedanklich von Cathy zu befreien. Ich fragte mich, ob ihr Barthwaite wohl gefallen würde.

Blödsinniger Gedanke! Es gab auch nicht einen Grund auf Erden, weshalb sie sich eine derartige Frage stellen sollte. Mehr als einmal machte ich mir bittere Vorwürfe, weil es mir irgendwie gelungen war, eine so vielversprechende Beziehung kaputtgehen zu lassen.

Und dann mußte ich mir irgendwo fast fünfundzwanzigtausend Pfund leihen. Es würde gerade eben hinhauen. Nach ein, zwei Jahren im Anleihengeschäft müßte mein Gehalt eigentlich rasch steigen, und dann würde der Kredit bald schon erschwinglicher sein. Immer vorausgesetzt, daß die TSA-Untersuchung ergebnislos blieb.

Wir saßen im Konferenzzimmer von De Jong, in dem ich schon von Mr. Berryman in die Zange genommen worden war. Auf dem polierten Mahagonitisch stand ein Kassettenrecorder. Auf der anderen Seite des Tisches saß Hamilton.

Als er mich angerufen und sich mit mir für Montag um elf verabredet hatte, waren meine unguten Gefühle schlagartig zurückgekehrt. Wenn die Untersuchung zu meinen Gunsten ausgegangen wäre, hätte er mich doch wohl aufgefordert, wie üblich um halb acht zur Arbeit zu erscheinen.

Hamilton trug eine ernste Miene zur Schau. Wenn er sonst schon ein wortkarger Mensch war, so war das Äußerste an Small talk, was er heute erübrigen konnte, ein knappes: »Schönen Urlaub gehabt?«

Ohne auf mein Gemurmel zu achten, sagte er: »Hören Sie sich diese Bänder an.«

Ich saß völlig reglos. Ich versuchte fieberhaft, sämtliche

Telefongespräche der letzten Monate Revue passieren zu lassen, um auf das eine zu stoßen, das mich hätte belasten können. Es war jedoch schwierig, mir vorzustellen, was auf dem Band sein mochte, da ich ja nichts Unrechtes getan hatte.

Hamilton stellte das Gerät an.

Es war sehr laut gestellt. Cashs Stimme dröhnte: »Haben Sie es sich wegen der Gypsums anders überlegt?«

»Nein, das nicht«, sagte ich. Es ist immer eigenartig, die eigene Stimme vom Tonband zu hören. Sie klang nicht wie meine, sondern ein bißchen höher, und der Akzent war stärker, als ich ihn von mir kannte. Das Band lief weiter. »Aber Sie könnten mir einen Gefallen tun.«

»Aber gewiß.« Das war Cash.

»Wie kann ich eigentlich selbst an der New Yorker Börse ein paar Aktien kaufen?«

»Wenn's weiter nichts ist. Ich kann hier ein Konto für Sie eröffnen lassen. Dann brauchen Sie nur Miriam Wall in unserer Privatkundenabteilung anzurufen. Geben Sie mir fünf Minuten, damit ich ihr Ihren Anruf ankündigen kann«

Hamilton stellte den Kassettenrecorder ab. Eine Weile sagte keiner etwas.

Schließlich brach ich das Schweigen. »Aber das beweist doch gar nichts«, platzte ich heraus und bereute es sofort. Das war in etwa das, was auch ein Schuldiger gesagt haben würde.

Hamiltons leichtes Stirnrunzeln ließ darauf schließen, daß er das gleiche dachte. »Es beweist nichts endgültig, das stimmt«, sagte er. »Aber es sieht auch nicht gut aus,

wenn man es neben die anderen Beweise stellt, die die TSA gegen Cash zusammenträgt. In deren Ohren hört sich das so an, als erklärte Cash Ihnen, wie man Aktien auf eigene Rechnung von einem Unternehmen kauft, über das er Insiderinformationen besitzt. Ein klassisches Mittel, um Kunden zu bestechen, Geschäfte mit einem zu machen. So hört sich das an.«

»Ja, aber so war es nicht«, widersprach ich.

»Die Aktien, von denen Sie sprachen, waren die von Gypsum of America, stimmt's?«

»Ja.«

»Und Cash hat sich geradezu überschlagen, um Ihnen bei der Eröffnung eines Kontos behilflich zu sein?«

»Ja, schon. Aber er hat mir doch als Kunden helfen wollen.« Ich verstummte und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Ich fühlte mich in die Enge getrieben, und mir fiel nichts ein, wie ich mich da herauswinden sollte. Am Ende wiederholte ich einfach nur die Wahrheit: »Debbie und ich hatten beschlossen, Aktien zu kaufen, nachdem ich das Unternehmen auf eigene Faust abgeklopft hatte – das muß doch irgendwie aus den Telefongesprächen vorher klar werden – und zu dem Schluß gelangt war, daß es wohl übernommen werden würde. Keiner von uns hatte je zuvor Aktien von amerikanischen Unternehmen gekauft, und Cash schien der geeignete Mensch, um uns zu sagen, wie man das macht. So einfach ist das.«

Hamilton sah mich lange an. Es gibt keinen besseren Menschenkenner als Hamilton, dachte ich. Er wird wissen, daß ich die Wahrheit sage.

Aber war das wirklich so? »Es kommt mir schon ei-

genartig vor, daß Sie so etwas getan haben sollen«, begann er. »Die TSA und andere sind jedoch gänzlich davon überzeugt, was immer sich sonst auch noch auf den Bändern findet. Sie haben zwar recht damit, daß sie über keine stichhaltigen Beweise verfügen, immer gesetzt den Fall, die haben nicht noch irgendwas in der Hinterhand, aber Strafverfolgungen dieser Art, so selten sie zum Erfolg führen, ruinieren doch stets das Leben derer, die davon betroffen sind, seien sie nun schuldig oder unschuldig.«

Er schwieg und blickte auf den Tisch vor sich nieder. »Ich habe überdies die Interessen der Firma zu berücksichtigen. Es wäre der TSA ein leichtes, die Sache publik zu machen und uns sogar ein Bußgeld aufzuerlegen. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, welche Wirkung das auf die Anleger hätte, die uns ihr Geld anvertrauen. Denken Sie nur an die Japaner! Ich werde nicht zulassen, daß diese Verhandlungen scheitern.«

Jetzt sah er mir wieder ins Gesicht. »Ich habe also eine Abmachung getroffen, und zwar unter den gegebenen Umständen für alle Beteiligten eine gute Abmachung: Ich werde heute Ihre Kündigung annehmen. Sie werden von De Jong allerdings noch zwei Monate weiterbeschäftigt werden, was ausreichen sollte, um sich anderswo eine passende Tätigkeit zu suchen. Während dieser Zeit können Sie, wenn Sie möchten, zur Arbeit kommen, doch werden Sie unter keinen Umständen Abschlüsse für die Firma tätigen. Niemand außerhalb dieses Raumes wird den Grund Ihrer Kündigung erfahren.« Hamilton hatte den Blick nicht von mir gewandt. »Tut mir leid«, sagte er

schließlich, »aber das ist für uns alle das Beste, insbesondere für Sie.«

Das war es also: eine vollendete Tatsache. Eine nette kleine Abmachung, damit De Jong so weitermachen konnte, als wäre nichts geschehen. Und ich konnte dagegen überhaupt nichts ausrichten. Das war schwer zu verkraften.

»Und wenn ich nicht kündige?« fragte ich.

»Fragen Sie lieber gar nicht erst.«

Einen Augenblick verspürte ich den Drang, mich aufzulehnen und eine umfassende Untersuchung zu verlangen. Doch es hatte keinen Sinn. Die würden mich kreuzigen. Wenigstens konnte ich auf diese Weise einen neuen Job kriegen.

Ich sagte nichts und starre nur auf den Konferenztisch. Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Wut, Scham und ein starkes Gefühl der Verzweiflung regten sich gleichzeitig in mir. Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, konnte es jedoch nicht. Ich atmete tief durch. Beherrsch dich. Du kannst das alles später verdauen. Sag nichts, verlier nicht die Nerven. Bewahr die Haltung und geh.

»Also gut«, sagte ich heiser. Ich stand auf, wandte Hamilton den Rücken zu und verließ das Konferenzzimmer. Ein paar Dinge würde ich noch von meinem Schreibtisch brauchen.

Telefonnummern unter anderem. Ich betrat den Handelsraum. Jegliche Aktivität kam schlagartig zum Erliegen. Ich spürte sämtliche Blicke auf mir. Das Unbehagen schlug mir wie eine Woge entgegen. Ich sah niemanden

an, konzentrierte mich mit verbissener Miene auf meinen Schreibtisch. Meine Wangen brannten immer noch. Keiner sagte etwas, als ich mein Telefonverzeichnis und ein paar andere Dinge zusammensuchte, in meine Aktenmappe steckte und hinausging. Sollten die doch denken, was sie wollten.

Ich stürzte mich auf ein Taxi, das gerade vor dem Eingang hielt. Die Fahrt nach Hause ging rasch. Als ich meine Wohnung erreichte, hatte ich immerhin die meisten der Empfindungen auseinandergesetzt, die in mir kochten. Ich steckte sie jede für sich in ihre Schublade. So getrennt, würde ich mit ihnen fertig werden.

Zuerst die Wut. Wut darüber, schuldig gesprochen zu werden, ohne Gelegenheit zu erhalten, mich zu verteidigen: Meine Schuld war akzeptiert worden, weil sie für alle die einfachste Lösung war. Wut darauf, wie Hamilton diese Leute gewähren ließ. Er hätte doch gewiß etwas zu meinem Schutz tun können. Gerade er hätte doch imstande sein müssen, irgendeinen Ausweg aus diesem Schlamassel zu finden. Aber er hatte die Interessen der Firma vorangestellt. Ich hatte geglaubt, ihm mehr zu bedeuten. Doch während ich darüber noch nachdachte, gelangte ich zu dem Schluß, daß Hamilton wohl in seiner üblichen Manier sämtliche Pros und Kontras gegeneinander abgewägt hatte, die damit verbunden gewesen wären, wenn man die Sache bis zum bitteren Ende hätte durchfechten wollen. Schließlich hatte er sich wohl für das kleinere Übel entschieden. Und es war sinnlos, jetzt nur zu schreien: »Das ist ungerecht!«

Ich verspürte auch Trauer. Ich hatte gerade angefan-

gen, mich bei De Jong richtig einzuarbeiten. Ich begriff langsam, wie das Geschäft lief, und es machte mir Spaß. Und wenn Hamilton mich jetzt auch im Stich ließ, so hatte ich doch eine Menge von ihm gelernt. Und es gab noch jede Menge anderer Dinge zu lernen. Ich konnte mir unmöglich vorstellen, daß ich noch einmal einen so guten Lehrer bekommen würde. Doch immerhin hatte mich meine Zeit bei De Jong davon überzeugt, daß das Trading das richtige für mich war und daß ich das Zeug dazu hatte. Ich würde nur einfach anderswo neu anfangen müssen.

Und wenn ich nun keinen anderen Job bekam? Panik befiel mich bei diesem Gedanken. Was, wenn ich nie wieder mit Wertpapieren würde handeln können? Die Vorstellung war mir unerträglich. Und obendrein brauchte ich einen gutbezahlten Job, wenn ich einen Kredit aufnehmen wollte, um das Häuschen meiner Mutter zu kaufen. Ohne Job würde es unmöglich sein, so viel Geld zu bekommen. Der Himmel wußte, was sie tun würde, wenn Lord Mablethorpe sie raussetzte. Ich sah schon die verächtliche Miene meiner Schwester Linda, wenn sie erfuhr, daß ich nicht imstande gewesen war, das zu verhindern.

Aber die Panik legte sich bald. Die Leute verloren ständig ihre Jobs. Wenn sie irgend etwas taugten, fanden sie bald wieder neue.

Ich war ein störrischer Mensch. Der Teufel sollte mich holen, wenn ich mich vom Trading abhalten lassen würde, nur weil man mir übel mitgespielt hatte. Jeder ist seines Glückes Schmied. Gewiß, manchmal hatte man eine Pechsträhne, doch wenn man sich nicht beirren ließ, lie-

fen die Dinge irgendwann wieder nach Wunsch. Worauf es ankam, war, daß man nicht aufgab. Wenn was schiefging, mußte man sich eben noch mehr anstrengen.

Ich holte ein Blatt Papier hervor und entwarf einen Plan, wie ich an einen neuen Job kommen konnte. Bin-nen einer halben Stunde hatte ich eine ganze Reihe von Schritten skizziert, von denen ich zuversichtlich annahm, daß sie mir weiterhelfen würden. Also an die Arbeit.

Ich rief zwei Stellenvermittler an, die ich kannte, und machte Termine aus. Ein paar Stunden verbrachte ich damit, meinen Lebenslauf zu vervollständigen. So weit, so gut. Die Headhunter freuten sich, weil sie einen neuen Kunden hatten, und mein Lebenslauf schien mir durchaus vorzeigbar.

Die Probleme fingen am nächsten Morgen an. Ich war zu dem Schluß gelangt, daß ich zunächst am besten bei den Verkäufern ansetzte, mit denen ich jeden Tag zu tun hatte. Die würden wissen, wo jemand gebraucht wurde, und mußten eigentlich ein ganz gutes Bild von meinen Fähigkeiten haben. Nach sorgfältiger Abwägung entschloß ich mich, als ersten David Barratt anzurufen. Er war lange genug im Geschäft und kannte eine Menge Leute. Vielleicht hatte er ja einen Einfall.

Also wählte ich die Nummer von Harrison Brothers. Aber nicht David kam an den Apparat, sondern einer sei-ner Kollegen. Er sagte, David sei beschäftigt, werde jedoch zurückrufen. Ich hinterließ meine Nummer und wartete. Zwei Stunden vergingen und immer noch kein Anruf. Ich versuchte es erneut.

Diesmal nahm David den Hörer ab.

»Hallo, David, hier ist Paul«, fing ich an.

Es folgte eine kurze Pause, ehe David antwortete.

»Ach, hallo, Paul. Von wo aus rufen Sie an?«

»Von zu Hause. Dann haben Sie es also schon gehört?«

»Ja.« Pause. »Haben Sie schon was gefunden?«

»Nein, noch nicht. Ich fange gerade erst an. Deshalb auch mein Anruf. Wissen Sie zufällig, ob irgendwo was Interessantes frei ist?«

»Leider nein. Der Arbeitsmarkt ist gegenwärtig sehr ruhig«, sagte David. »Hören Sie, ich muß Schluß machen, auf der anderen Leitung ist ein Kunde.«

»Nur eins noch ...«, sagte ich rasch.

»Ja?«

»Ich wollte fragen, ob Sie vielleicht irgendwann eine halbe Stunde Zeit hätten, um mit mir darüber zu reden, was ich jetzt unternehmen kann. Sie kennen den Markt doch viel besser als ich ...«

»Ich habe im Moment leider sehr viel zu tun.«

»Mir ist jeder Zeitpunkt recht«, sagte ich und spürte, wie mir die Verzweiflung die Kehle hochkroch. »Beim Frühstück, nach der Arbeit, ich kann auch bei Ihnen vorbeikommen.«

»Paul, ich glaube nicht, daß ich Ihnen helfen kann.« Die Stimme, die aus dem Hörer kam, klang höflich, aber entschieden. Sehr entschieden.

»Okay«, sagte ich trübsinnig. »Dann will ich Sie nicht länger aufhalten.«

Ich war verblüfft. David war immer äußerst hilfsbereit gewesen. Wenn er mir jetzt die Unterstützung verweigerte, ließ das tief blicken. Einen Augenblick lang meinte ich,

ihn vielleicht völlig falsch eingeschätzt zu haben. Vielleicht war er gegenüber seinen Kunden ja ein anderer Mensch als gegenüber seinen Ex-Kunden. Aber das sah ihm eigentlich nicht ähnlich.

Zaghafter geworden, rief ich noch einen Verkäufer an. Mit dem gleichen Ergebnis: höfliche Weigerung, mir zu helfen. Der dritte war sogar noch schlimmer. Ich hörte ihn im Hintergrund flüstern: »Sagen Sie ihm, ich sei nicht da. Und wenn er wieder anruft, bin ich im Urlaub.«

Ich saß da und starre mein Telefon an. Das sah nicht gut aus. Wen konnte ich noch anrufen? Cash kam nicht in Frage. Bei dem Gedanken an Cathy verspürte ich einen Stich, aber der Gedanke, von ihr die gleiche Abfuhr zu erhalten wie von den anderen, war mir unerträglich.

Claire! Sie würde bestimmt ein bißchen Zeit für mich opfern.

Ich rief sie an. Sobald sie meine Stimme hörte, begann sie zu flüstern. »Paul! Stimmt das, was man so hört?«

»Ich weiß nicht. Was hört man denn so?«

»Daß sie dich bei einem Insidergeschäft erwischt haben?«

Endlich! Endlich war jemand direkt genug, um zu sagen, was alle dachten.

»Nein, das stimmt nicht. Es war kein Insidergeschäft. Allerdings glaubt das die TSA. Deshalb habe ich auch gekündigt.«

»Du hast gekündigt? Alle behaupten, sie hätten dich rausgeschmissen.«

»Eher zum Kündigen gezwungen.« Fast hätte ich es dabei belassen. Ich verschwendete nur meinen Atem. Alle

Welt schien von meiner Schuld überzeugt zu sein. Schließlich sagte ich leise: »Ich habe nichts Unrechtes getan.«

»Ich weiß«, sagte Claire.

Ich verspürte eine kleine Aufwallung von Erleichterung und Dankbarkeit. »Du weißt es? Aber wie kannst du das wissen?«

Claire lachte. »Weil du der letzte Mensch auf der Welt bist, der sich auf Insidergeschäfte einlassen würde. Du bist der aufrichtigste Kerl, den ich kenne. Viel zu ernsthaft. Viel zu langweilig.«

»Das bestreite ich nicht«, sagte ich, und meine Laune besserte sich etwas.

Claires Stimme senkte sich erneut zu einem verschwörerischen Flüsterton. »Erzähl mir, was passiert ist.«

Ich erzählte ihr, wie ich die Gypsum-Aktien gekauft hatte und warum ich es getan hatte. Als ich auf Cashs Rolle dabei zu sprechen kam, fiel sie mir ins Wort: »Diese Ratte! Hätte ich mir doch gleich denken können, daß der was damit zu tun hat. Mein Gott! Es ist unglaublich, daß der immer noch weiter Geschäfte machen darf!«

Da war was dran. Es hatte ganz danach ausgesehen, als ließen auch irgendwelche Nachforschungen gegen ihn. Vielleicht waren seine Tage bei Bloomfield Weiss ja ebenfalls gezählt. Das war ein gewisser Trost. Allerdings wenn sich irgendwer irgendwo würde herauswinden können, dann Cash.

Ich erzählte ihr, wie David Barratt und die anderen auf meine Anrufe reagiert hatten.

»Das überrascht mich nicht«, erwiderte Claire. »Alle

Welt spricht davon. Du hast es zu zweifelhafter Berühmt-heit gebracht Selbst Leute, die dich gar nicht kennen, zerreißen sich das Maul So schnell gibt dir keiner wieder einen Job.«

Der Schlag traf mich hart. Claire spürte es. »Tut mir leid, Paul, so habe ich es nicht gemeint«, sagte sie rasch. »In ein, zwei Monaten haben sie es sicher vergessen. Dann findest du schon was.«

Ich sagte nichts.

»Paul? Paul?«

Ich murmelte ein auf Wiederhören und hängte ein.

So sah es also aus. Die bittere Wahrheit starrte mir ins Gesicht. Ich war raus aus dem Geschäft, würde dort keinen Job mehr finden. Jetzt nicht. Wahrscheinlich niemals mehr. Schlicht und einfach. Es war aus und vorbei.

Das war eine Erkenntnis, die mir schon bei meinem Telefonat mit David Barratt gedämmert hatte, die ich jedoch vorerst nicht hatte wahrhaben wollen. Ich hatte geglaubt, mein Wille allein würde mir einen neuen Job verschaffen. Doch der genügte nicht, um die Leute vergessen zu lassen, daß ich einer jener berüchtigten Kriminellen der Finanzwelt war: ein Insidertrader.

Ich empfand es als bittere Ironie, daß ein so schlichtes Vergehen, wie ich es angeblich begangen hatte, von Menschen mit einer derartigen Verachtung gestraft wurde, die ihre Kunden, ihre Arbeitgeber, ja selbst ihre Freunde routinemäßig belogen und betrogen. Aber Insidergeschäfte waren etwas anderes: eine Seuche, deren letzter großer Ausbruch damit geendet hatte, daß das Superhirn des Junk-Bond-Marktes, Michael Milken, vor Gericht lande-

te. Damals war der Virus langsam von einem Investmentbanker zum nächsten gekrochen, hatte die ganze Wall Street erfaßt, bis nahezu jedes Bankhaus in New York in irgendeiner Weise davon angesteckt gewesen war. Das Gegenmittel war einfach. Beim ersten Ausbruch sollte das infizierte Glied isoliert und abgetrennt werden. Genau das war mir jetzt widerfahren.

Die Folgen waren schwer zu verkraften. Ich wollte nichts anderes als ein guter Trader sein, und bis vor einer Woche hatte das durchaus in meiner Reichweite gelegen, wenn ich mich nur noch ein paar Jahre ins Zeug gelegt hätte. Nun waren meine Chancen gleich Null.

Vermutlich gibt es Menschen, die sich einfach ziellos treiben lassen können und dabei glücklich und zufrieden sind. Zu denen gehöre ich nicht. Wenn ich ein Ziel vor Augen habe, setze ich alles daran, es auch zu erreichen. Ordne dem mein Leben unter. Gewiß, irgendwann hatte ich auch akzeptieren müssen, daß ich nicht der schnellste Achthundert-Meter-Läufer der Welt werden würde, aber das war hart gewesen; andererseits allerdings hatte ich mir zubilligen müssen, daß ich dem doch immerhin ziemlich nahe gekommen war. Daß man mir jetzt aber sogar einen Job als kleiner Trader verweigerte, war mehr, als ich ertragen konnte.

Die nächsten beiden Wochen waren die schlimmsten meines Erwachsenenlebens. Ich verschickte zwar Briefe über Briefe und ging sogar zu ein paar Vorstellungsgesprächen, doch mit dem Herzen war ich nicht dabei. Ich wußte, es war ein aussichtsloses Unterfangen.

Die Depression ließ nicht lange auf sich warten. Eine

tiefschwarze Depression, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Ich war entmutigt bis auf den Grund meiner Seele. Es fiel mir schwer, überhaupt noch etwas zu tun. Ich gab das Laufen auf. Ich versuchte Romane zu lesen, konnte mich jedoch nicht konzentrieren. Ich verbrachte Stunden im Bett und starrte einfach nur vor mich hin. Ich streifte ziellos in London umher. Das Getöse des Verkehrs, die Abgase und die Hitze bewirkten, daß ich am Ende völlig erledigt war. Nachdem sie mich so lange aufrecht gehalten hatte, schien meine Willenskraft endgültig zerstört.

Außerdem war ich einsam. Gewöhnlich machte es mir nichts aus, allein zu sein, aber jetzt sehnte ich mich danach, mit jemandem zu reden. Mit jemandem, der mir helfen würde, die Dinge wieder geradezurücken. Doch wer sollte das sein? Ich hatte nicht den Mut, dem Häuflein von Freunden und Bekannten, die sich im Lauf der Jahre angesammelt hatten, einzustehen, was mir zugeschossen war. Ich weiß, ich hätte es tun sollen, aber ich tat es nicht. Und der letzte Mensch, den ich mit meinen Sorgen belasten konnte, war meine Mutter. Mir war klar, daß ich bald schon wegen des Hauses zum Notar würde gehen müssen. Aber es war mir schleierhaft, wie ich die Mittel dafür aufbringen sollte. Außerhalb des Trading würde es mir unmöglich sein, einen Job zu finden, der gut genug bezahlt wäre.

Ich versuchte das Problem zu verdrängen. Um so mehr begann es, mich insgeheim zu beunruhigen. Ich war schuld daran, wenn meine Mutter ihr Zuhause verlieren würde. Aber ich war zu schwach, um etwas dagegen zu unternehmen.

In diesen einsamen Augenblicken dachte ich häufig an Cathy. Wenn ich mir wünschte, mit jemandem reden zu können, dann wurde aus diesem Jemand immer sie. Ich dachte an unseren mühelosen Umgang, zu dem wir in Amerika gefunden hatten, an ihr Mitgefühl und ihr Interesse an meinem Leben. Gerade jetzt brauchte ich jemanden, der sich dafür interessierte.

Und dann stellte sich wieder das Gefühl der Demütigung ein, weil sie mich zurückgewiesen hatte. Ich sah sie vor mir, wie sie mich beschuldigte, ihr die Karriere ruinieren zu wollen, hörte mein eigenes unfeines Drängen, doch mit mir essen zu gehen. Sie würde zweifellos von meinen Verfehlungen gehört haben. Ich korrigierte mich: von meinen angeblichen Verfehlungen. Sicher dankte sie Gott, daß sie sich nicht mit mir eingelassen hatte, völlig fassungslos, daß sie so etwas auch nur hatte erwägen können. Ein Verhältnis mit einem wie mir wäre ihr auf dem Weg nach oben nicht gerade zuträglich gewesen.

## 19

Es war Donnerstag nachmittag. Ich sah mir eine Leichtathletikübertragung aus Oslo im Fernsehen an. Es deprimierte mich zutiefst, doch irgendwie konnte ich mich nicht dazu aufraffen, den Fernseher abzustellen. Als ich sah, daß die achthundert Meter von einem Spanier gewonnen wurden, den ich gleich bei mehreren Gelegenheiten geschlagen hatte, fragte ich mich doch wieder, warum ich meine Laufschuhe an den Nagel gehängt hatte. Ich

war so gut gewesen! Weshalb zum Teufel hatte ich mich überhaupt auf das Trading eingelassen? Aber jetzt war es zu spät, um zum Laufen zurückzukehren. Ich wäre nie und nimmer in der Lage, meine einstige Form wiederzuverlangen. Aus und vorbei. Mir blieb nichts anderes, als dazusitzen und meine Entscheidung zu bereuen.

Ich sah mich in meiner kleinen Wohnung um. Meine Bronzemedaille verhöhnte mich vom Kaminsims herab. Mein Gott, wie das hier aussah! Die Wohnung war so klein, daß im Handumdrehen alles in Unordnung war. In der Ecke hinter der Tür türmte sich die schmutzige Wäsche. Ich mußte sie wirklich in die Wäscherei bringen. Nein, es hatte nicht noch einen Tag Zeit. Ich hatte überhaupt keine sauberen Sachen mehr.

Das Telefon läutete. Wahrscheinlich eine der Stellenvermittlungen. Ich hatte ihnen gesagt, sie sollten es aufgeben, nach einem Job als Wertpapierhändler zu suchen, und sich statt dessen nach einer Stelle als Kreditanalyst umtun. Worauf sie allerdings nur gemurmelt hatten, wie schwierig der Stellenmarkt dieser Tage sei. Ich war offenkundig auf ihrer Liste leicht zu vermittelnder Kunden im Eiltempo von oben nach ganz unten gerutscht. Ich ließ das Telefon zehnmal läuten, bis ich mich aus meinem Sessel hochraffte und ranging.

»Hallo?«

»Hallo, sind Sie's, Paul?« Cathys Stimme drang klar und deutlich an mein Ohr.

Mir pochte das Herz. Eine flüchtige Aufwallung von Freude, aber schon gewann meine trübsinnige Stimmung wieder die Oberhand. Ich hatte ihre Zurückweisung wäh-

rend der letzten vierzehn Tage wohl hundertmal durchlebt, für ein weiteres Mal fehlte mir die Kraft.

»Paul, sind Sie's?«

Ich räusperte mich. »Ja. Ja, ich bin's. Tag, Cathy.« Meine Stimme klang kalt und förmlich, ohne daß ich mich darum hätte bemühen müssen.

»Ich habe gehört, was passiert ist. Es tut mir sehr leid für Sie. Es muß schrecklich gewesen sein.«

»Das kann man sagen.«

»Es gab da eine ganze Menge alberner Gerüchte über Ihre Kündigung.«

Was wollte sie denn bloß? Sich an den greulichen Details ergötzen? Ein bißchen erbaulichen Klatsch hören? Ich würde ihr damit nicht dienen können. »Ja, das kann ich mir vorstellen.«

»Hören Sie, ich dachte ...«, fing sie nervös an. »Wir haben uns ziemlich lange nicht gesehen, und es wäre doch schön, wenn wir das wieder wettmachen könnten.« Was denn wieder wettmachen? dachte ich zynisch. »Ich wollte nur fragen, ob Sie Sonntag nachmittag schon was vorhaben?«

Mein Puls beschleunigte sich erneut. »Nein, habe ich nicht.«

»Na ja, hätten Sie nicht vielleicht Lust, irgendwo auf dem Land mit mir spazierenzugehen? Ich kenne eine schöne Stelle in den Chilterns, nur eine Stunde weg. Natürlich nur, wenn Sie mögen.« Cathys Stimme wurde immer dünner. Sie mußte ihren ganzen Mut zusammengenommen haben, um mich anzurufen, und ich kam ihr nicht gerade entgegen. Ich gab mir einen Ruck.

»Doch, dazu hätte ich große Lust«, sagte ich, bemüht, etwas Begeisterung in meine Stimme zu legen, und zu meiner Überraschung gelang es mir.

»Schön. Wie wär's denn, wenn Sie mich um zwei abholen kämen?« Sie nannte mir eine Adresse in Hampstead.

Es wäre übertrieben gewesen, zu behaupten, meine Depression hätte sich anschließend im Nu verflüchtigt, doch ließ sich nicht leugnen, daß Sonne durch die Wolken gebrochen war. Ich brachte am nächsten Tag ein passables Einstellungsgespräch mit einer japanischen Bank zustande und verbrachte einen großen Teil des Samstags damit, methodisch die Stellenangebote der Financial Times durchzugehen und mich auf den neuesten Stand der Nachrichten aus der Finanzwelt zu bringen. Ich werde schon eine neue Stelle bekommen, versuchte ich mich zu überzeugen, und ich sollte durchaus wählerisch sein. Das war, gemessen am Wochenanfang, ein großer Schritt nach vorn.

»Erzählen Sie mir, was passiert ist, Paul.«

Wir wanderten einen grasbewachsenen Hügel hinunter und hielten auf einen Bach zu. Eine Gruppe schwarzweißer friesischer Kühe starrte uns von der anderen Seite der Weide her an und fragte sich offenbar, ob es den Energieaufwand lohnte, näher an uns heranzutrotten. Schließlich befanden sie wohl, daß nicht, und senkten die Köpfe, um weiterzufressen. Es hatte am Tag zuvor geregnet, also war die Luft frisch. In der Sonne hatte man eher das Gefühl, daß Frühling war und nicht Ende September.

Ich wäre dieser Frage gern aus dem Weg gegangen. Ich war unschuldig, der Rest der Welt hielt mich für schuldig.

Daran konnte ich sowieso nichts ändern, also weshalb sollte ich mich noch wehren? Es erschien mir würdiger, zu schweigen, als auf Teufel komm raus immer wieder meine Unschuld zu beteuern. Und Cathy war der letzte Mensch auf der Welt, dem ich mich als Jammerlappen präsentieren wollte.

Ich hatte mir auf dem Weg zu Cathys Wohnung in Hampstead so meine Gedanken gemacht, hatte sämtliche eventuellen Reibungspunkte durchgenommen. Unseren Streit über ihre Karriere, mein vergebliches Bemühen, einen neuen Job zu finden, und auch diese Frage. Ich war also darauf vorbereitet gewesen, einen heiklen Nachmittag auf einem Minenfeld zu verbringen.

Doch dann war es ganz anders gekommen. Cathy hatte sich ganz offensichtlich gefreut, mich zu sehen. Während der Fahrt hatten wir ungezwungen geplaudert, vor einer alten angelsächsischen Kirche dann unseren Wagen abgestellt, und Cathy hatte die Führung übernommen. Wir wanderten durch eine Szenerie unterschiedlicher, typisch englischer Schauplätze – ein Dorf, ein alter Buchenwald, ein Bauernhof –, und dann kam dieses grüne Tal, das zu einem Bach hinunterführte. Und Cathys Frage.

Also erzählte ich. Cathy hörte aufmerksam zu und glaubte mir offenbar, also erzählte ich weiter. Nicht nur, wie ich in den Schlamassel geraten war, sondern auch, wie ich mich während der letzten zwei Wochen gefühlt hatte. Es fiel mir nicht schwer, sondern ging mir sogar leicht von der Zunge, weil ich ihr Mitgefühl und ihre Besorgnis spürte. Nach und nach entspannte ich mich. Wir folgten langsam den Windungen des Baches. Ich gewann

eine gewisse Distanz zu den Geschehnissen der letzten zwei Wochen und erkannte, daß ich mich geradezu in Selbstmitleid gesuhlt hatte.

Schließlich ebbte mein Redestrom ab.

»Entschuldigen Sie, daß ich gar nicht wieder aufhöre«, sagte ich, »Sie sind sehr geduldig.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte sie. »Wie es sich anhört, haben Sie eine schreckliche Zeit hinter sich.« Sie ging zum Ufer des Baches hinunter. »Wollen wir hier nicht ein bißchen Pause machen? Wir sind bestimmt schon vier Meilen gelaufen. Ich würde gern meine Füße ins Wasser stecken.«

Sie zog ihre Schuhe aus, rollte die Jeans hoch und trat in den schnellfließenden Bach. Als das kalte Wasser ihre Füße umspülte, stieß sie einen kleinen Schrei aus. Ich legte mich auf die Böschung und ließ mir die Sonne ins Gesicht scheinen. Durch die halbgeschlossenen Augen beobachtete ich, wie sie zwischen den Steinen herumstelzte. Sie trug ein weißes Hemd und alte Jeans. Das Haar wehte ihr ins Gesicht. Sie hatte etwas Zerzaustes, Nachlässiges, das mir neu war an ihr. Und sie gefiel mir. Sie gefiel mir ungeheuer. Ich lächelte und schloß die Augen.

Ich döste im kühlen Gras der Böschung vor mich hin, bis ich ein zartes Kitzeln an meiner Nase spürte. Ich nieste und öffnete die Augen. Cathy lag neben mir und piekste mich mit einem langen Grashalm. Halbherzig griff ich danach, doch sie zog ihn kichernd weg. Ihr Gesicht war nur zwei Handbreit von meinem entfernt. Ihre großen Augen strahlten. Wir küßten uns erst tastend, ehe wir einander umarmten. Cathy lehnte sich ein wenig zurück,

strich sich das Haar aus dem Gesicht und küßte mich wieder, diesmal hungriger. Gerade in diesem Augenblick hörte ich einen Ruf ganz aus der Nähe: »Benson, hierher! Hierher, du verdammter Hund!«

Wir fuhren lachend auseinander. Cathy stand auf. »Komm, wir haben noch ein gutes Stück zu laufen, bis wir wieder am Wagen sind.«

Seufzend erhob ich mich.

Wir gingen schweigend weiter bachabwärts. Als wir auf die andere Seite des Tales zuzuhalten begannen, sagte Cathy: »Das mit Debbie war traurig.«

Noch ein heikles Thema, doch wieder war ich froh, endlich darüber sprechen zu können. »Ja, das stimmt.«

»Ich habe sie nicht sehr gut gekannt«, fuhr Cathy fort. »Du?« Sie sah mich forschend an.

Ich verstand ihre Frage und lächelte. »Nein, nicht wie du denkst. Aber wir kamen sehr gut miteinander aus. Ich mochte sie.«

Wir gingen ein paar Schritte weiter.

»Was ist ihr eigentlich zugestoßen?« fragte Cathy.

»Wie meinst du das?«

»Sie soll doch Selbstmord begangen haben, oder? Aber das kann ja wohl nicht stimmen. Und ein Unfall scheint unwahrscheinlich.«

»Hm«, sagte ich.

»Du weißt, wie es passiert ist. nicht wahr?« sagte Cathy.

Ich nickte »Willst du es mir erzählen?«

Ich holte tief Luft Plötzlich wollte ich ihr alles erzählen Um jeden Preis »Also gut.« Wir stiegen gerade ein steiles Wegstück empor und ich wartete, bis wir die Kuppe er-

reicht hatten, ehe ich stehenblieb. Ich sah auf den Bach hinunter, der durch das kleine Tal sprudelte. Ein stiller, unschuldiger Winkel Englands.

»Sie ist ermordet worden.«

»Weißt du, wer es war?« fragte Cathy leise.

»Nein. Erst dachte ich, Joe Finlay, aber der hat es zweimal bestritten. Und gelogen hat er sicher nicht.«

»Weißt du denn, warum sie ermordet wurde?«

»Ich glaube schon.« Ich erzählte ihr alles: Wie ich entdeckt hatte, daß die Bürgschaft der Honshu Bank für die Tremont Capital nicht existierte, und wie ich den Verdacht geschöpft hatte, daß Debbie schon vor mir darauf gestoßen war. Ich erzählte ihr von meinen Nachforschungen in New York, von meiner Begegnung mit Joe im Central Park, von der Phoenix Prosperity und ihrer Investition ins Tahiti.

Cathy hörte mit großen Augen zu und ließ sich kein Wort entgehen. »Und wie hängt das alles zusammen?«

»Die Tremont Capital hat mit Hilfe einer gefälschten Bürgschaft der Honshu Bank Anleihen in Höhe von vierzig Millionen ausgegeben. Cash hat damals zwanzig Millionen an De Jong verkauft: Wegen der angeblichen Bürgschaft hat Hamilton die Dokumentation nicht überprüfen lassen. Dann hat Cash die anderen zwanzig Millionen an die Harzweiger Bank in der Schweiz verkauft. Ein Herr Dietweiler dort ist zweifellos durch irgendeine Form von Bestechung oder Erpressung dazu gebracht worden, sie für seine Bank zu kaufen. Es sieht so aus, als habe Cash mächtig die Hände im Spiel gehabt. Er und Waigel kennen sich schon ewig.«

Die vierzig Millionen, die über die Anleihe aufgebracht wurden, sind dazu benutzt worden, die Mehrheit an einer Sparkasse zu kaufen, der Phoenix Prosperity Savings and Loan oder auch ›Uncle Sam's Geldmaschine‹, wie es in Waigels Unterlagen hieß. Dank der damit verbundenen Kapitalaufstockung war die Phoenix Prosperity imstande, in großem Umfang Kundengelder aufzunehmen, die durch eine Regierungsbürgschaft abgesichert sind. Investiert hat sie das alles in eine Reihe hochprofitabler und hochriskanter Unternehmungen. Eine der ersten war Irwin Pipers Casino, eine zwanzigprozentige Beteiligung.

So weit, so gut. Dann fingen die Dinge jedoch an schiefzulaufen. Als erster hat Greg Shoffman Verdacht geschöpft. Er hat die Honshu Bank angerufen und herausgefunden, daß die sogenannte Bürgschaft eine Fälschung war. Ich weiß nicht, was er sonst noch herausgefunden hat oder wie sie gemerkt haben, daß er ihnen auf der Spur war. Doch er ist ermordet worden, wahrscheinlich von Waigel, seine Leiche wurde in der Nähe von Waigels Haus entdeckt. Dann wurde Debbie argwöhnisch. Und auch sie ist ermordet worden.«

»Und was glaubst du, wer hinter dem Ganzen steckt?«

»Ich weiß es nicht. Die Anteilseigner der Tremont Capital jedenfalls, wer immer außer Waigel noch dazugehören mag. Außer Waigel und ...«

»Und?«

»Nun, ich denke, daß auch Cash mit dabei ist ...«

»Noch jemand?«

»Vielleicht, ich weiß es einfach nicht.«

»Und wer hat Debbie nun tatsächlich umgebracht?«

»Schwer zu sagen. Waigel kann es nicht gewesen sein, da er zum Zeitpunkt von Debbies Tod in New York war. Wie gesagt, Joe hat den Mord weit von sich gewiesen ... Vielleicht war es Cash – oder ein ganz anderer.«

»Wie Irwin Piper?«

»Nein, ich glaube, er nicht. Ich habe ihn in Las Vegas direkt darauf angesprochen, und er schien aufrichtig überrascht, daß Debbie tot war.«

»Also, wer dann?«

Ich sah Cathy an. »Wenn man es ernsthaft betrachtet, muß es Cash gewesen sein. Er muß doch gewußt haben, was er Hamilton da verkaufte. Und er ist auch der Mann mit der Verbindung zur Phoenix Prosperity. Und er und Waigel sind alte Freunde.«

Sie runzelte die Stirn. Schweigend grübelten wir beide über das nach, was ich gesagt hatte. Wir stapften weiter. »Ich weiß daß dir das merkwürdig vorkommen wird«, sagte Cathy, »aber ich glaube nicht, daß Cash bei so etwas mitmachen würde. Er benimmt sich zwar manchmal schäbig und will unbedingt die Nummer eins sein. Aber er hat nun mal seine moralischen Grundsätze, die er nicht brechen würde.«

»Was meinst du denn damit?« fragte ich. »Cash ist einer der windigsten Brüder, denen ich je begegnet bin!«

»Das mag ja sein, aber ich arbeite jetzt seit einem Jahr eng mit ihm zusammen, und ich glaube nicht, daß er durch und durch schlecht ist. Ich kann mir absolut nicht vorstellen, daß er sich auf etwas einlassen würde, bei dem jemand umgebracht wird!«

»Und was ist mit dem verdammten Geschäft mit den Gypsum of America? Das war ja wohl auch nicht gerade sauber, wie?«

»Warte, habe ich dir das noch nicht erzählt? Die Untersuchung hat Cash von jeder Beteiligung freigesprochen. Joe war derjenige, der da Dreck am Stecken hatte. Er hat sich über irgendwelche Strohmänner einen ganzen Haufen Aktien verschafft.«

»Wirklich? Ich war überzeugt davon, daß Cash von der Übernahme gewußt hat.« Ich mußte diese neue Information erst mal verdauen und in Übereinstimmung mit allem anderen bringen, das ich wußte. Ich wollte immer noch nicht so recht an Cash als einen Anleihenverkäufer mit Prinzipien glauben.

»Offensichtlich untersuchen sie jetzt, wer sonst noch beteiligt war«, sagte Cathy.

»Das heißtt, ob ich beteiligt war?«

»Darüber habe ich nichts gehört. Ich nehme es aber an«, sagte Cathy. »Freitag abend ist ein Polizeibeamter bei uns aufgetaucht, der Fragen über dich gestellt hat.«

»Ein Polizeibeamter? Nicht die TSA? Bist du sicher?« Angeblich hatte die Abmachung, von der Hamilton gesprochen hatte, doch besagt, daß die TSA ihre Nachforschungen über mich nicht weiter fortsetzen würde, wenn De Jong sich bereit erklärte, mich rauszuschmeißen.

»Ja, ganz sicher. Sein Name war Powell. Inspektor Powell. Er hat den Leuten eine Menge Fragen über dich und Debbie gestellt.«

Also, das war nun in der Tat seltsam. Ich hatte angenommen, Powell hätte seine Untersuchung, was Debbies

Tod betraf, abgeschlossen. Warum stellte er jetzt plötzlich Fragen über mich? Merkwürdig.

Wir gingen weiter. Das Dorf, wo wir geparkt hatten, kam gerade erst in Sicht. Darüber thronte eine gedrungene Kirche, die, etwa hundert Meter vom eigentlichen Dorf entfernt, auf einer kleinen Anhöhe stand. Ein Schauplatz wie eine vorchristliche Andachtsstätte.

»Und was gedenkst du jetzt in der Sache zu unternehmen?«

»Welcher Sache?«

»Debbies Tod. Tremont Capital. Phoenix Prosperity«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Warum sollte ich? Viel Sinn hätte das ja wohl sowieso nicht«, sagte ich vertrießlich.

»Quatsch«, sagte Cathy. Ich sah sie an. »Quatsch«, sagte sie noch einmal.

»Was soll das heißen?«

»Es ist an der Zeit, daß du dich zusammenreißt, Paul. Schön, man hat dir übel mitgespielt. Aber da haben ein paar Leute vierzig Millionen Dollar gestohlen und im Zusammenhang damit zwei Menschen umgebracht. Und wenn du nichts unternimmst, kommen die womöglich ungeschoren davon. Das kannst du doch nicht zulassen, oder?«

Cathy war wütend. Ihre Augen glühten, und ihre Wangen hatten sich gerötet. Doch ich hatte das Gefühl, daß sie eher mit mir wütend war als über mich. Ich zuckte mit den Achseln: »Du hast ja recht.«

Sie lächelte und nahm meinen Arm. »Gut. Ich werde dir helfen. Was also wollen wir als erstes tun?«

»Na ja, vermutlich sollte ich mit Hamilton reden, aber ich sehe nicht recht, wie, solange ich diese Gypsum-Geschichte am Hals habe.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte Cathy. Dann hatte sie einen Geistesblitz. »Aber wenn Cash freigesprochen worden ist, müßtest du dann nicht auch freigesprochen werden? Ich meine, wenn er keine Insiderinformationen hatte, wie hätte er sie denn dann an dich weitergeben können?«

Ich sah sie an. Sie hatte völlig recht! Ich begann Hoffnung zu schöpfen.

»Laß mich mit Cash über das sprechen, was dir passiert ist. Ich bin sicher, daß er dir helfen kann.«

»Ich glaube nicht, daß das eine gute Idee ist«, sagte ich.

»Hör mal, er hat ganz bestimmt nichts mit einem Mord zu tun, schon gar nicht mit dem an Debbie Chater. Laß mich doch mit ihm reden.«

»Na schön. Aber sag nichts von der Tremont-Sache.«

»Nein, nein.«

Das Dorf war mittlerweile näher gerückt. Ich erspähte einen Pub. »Schluß jetzt damit. Ich habe Durst. Laß uns was trinken.«

Wir setzten uns draußen vor das Gasthaus, das noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte, und tranken in aller Ruhe ein paar Gläser, während die Sonne über den waldigen Hügeln unterging. Es war ein magischer Abend, und wir wollten beide nicht, daß er zu Ende ging. Also blieben wir, da der Pub auch ein Restaurant hatte, und aßen hausgemachten Steak-and-Kidney-Pie.

»Hast du Rob wieder mal gesehen, seit wir aus Amerika zurück sind?« fragte ich.

»Ja«, antwortete Cathy wenig begeistert.

»Und? Hat er dich belästigt?«

»Das kann man wohl sagen«, sagte sie und sah auf ihren Teller nieder.

Ich wartete und dachte, daß sie weitersprechen würde.

Sie schwieg aber. Das weckte mein Interesse. Mehr noch, es beunruhigte mich. Ich hatte den Haß nicht vergessen, der in Las Vegas aus Robs Worten gesprochen hatte. »Was hat er denn gemacht?«

»Na ja, er ist mir beruflich das eine oder andere Mal über den Weg gelaufen. Und dazu hat er sich in letzter Zeit auch noch darauf verlegt, vor dem Gebäude von Bloomfield Weiss herumzulungern und mir auf dem Heimweg nachzugehen. Er spricht mich dann an und wird jedesmal grob.«

»Was sagt er denn?«

»Ich sei oberflächlich und flatterhaft. Ich hätte ihn betrogen und sei nichts als ein Flittchen. Und er sagt ziemlich unangenehme Dinge über dich.«

Ich seufzte. »Das wundert mich ganz und gar nicht.«

»Er hat behauptet, du hättest was mit Debbie gehabt.«  
Cathy sah mit forschendem Blick zu mir auf.

»Tja, das stimmt aber nun mal nicht. Wir sind durch die Arbeit nur zu guten Freunden geworden.«

»Rob behauptet, er hätte euch beide bei einem romantischen Abendessen auf einem Schiff gesehen, kurz bevor sie starb.« Mich durchfuhr ein eiskalter Schreck. Cathy bemerkte meine entsetzte Miene. Sie lächelte. »Mach dir keine Sorgen. Ich glaube dir ja. Außerdem geht es mich nichts an, was für Freundinnen du hast.«

Ich schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht. Ich habe nur gerade überlegt, wie Rob uns auf dem Schiff gesehen haben kann. Er war noch im Büro, als wir an dem Abend gegangen sind. Er muß uns gefolgt sein ...«

»Aber warum denn?«

»Du bist nun mal nicht die erste Frau, bei der Rob sich so ins Zeug legt. Er war mal mit Debbie befreundet. Sie hat ihm aber den Laufpaß gegeben, worauf er sie immer wieder belästigt hat. Er wollte unbedingt, daß sie ihn heiratete.«

»Warte mal! Wenn Rob euch so kurz vor Debbies Tod zusammen gesehen hat, dann könnte er doch wissen, wer es war«, sagte Cathy. Dann sah sie mein Gesicht. »Du glaubst doch wohl nicht, daß er der Mörder ist?«

Der Schreck klang immer noch in mir nach. »Unmöglich wäre das nicht ... Du hast doch erlebt, wie er ist, wenn er wütend wird. Und er läßt auch nie locker. In Las Vegas hat er mir sogar gedroht, er würde uns beide umbringen, und ich habe ihm das beinah abgenommen.«

Cathy erschauerte. Sie wirkte verängstigt. Wir aßen schweigend weiter. Schließlich brach ich das Schweigen wieder: »Tja, im Augenblick können wir nichts daran ändern. Also bestellen wir doch noch eine Flasche und wechseln das Thema.«

Das taten wir. Wir unterhielten uns den ganzen Abend. Jeder erzählte dem anderen irgendwelche Geschichten, die ihm gerade einfielen, wir hörten einander zu und lachten. Schließlich gab der Wirt uns zu verstehen, daß es an der Zeit sei, zu gehen, und wir sahen uns um und merkten, daß wir die letzten waren. Widerstrebend standen wir auf. Ein Schild fiel mir ins Auge.

»Da steht, daß man hier übernachten kann.«

Cathy sah mich an und grinste. »Ach, wirklich?«

Sie hatten ein freies Zimmer mit einer verzogenen Decke, rissigen Eichenbalken und einem schiefen Fensterchen, aus dem wir den Umriß von Kirche und Hügel gegen den Vollmond sehen konnten. Wir machten das Licht nicht an, sondern zogen uns im Mondlicht langsam und umständlich aus. Nackt trat Cathy zu mir und schmiegte den Kopf an meine Brust. Ich zog sie sanft an mich. Wo unsere Körper einander berührten, erzitterten wir in freudiger Erwartung. Wir genossen die Intimität unserer Umarmung und machten Schritt für Schritt Bekanntschaft mit dem Körper des anderen. Meine Finger wanderten langsam ihren Rücken hinab und um die glatte, feste Rundung ihres Hinterteils.

Sie sah zu mir auf, ihre dunklen Augen waren im Schatten der Mondnacht größer denn je. »Komm ins Bett«, flüsterte sie.

Ich sah aus meinem Fenster und trank eine wohlverdiente Tasse Tee, während draußen die Spätnachmittagssonne auf den Autos funkelte, die sich zur Stoßzeit unter meiner Wohnung stauten. Es war ein guter Tag gewesen.

Ein arbeitsamer Tag, ein Tag, an dem mein Leben wieder in eine Art von Ordnung zurückgefunden hatte. Cathy und ich waren um halb sechs aufgestanden, und ich hatte sie so rechtzeitig nach London zurückgebracht, daß sie sich vor der Arbeit noch umziehen konnte. Zum erstenmal seit gut zehn Tagen lief ich meine Runde, nur in sanftem Trab, um meinen Kreislauf anzukurbeln. Ich rief

verschiedene Headhunter an und ließ mich nirgends abwimmeln. Ich bewarb mich bei einigen der Banken, deren Anzeigen ich während der letzten Woche gesehen hatte, und zum erstenmal versuchte ich es auch bei ein paar alten Kollegen im Bankgeschäft, von denen ich annahm, daß sie mir vielleicht weiterhelfen konnten. Wenn ich mich bloß bei der TSA rehabilitieren konnte, dann stand mir die Zukunft wieder offen.

Der Summton der Gegensprechanlage riß mich aus meinen Gedanken. Ich schaute aus dem Fenster und sah ein Polizeiauto vor dem Haus parken.

Ich drückte den Knopf der Sprechanlage. »Ja?«

»Polizei. Können wir raufkommen?« Was die wohl wollten? Mir fiel wieder ein, was Cathy gesagt hatte: daß Powell Fragen über mich gestellt hatte.

»Selbstverständlich.« Ich drückte den Türöffner, um sie ins Haus zu lassen, und machte die Wohnungstür auf. Zwei Beamte in Uniform kamen die Treppe hinaufgestapft und forderten mich auf, mit ihnen aufs Polizeirevier zu kommen.

Ich überlegte einen Augenblick und sah nicht, was dagegen hätte sprechen können. Außerdem war ich neugierig zu erfahren, was Powell herausgefunden hatte.

Ich stieg zu ihnen ins Auto, und wir fuhren zu einem Revier in der Nähe von Covent Garden. Ich versuchte, mit den Beamten ins Gespräch zu kommen, aber ohne großen Erfolg. Fast war ich Luft für sie. Das verhieß nichts Gutes.

Sie führten mich in die Wache und in ein Vernehmungszimmer, das nur mit einem Tisch, vier Stühlen

und einem Aktenschrank möbliert war. Ich setzte mich auf einen der Stühle, lehnte den angebotenen Tee ab und verbrachte eine halbe Stunde damit, wieder und wieder die grellbunten Plakate zu lesen, die allen Schurken, die dort saßen, wo ich gerade saß, dringend empfahlen, ihre Wagentüren abzuschließen und auf ihre Handtaschen aufzupassen.

Ich fühlte mich schuldig, wie ich da so saß. Ich wußte noch nicht, worin meine Schuld bestand, doch ich fühlte mich eindeutig schuldig.

Endlich öffnete sich die Tür, und Powell kam herein.

Jones folgte ihm. Powell befand sich hier auf eigenem Territorium und fühlte sich sichtlich wohler als damals in De Jongs Konferenzzimmer. Er setzte sich auf den Stuhl mir gegenüber, Jones nahm sich einen der beiden anderen Stühle, schob ihn an die Wand und nahm mit geücktem Notizblock darauf Platz.

Powell beugte sich vor und starrte mich wohl eine volle Minute eindringlich an. Ohne ihn hatte ich mich bereits unbehaglich gefühlt, sein Blick machte es nicht besser. Doch es gelang mir, reglos zu sitzen, mit übergeschlagenen Beinen, die Hände im Schoß.

»Haben Sie mir irgendwas zu sagen, Murray?« Powell sprach rasch und energisch.

»Worüber?« Ich versuchte, einen beiläufigen Ton anzuschlagen. Es war jedoch albern, so zu tun, als fände ich nichts Ungewöhnliches daran, an einem Montag abend aufs Polizeirevier geschleppt zu werden. Ich war nervös, und Powell spürte es.

»Über den Mord an Debbie Chater.«

»Mord? Ich dachte, Sie hätten gesagt, es sei ein Unfall oder Selbstmord gewesen.«

Es gefiel Powell offensichtlich nicht, an seine einstigen Ansichten erinnert zu werden. »Wir wissen inzwischen, daß es Mord war.«

»Das habe ich Ihnen doch die ganze Zeit gesagt.«

Powell neigte sich noch weiter vor. »Werden Sie nicht vorlaut Freundchen. Ich weiß, daß es Mord war, Sie wissen, daß es Mord war, und wir wissen beide, wer es war, stimmt's?«

Großer Gott, dachte ich, der glaubt tatsächlich, daß ich es war. Ich sah ihn einfach nur ausdruckslos an.

»Na, dann wollen wir jenen Abend doch noch einmal durchgehen«, sagte Powell.

Ich berichtete so detailliert darüber, wie ich konnte, aber Powell wollte mehr hören. Mir wurde mulmig zumute, als er mich über meine Heimfahrt mit der U-Bahn von der Temple Station zu befragen begann. Mir war davon nichts in Erinnerung als meine Gedanken an Debbie, und an die erinnerte ich mich lebhaft. Doch weder konnte ich mich erinnern, wann ich eingestiegen, noch, wann ich an der Gloucester Road ausgestiegen war, oder sonst überhaupt noch an viel, das später am Abend passiert war.

Powell spürte mein Unbehagen. Als ich fertig war, sagte er nur ein einziges Wort: »Quatsch.«

Er stand auf und begann, in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen. »Dann will ich Ihnen mal erzählen, was ich weiß: Sie verließen gemeinsam mit dem Opfer das Schiff. Ein paar Betrunkene haben Sie angerempelt. Dann

haben Sie sich beide in Richtung U-Bahn Embankment auf den Weg gemacht. Es war dunkel, es regnete stark, und die Sicht war sehr schlecht. Als Sie meinten, es sähe Sie niemand, haben Sie das Opfer gepackt und in den Fluß geworfen.«

Ich schluckte. Weshalb fühlte ich mich bloß so schuldig? Das Ganze war ja lächerlich. Unsäglich lächerlich. Ich hätte empört sein sollen. Doch mehr als ein schlichtes »Nein« brachte ich nicht zuwege.

Powell trat mit zwei schnellen Schritten zu mir. Er faßte mich zwar nicht an, schob sein Gesicht aber bis auf drei Fingerbreit an meines heran. Ich konnte den Zwiebelgeruch seines Atems riechen, seine glänzende, aknegezeichnete Haut in allen Einzelheiten betrachten. »Ich weiß, was passiert ist, Murray, weil ich einen Augenzeugen habe, der alles mit angesehen hat.«

Einen Augenzeugen? So ein Blödsinn! Durch mich ging es wie ein Ruck. Mein Hirn war wieder klar.

»Wer war denn der Augenzeuge?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Hören Sie, Murray, es spielt keine Rolle, wer dieser Zeuge ist, ich habe eine eidesstattliche Aussage von ihm.«

»Von jemandem, der mich kennt?«

»Ich sage Ihnen doch, daß ich Ihnen das nicht erzähle.«

Rob! Das mußte es sein. Cathy hatte erwähnt, daß er Debbie und mich an jenem Abend vom Schiff hatte kommen sehen. Was zum Teufel hatte er der Polizei bloß erzählt?

»Also, kriegen wir jetzt eine Aussage? Wir wissen, daß

Sie es waren.« Powell ging wieder auf und ab. »Es wäre besser für alle Beteiligten, wenn Sie uns die Wahrheit sagten. Es hat absolut keinen Sinn, zu bestreiten, was vorgefallen ist. Wie gesagt, wir haben einen Tatzeugen. Wir haben Beweise.«

Der Teufel sollte mich holen, wenn ich mich von diesem Powell noch weiter ins Bockshorn jagen ließ. Ich nickte zu Jones hinüber, der wie besessen mitgeschrieben hatte. »Lassen Sie ihn das abschreiben, was ich bereits gesagt habe, und ich werde es unterschreiben. Im übrigen werde ich ohne Anwalt kein Wort mehr sagen.«

Ich schwieg fünf Minuten lang, während Powell mir mit allen möglichen Mitteln eine Äußerung zu entringen versuchte. Schließlich gab er es auf. »Sie sind ein sturer Bock, Murray. Aber keine Sorge. Ich werde Sie bald wiedersehen.«

Powell und Jones ließen mich im Vernehmungszimmer allein, während ich darauf wartete, daß meine Aussage fertig abgetippt wurde. Ich überprüfte sie sorgfältig, unterschrieb sie und verließ das Polizeirevier. Die Knie wurden mir schwach, als ich wieder auf der Straße stand. Ich befand mich in einer sehr bedrohlichen Lage. Ich wußte, Powell hatte mich mit seinen Behauptungen einzuschüchtern versucht. Ganz offenbar hatte er ja noch nicht einmal genügend Beweismaterial, um mich festzunehmen. Wie auch immer: Ich steckte bis zum Hals in Schwierigkeiten. Powell würde sich nicht der Mühe unterziehen, den Fall wieder aufzuwärmen, wenn er nicht überzeugt war, daß es gute Gründe dafür gab.

Der Mann machte mir Sorgen. Ich hatte erkannt, daß

er zu raschen Urteilen neigte. Er war hart und ungeduldig, und ich konnte mich auch nicht damit beruhigen, daß er gewissenhaft vorgehen würde, wenn es um die Beweise ging. Er war überzeugt von meiner Schuld, und er würde mich auf die eine oder andere Weise festnageln.

Und ich war überzeugt davon, daß Powell für gewöhnlich erreichte, was er sich vornahm.

Mord! Des Insidertradings bezichtigt zu werden war schon schlimm genug, doch verglichen mit Mord war es gar nichts. Und der Gipfel der Unterstellung war, daß ich ausgerechnet Debbie ermordet haben sollte.

Sowie ich zu Hause war, rief ich Denny an. Glücklicherweise arbeitete er so spät noch. Sein Rat war eindeutig: Ich sollte Powells Verdacht ernst nehmen. Es sei jedoch unwahrscheinlich, daß er bereits genügend Beweise für eine Anklage hätte. Wenn Powell mich erneut sprechen wollte, sollte ich jede Aussage verweigern, bis er, Denny, da war. Im übrigen konnte ich im Moment nur abwarten.

## 20

Die Bar war kühl, dunkel und fast leer. Es war immer noch ziemlich früh. Ich drehte mein Glas Davy's Old Wallop in den Händen, während ich auf Cash und Cathy wartete.

Ich hörte Cash, bevor ich ihn sah. Seine Stimme hallte in dem leeren Kellerraum wider, als er die Treppe von der Straße herunterkam. »Meine Güte, Cathy, was ist denn das für ein Leichenschauhaus hier unten?«

Ich hatte ein ruhiges Lokal für unser Treffen ausgesucht. Vielleicht war das ein Fehler gewesen. Cashs Stimme würde in einer leeren Bar noch viel lauter zu hören sein als in einer vollen. Ich sah mich um. Da gab es drei turtelnde Paare, die es ebenfalls nach Stille und Dunkelheit verlangt hatte, und eine Gruppe von Männern Anfang Zwanzig, die sich zügig volllaufen ließen. Kein Anlaß zur Besorgnis, so schien mir.

Ich sah dem Zusammentreffen mit Cash voller Sorge entgegen, er hingegen schien sich deshalb nicht im geringsten den Kopf zu zerbrechen. Er kam in die Bar geeilt und steuerte breit lächelnd mit ausgestreckter Hand auf mich zu. »Paul! Schön, Sie zu sehen, wie geht's Ihnen denn?« Er nahm sich einen Stuhl. Cathy folgte ein paar Schritte hinter ihm. Sie bedachte mich unauffällig mit einem sehr liebevollen Lächeln, als sie an den Tisch trat. »Junge, das war aber hart, was Ihnen da passiert ist. Cathy hat mir alles erzählt. Ich kann gar nicht glauben, daß die so mit Ihnen umgesprungen sind.«

Irgendwie tat mir Cashs Gegenwart doch wohl. Seine Besorgnis klang echt. Es war schön, von jemandem zu hören, daß er mir glaubte. Paß auf, sagte ich mir dann aber mahnend: Es ist gefährlich, Cash zu vertrauen.

»Hallo, Cash«, sagte ich daher ein wenig kühl und drückte ihm flüchtig die Hand. Meine Reserviertheit kränkte ihn offensichtlich, und ich lenkte ein. »Kann ich Ihnen was zu trinken holen?« Ich wollte versuchen, höflich, wenn auch nicht allzu freundlich zu sein.

»Aber klar, ich nehme das gleiche wie Sie, egal, was es ist«, sagte er und zeigte auf mein Bier. Nach einer Minute

war ich mit seinem Davy's und einem Perrier für Cathy zurück.

Am Tisch herrschte spürbare Verlegenheit. Ich sagte nichts, als ich die Drinks absetzte.

Cash trank einen Schluck, verzog das Gesicht und sagte: »Interessant.« Ihm war das Schweigen ebenso peinlich wie Cathy. Ich merkte, daß ich eigentlich gar keine Lust hatte, mit ihm zu reden, und bedauerte, mich auf das Treffen eingelassen zu haben.

»Sie haben während der letzten vierzehn Tage nicht viel versäumt«, sagte Cash schließlich, um das Schweigen zu brechen. Er schwatzte noch fünf Minuten weiter über den Markt, und ich tat herzlich wenig, um ihm zu helfen.

Als sein Monolog endgültig versickerte, schaltete Cathy sich ein. »Ich habe euch beide zusammengebracht, weil ich glaube, daß ihr einander eine Menge zu sagen habt. Also, warum fängst du nicht an, Paul«, sagte sie in bestimmtem Ton. »Erzähl Cash von der TSA-Untersuchung.«

Ich zögerte einen Augenblick, fing dann aber an zu reden. Cash hörte aufmerksam zu. Schließlich sagte er: »Das hört sich doch recht dünn an. Sieht nicht so aus, als hätten die irgendeinen handfesten Beweis.«

»Sind Sie auch von der TSA verhört worden?« fragte ich.

»Ja«, sagte er. »Ich hatte einen Heidenschiß wegen der ganzen Geschichte. Erst höre ich, daß Bowen Sie auf dem Korn hat, dann werde ich von Berryman gegrillt. Und dann fliegen Sie wegen Insidertrading raus.«

Cash nahm noch einen Schluck. »Das hat mir nun echt

zu denken gegeben. Ich meine, ich wußte zwar, daß ich nichts Unrechtes getan hatte, aber Banken wie Bloomfield Weiss suchen sich nur zu gern einen Sündenbock, wenn irgendwelches Gerede im Gange ist. Und dann wurde ich plötzlich letzte Woche zum Chef bestellt. Er teilte mir mit, sie hätten Beweise dafür, daß Joe Finlay aufgrund von Insiderinformationen auf eigene Rechnung große Mengen Aktien der Gypsum of America gekauft habe. Er habe auch eine beachtliche Position dieser Anleihen für Bloomfield Weiss aufgebaut, doch die Behörde sei mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, daß aus der Firma sonst niemand daran beteiligt gewesen sei. Ich kann Ihnen sagen, ich war vielleicht erleichtert.«

Cathy sah ihn an. »Was ich bloß nicht verstehe«, sagte sie, »ist, weshalb Paul dann nicht auch von jedem Verdacht befreit ist. Wenn die TSA glaubt, daß Sie nichts damit zu tun haben, dann bedeutet das doch wohl, daß Paul keinen Draht hatte, um an die Informationen heranzukommen, es sei denn, die denken, Joe und Paul hätten unter einer Decke gesteckt.«

Cash nickte »Das stimmt« Und an mich gewandt: »Sie sollten das mit jemandem besprechen. Entweder mit De Jong oder mit der TSA. Ich werde Ihnen auf jeden Fall Rückendeckung geben.«

Ich lächelte. »Danke, Cash.« Und ich war wirklich dankbar. Wo er gerade erst selbst um ein Haar davongekommen war, konnte ihm ja eigentlich kaum daran gelegen sein, die Sache noch mal zur Sprache zu bringen. Es war anständig von ihm, daß er mir seine Hilfe anbot. »Morgen früh werde ich die TSA anrufen.«

Ich nahm einen Schluck von meinem Davy's Old Wallop.  
»Ob Joe wohl wußte, daß Debbie ihm auf die Spur gekommen war?«

»Was meinen Sie damit?«

»Debbie hat Bowen bei Bloomfield Weiss doch den Tip gegeben, daß da irgendwas Komisches im Gange war. Falls Joe das herausgebracht hat, war er sicher ganz schön sauer.«

»Sie meinen, Joe hat sie umgebracht?«

Ich zog die Brauen hoch. »Könnte doch sein.«

»Himmel, vielleicht hat er das wirklich«, sagte Cash.

»Ich bin allerdings nicht so sicher, daß Joe in dieser Sache ganz allein gehandelt hat.«

»Wieso nicht?«

»Na, irgendwoher muß er die Information doch bekommen haben. Ich meine, daß ein deutsches Unternehmen ein amerikanisches Objekt übernehmen will. Wie soll denn so was einem Anleihenhändler in London zu Ohren kommen?«

»Vielleicht durch unvorsichtiges Gerede?«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Ich dachte einen Augenblick nach. »Was ist eigentlich mit Inwin Piper? Der ist doch genau auf solche Sachen spezialisiert, oder etwa nicht? Kannte Joe ihn auch?«

»Der Gedanke ist mir auch gerade gekommen«, sagte Cash. »Doch, er kannte ihn. Ich weiß zwar nicht, wie sie einander begegnet sind, aber irgendwie kannten sie sich recht gut.«

Ich rieb mir das Kinn. »Möglich wäre es. Doch wie kriegen wir das raus?«

»Vielleicht läßt sich ja aus seinen Auftragszetteln etwas herauslesen!« sagte Cathy. »Die müßten doch noch irgendwo sein. Ich sehe sie mir morgen mal an.«

»Einen Versuch ist es sicher wert«, sagte ich.

»Na, Gott sei Dank kommen wir voran«, meinte Cathy. Damit hielt sie inne: Sie war ganz offensichtlich damit beschäftigt, eine Art inneren Widerstand zu überwinden. »Und dann wollten wir auch noch wegen einer anderen Sache mit Ihnen sprechen, Cash.«

Ich sah Cathy scharf an. Ich war zwar bereit zu glauben, daß Cash nichts mit dem Gypsum-Insidergeschäft zu tun hatte, doch hieß das noch nicht, daß ich ihm auch in jeder anderen Hinsicht traute.

»Paul, ich finde, wir sollten es ihm sagen«, drängte sie.  
»Verlaß dich auf mich.«

Ich zögerte. Ich fühlte mich versucht, Cathys Bitte zu folgen. Es fiel mir selbst immer schwerer zu glauben, daß Cash das Hirn hinter der Tremont-Operation sein sollte. Hol's der Teufel, dachte ich. Warum ihm nicht einfach die Pistole auf die Brust setzen? Wochenlang hatte ich mich wie auf Eiern bewegt, um andere auszuhorchen, ohne sie zu alarmieren. Ich wurde langsam ungeduldig. Ich wollte die Wahrheit wissen. Jetzt gleich.

»Okay.« Ich nickte. »Holen wir Ihnen noch ein Bier, Cash, Sie werden es brauchen können, wenn Sie hören, was ich Ihnen zu erzählen habe.«

Ich holte Cash also noch ein Bier und berichtete ihm, was seit Debbies Tod passiert war. Zum erstenmal erlebte ich einen Cash, dem es die Sprache verschlug. Ihm sackte ganz buchstäblich die Kinnlade runter, während ich mei-

ne Geschichte erzählte. Als ich fertig war, sah ich ihm in die Augen. »Also?« fragte ich.

Es dauerte eine Weile, bis Cash sich halbwegs gefaßt hatte. »Mann!« sagte er. »Verdammst noch mal!«

»Haben Sie was dagegen, wenn ich Ihnen dazu ein paar Fragen stelle?« fragte ich.

»Nein, ganz und gar nicht, nur zu«, sagte Cash wie geistesabwesend. Er war noch damit beschäftigt, seine Folgerungen aus, dem zu ziehen, was er gerade gehört hatte.

»Wußten Sie, daß die Bürgschaft der Honshu Bank für die Anleihen der Tremont Capital nie existiert hat?«

»Nein«, sagte er. Dann leuchteten seine Augen zornig auf. »Sie glauben doch nicht etwa, daß ich an dieser Sache beteiligt bin?«

Cashs Reaktion schien völlig echt, doch andererseits war seine Gabe, sich zu verstehen, legendär. »Der Gedanke ist mir allerdings gekommen«, sagte ich.

Cashs Zorn war bereits wieder verflogen. »Wäre im Grunde ja naheliegend«, brummte er. Er blickte mich an. »Sie haben Schlimmes hinter sich, und ich mag Sie.« Er sah, wie ich daraufhin die Brauen hochzog, und hob die Hand. »Nein, ehrlich, das stimmt. Ich habe wahre Trottel als Kunden und welche, die haben was auf dem Kasten. Sie rechne ich eindeutig zu den letzteren. Nein, ich gehe Ihnen jetzt bestimmt nicht um den Bart, schließlich sind Sie nach Lage der Dinge im Moment nicht gerade einer meiner besten Kunden, oder?« Dem mußte ich zustimmen.

»Jedenfalls will ich Ihnen gern helfen. Ich habe mit dieser Geschichte nicht das geringste zu tun. Ob Sie mir das

glauben oder nicht, spielt im Moment keine Rolle. Gemeinsam sollten wir jedoch imstande sein, herauszukriegen, wer nun tatsächlich dahintersteckt. Bis es soweit ist, können Sie mich gern auf der Liste Ihrer Hauptverdächtigen stehenlassen.«

Ich merkte, daß ich Cash gern glauben wollte. Es fiel schwer, das nicht zu tun. Sein Angebot schien wenigstens einen Versuch wert.

»Also gut«, sagte ich. »Fangen wir mit der Ausgabe der Tremont-Capital-Anleihe an.«

Cash nickte. »Lassen Sie mich nachdenken. Es war von vorn bis hinten Waigels Geschäft. Er hatte die Beziehung zum Emittenten, und er war der einzige, der in New York an der Sache gearbeitet hat. Er hat mich eines Tages angerufen, mir das Geschäft beschrieben und mich gefragt, ob ich das Zeug unterbringen könnte. Ich erinnere mich, daß er gesagt hat, es müsse schnell gehen.«

»Und wie haben Sie entschieden, wem Sie die Anleihen anbieten wollten?«

»Wenn ich es recht überlege, hat Waigel vorgeschlagen, es bei der Harzweiger Bank zu versuchen. De Jong schien sich ebenso selbstverständlich anzubieten. Diese Art Geschäft ist ganz nach Hamiltons Geschmack. Ein bißchen kompliziert, ein bißchen obskur und eine hübsche Rendite, wenn man es schlau anstellte.«

Ich nickte. Cash hatte recht: Es war genau die Art Anleihe, die Hamilton gern kaufte.

»Tatsächlich hatte mich Hamilton erst eine Woche zuvor gebeten, doch nach hochrentierlichen Triple-A-Angeboten für ihn Ausschau zu halten. Schließlich ging

der Handel ganz einfach vonstatten. Alles an einem Morgen untergebracht. Keine Notwendigkeit, sonst noch irgend jemanden in den Verkauf miteinzubeziehen. Ein schnuckliger Deal.«

»Und ganz nach Waigels Geschmack. Je weniger Kunden und Verkäufer damit zu tun hatten, desto geringer war die Chance, daß irgendwer dahinterkam.«

Cash seufzte. »Damit haben Sie wohl recht.«

»Und nun zur Phoenix Prosperity. Wußten Sie, daß sie der Tremont Capital gehört?«

»Nein, ich hatte keine Ahnung. Aber irgendwas höchst Seltsames war da im Gang. Wenn ich es recht bedenke, fing das alles ziemlich bald an, nachdem wir die Tremont Capital untergebracht hatten.«

Cash schien den Blick nach innen zu wenden, um in seiner Erinnerung zu kramen. »Ich hatte mit Jack Salmon prima Geschäfte gemacht. Er kaufte und verkaufte von morgens bis abends Anleihen, nahm sofort den Gewinn mit, wenn er einen achtel Punkt im Plus war, und die dicken Verluste saß er einfach aus, wenn er falsch lag. Der Traum eines jeden Verkäufers. Fette Provisionen.

Dann plötzlich änderte sich das. Er war zwar immer noch aktiv, insofern hatte ich keinen Grund zur Klage, aber er fing mit der Geldmacherei an. Mit einem Mal setzte er auf große, sehr riskante Geschäfte. Sie wissen schon, Junk Bonds, Derivative, CMO-Strips, Reverse Floaters, lauter kompliziertes Zeug. Bei manchem fiel er zwar arg aufs Gesicht, doch bestimmt verdiente er mehr, als er verlor.«

»Es klingt ein bißchen seltsam, daß Jack Salmon an so was Geld verdient haben soll«, sagte ich.

»Das stimmt zwar«, sagte Cash, »aber es war ja nicht er. Jack selbst hat nie größere Entscheidungen gefällt. Natürlich hat er so getan, als entscheide er, was zu tun war, und ich habe dem nicht widersprochen, aber ich habe immer dafür gesorgt, daß er genügend Zeit hatte, um den Hörer wegzulegen und sich mit demjenigen zu besprechen, den er fragen mußte, ehe er wieder an den Apparat kam, um meine Anleihen zu kaufen.«

»Das paßt ins Bild«, sagte ich. Ich erzählte Cash, wie ich miterlebt hatte, daß Jack erst jemanden konsultierte, ehe er die Fairways kaufte.

Wir schwiegen eine Weile.

»Ich wußte zwar schon immer, daß Dick ein Schweißhund ist, aber so einer ...«, sagte Cash mehr zu sich selbst.

»Sie kennen ihn doch schon seit Ihrer Kindheit, nicht?«

Cash seufzte. »Das stimmt zwar, aber richtig dicke waren wir nie. Ich nehme an, daß ich doch etwas beliebter war als Ricky. Er nannte sich erst viel später Dick, sah aus wie ein Trottel und benahm sich auch ein bißchen so. Er hatte von den anderen Kids einiges auszustehen, bis ...« Cash sprach nicht weiter.

»Bis?« fragte ich.

»Bis er anfing, mit Drogen zu handeln. Er tat sich mit zwei großen, bösartigen Schlägertypen zusammen und belieferte sämtliche Kids im Viertel mit Drogen. Nicht, daß Ricky das Zeug selbst jemals verkauft hätte. Dafür war er zu schlau. Aber er war der Kopf dahinter.

Ich erinnere mich, wie einmal ein anderer Junge in Rickys Territorium einzudringen versuchte. Er endete

mit einem Messer in den Nieren. Alle wußten, daß es einer von Rickys Typen gewesen war.«

»Aber Sie sind immer noch sein Freund.«

»Oh, ja. Ich meine, Ricky war schlau. Er erkannte, daß der Drogenkleinhandel in der Bronx keine große Zukunft hatte. Also hat er sich erst einen Studienplatz an der Columbia University und dann einen auf der Harvard Business School verschafft und schließlich einen Spitzensposten im Investment-Banking. Dafür braucht man nicht nur Grips. Dafür braucht man auch eine Menge Einsatzwillen.

Ich habe Ihnen doch erzählt, wie stolz ich darauf war, irgendwelche jungen Kerle an die Wall Street zu bringen? Na, und Ricky war einer der erfolgreichsten von uns, und ich nehme an, ich habe ihn irgendwie bewundert. Klar, ich wußte, daß er nicht gerade ein Saubermann war, aber irgendwie muß man seine Sachen auch durchboxen. Und wir haben ein paar schnucklige Deals miteinander gemacht, so daß es mir nicht schwerfiel, ein Auge zuzudrücken, wenn er gelegentlich mal was drehte. Aber Debbie Chater umbringen und Greg Shoffman?« Cash schüttelte den Kopf.

»Wer Debbie umgebracht hat, wissen wir nicht«, wandte ich ein. »Wie es aussieht, sind Sie es nicht gewesen, und Waigel war in Amerika. Die Polizei glaubt ihren Mann jedoch gefunden zu haben, wenn auch noch keine ausreichenden Beweise.«

Cathy und Cash sahen mich forschend an.

»Inspektor Powell ist überzeugt, daß ich sie umgebracht habe«, fuhr ich fort. »Er behauptet sogar, er hätte

einen Tatzeugen. Aber wenn das alles so klar wäre, hätte er mich schon längst verhaftet.«

Cathy war entsetzt. »Das ist doch lächerlich. Das meint er doch wohl nicht ernst, wie?«

»Er meint es sogar sehr ernst. Und wenn er offensichtlich auch noch nicht genügend Beweise in der Hand hat, fürchte ich doch, daß er sie noch finden könnte.«

»Aber wie denn bloß?« fragte Cathy außer sich.

»Irgendwer könnte ihm doch welche zuspielen. Ich würde nicht mal die Hand dafür ins Feuer legen, daß Powell sie sich nicht selbst zurechtbastelt.«

»Wer ist denn sein Tatzeuge?« fragte Cash.

»Rob womöglich«, sagte ich. »Cathy hat gesagt, daß er mich an dem Abend mit Debbie gesehen hätte ...«

»Vielleicht hat er sie ja selbst umgebracht«, sagte Cash.

»Vielleicht.« Er hätte es sein können. Oder auch Joe, Waigel oder sogar Piper. Aber Rob war in Debbie verliebt gewesen, Joe hatte glaubhaft bestritten, sie umgebracht zu haben, und Waigel war zu der Zeit in New York gewesen. Und Piper schien von Debbies Tod tatsächlich nichts gewußt zu haben. Keine Ahnung also. Es hätte ja auch ein gänzlich anderer sein können, ein professioneller Killer, den Waigel angeheuert hatte und der, sowie er Debbie erledigt hatte, in die Regennacht verschwunden war.

Wohl noch eine Stunde lang erörterten wir das alles, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen. Wir tranken aus und stiegen hinauf in die anbrechende Septemberabenddämmerung. Cash wünschte Cathy und mir eine gute Nacht und stieg in ein Taxi. Sein beinah anzügliches Grinsen ließ darauf schließen, daß ihn die jüngste Ent-

wicklung in unserer Beziehung nicht entgangen war. Cathy und ich gingen zu Fuß zu einem romantischen kleines italienischen Restaurant nahe Covent Garden. Unser Abendessen, das wir mit einer Flasche Chianti abrundeten, verlief sehr angenehm. Danach warfen wir eine Münze: Ich verlor und begleitete Cathy im Taxi nach Hampstead.

Am anderen Morgen kehrte ich um acht in meine Wohnung zurück. Sowie ich den Flur betrat, merkte ich, daß etwas nicht stimmte.

Ich schloß behutsam die Tür hinter mir und ging auf Zehenspitzen ins Wohnzimmer. Alles schien unberührt, genau, wie ich es am Tag zuvor zurückgelassen hatte. Ein Luftzug kam aus der Richtung meiner offenen Schlafzimmertür. Vorsichtig spähte ich hinein.

Das Fenster war hochgeschoben, und mein schöner gläserne Briefbeschwerer lag auf dem Boden. Ein Sprung reichte tief hinein bis in die eingegossene Blume. Jemand mußte ihn vom Fensterbrett gestoßen haben. Keine Frage.

Verdammter Mist! Hatte ich etwa vergessen, das Fenster richtig zuzumachen? Erst vor einem guten Vierteljahr war bei mir eingebrochen worden. Ich wußte auch nicht, weshalb sie sich die Mühe machten. Bei mir gab es nicht viel zu stehlen.

In einer Anwandlung von Panik rannte ich zurück ins Wohnzimmer. Meine Olympiamedaille war noch da. Der Fernseher und die billige Stereoanlage, die ich nach dem letzten Einbruch gekauft hatte, ebenfalls. Ich machte

mein Barschränkchen auf. Dort schien auch niemand etwas angerührt zu haben.

Ich ging wieder ins Schlafzimmer und warf noch einen Blick auf das Fenster. Der Einbrecher hatte offensichtlich leichtes Spiel gehabt und es ohne weitere Mühen hochschieben können. Aber warum fehlte dann nichts? Doch kein Einbrecher? Aber der Briefbeschwerer auf dem Boden war ein eindeutiges Indiz. Ich verfluchte mich dafür, daß ich das Fenster ganz offenbar nicht richtig zugeschlagen, geschweige denn verriegelt hatte. Im Sommer schlief ich gewöhnlich bei geöffnetem Fenster, und es war allzu lästig, jeden Morgen den Schlüssel zu suchen und es abzuschließen.

Ich verbrachte weitere zehn Minuten damit, die Wohnung noch einmal zu überprüfen, doch soweit ich sehen konnte, war wirklich nichts abhanden gekommen. Ich setzte mich hin und dachte einen Augenblick darüber nach. Ich konnte mir um nichts in der Welt vorstellen, warum jemand bei mir einbrechen und dann nichts mitnehmen sollte.

Merkwürdig.

Einen Augenblick lang erwog ich, es der Polizei zu melden. Doch nach meinen jüngsten Erfahrungen war das keine verlockende Aussicht. Außerdem gab es ja eigentlich auch nichts, dem man hätte nachgehen können.

Also machte ich mich an die Arbeit.

Die TSA war eine Enttäuschung. Nach unserem Gespräch am Abend zuvor war ich überzeugt davon gewesen, daß sie doch einsehen mußten, daß wenn Cash vom Verdacht des Insidergeschäfts befreit war, ich es ebenso

sein mußte. Berryman wollte davon jedoch nichts wissen. Er gab zwar zu, daß es keine unwiderlegbaren Beweise für meine Beteiligung gebe, sagte jedoch, die Untersuchung laufe noch. Ich fragte ihn, was denn aus der Abmachung mit Hamilton geworden sei, die TSA habe doch versprochen, die Untersuchung einzustellen, wenn ich kündigen würde. Er lehnte jeden Kommentar dazu ab und sagte einfach nur, Abmachungen zwischen De Jong und mir gingen die TSA nichts an. Dann spielte er dunkel auf »parallelaufende Nachforschungen« an. Das mußte der verdammte Powell sein.

Ich war auf hundertachtzig, als ich auflegte. Unbewußt hatte ich wohl angenommen, daß ich nun von meiner völligen Entlastung erfahren würde. Schön dumm von mir. Besonders aber ärgerte mich, daß Berryman seine Abmachung mit Hamilton nicht zugeben wollte. Trotzdem war die Lage nicht völlig hoffnungslos: Berryman hatte nichts Konkretes mehr gegen mich in der Hand, und irgendwann würde man mich freisprechen. Wenn Powell mich nicht vorher zu fassen kriegte.

Das Läuten des Telefons riß mich aus meinen Grübeleien. Es war Cathy. Sie hatte Joes Trading-Tickets durchgearbeitet, die mit der Gypsum zu tun hatten. Sie hatte ein paar Stunden dazu gebraucht, und da sie chronologisch vorgegangen war, vermochte sie nachzuvollziehen, wie Joe sich seine Position aufgebaut und was er damit gemacht hatte. Die Hälfte des Verkaufserlöses war einem Nummernkonto bei einer kleinen Bank in Liechtenstein gutgeschrieben worden. Cathy hatte noch nie von ihr gehört, Cash hingegen wohl. Es war die Bank, die Piper ge-

legendlich für sehr heikle Geschäfte benutzte. Niemand konnte ihn jedoch damit in Verbindung bringen, lediglich Cash, Joe und vielleicht noch zwei, drei andere Händler seines Vertrauens waren je darüber ins Bild gesetzt worden. Es würde schwierig werden, mit absoluter Sicherheit zu beweisen, daß Piper die Gypsum-Anleihen gekauft hatte, doch mit Cathys Entdeckung lag es für uns eindeutig auf der Hand, daß er und Joe zusammengearbeitet hatten.

Ich nahm ein Blatt Papier, machte ein paar Notizen und strich sie wieder durch. Ich hatte das Gefühl, der Auflösung des Wirrwarrs ganz nah zu sein. Die Tremont, das Tahiti, Gypsum of America, Piper, Joe, Wigel und, ja, auch immer noch Cash schienen alle miteinander verbunden. Doch je länger ich darüber nachdachte, desto verworrenen wurden die Verbindungen. Und dann war da noch Rob. Rob, der Debbie, mich und auch Cathy bedroht hatte. Ein leidenschaftlicher Mensch mit unvorhersehbaren Reaktionen. Aber doch gewiß kein Mörder?

Diesmal unterbrach der Türsummer mich in meinen Gedanken. Ich sah aus dem Fenster. Es war wieder die Polizei.

Ich empfing sie an der Wohnungstür. Es waren vier: Powell, Jones und zwei Uniformierte.

»Dürfen wir reinkommen?« fragte Powell.

»Nein. Nicht ohne Durchsuchungsbefehl«, sagte ich.

Powell lächelte und reichte mir ein paar Papiere. »Den ich ganz zufällig dabei habe«, sagte er. Er drängte sich an mir vorbei in die Wohnung.

Die Wohnung mit den vier kräftigen Polizeibeamten und mir darin wirkte noch kleiner als gewöhnlich. Ich stand hilflos da. »Was suchen Sie denn?« fragte ich.

»Fangen wir mal mit den Aufzeichnungen Ihrer Aktiengeschäfte an, ja?«

Zögernd zeigte ich ihm, wo ich die Belege meiner Aktiengeschäfte, vier insgesamt, aufbewahrte. Privat war ich nicht gerade einer der Aktivsten auf dem Aktienmarkt. Powell stürzte sich auf sie und zog mit flinken Fingern den Gypsum-Kontrakt heraus.

»Das hier behalten wir, vielen Dank«, sagte er.

Die drei anderen Beamten standen dicht neben ihm und warteten auf Anweisungen. Er wandte sich ihnen zu. »Okay, Jungs, nehmt alles auseinander.« Sie taten, wie geheißen. Sie suchten ohne große Begeisterung, wohl wissend, daß Powell sie beobachtete. Ich versuchte, genau zu verfolgen, was sie anfaßten, insbesondere achtete ich auf Powell. Vielleicht litt ich ja unter Verfolgungswahn, aber ich wollte nicht, daß Powell etwas »fand«, das ich nie zuvor gesehen hatte. Alle vier gleichzeitig konnte ich jedoch nicht im Auge behalten.

Aus meinem Schlafzimmer kam ein Schrei. »Sir! Sehen Sie sich das mal an!«

Powell und ich stürzten hinüber. Einer der Beamten hielt einen Ohrring hoch. Er war billig, aber auffällig: Ein langgezogener roter Tropfen hing von einem goldenen Ohrstecker herunter.

»Da sieh mal einer an«, sagte Powell, »gut gemacht, mein Junge«, und entriß dem jungen Beamten den Ohrring. Er hielt ihn mir hin. »Erkennen Sie den?«

Ich erkannte ihn in der Tat. Mir wurde kalt. Ich nickte.  
»Das ist Debbies«, sagte ich mit heiserer Stimme.

»Gut beobachtet«, sagte Powell triumphierend. »Genauso einen trug sie, als wir ihre Leiche gefunden haben. Und zwar nur einen.«

Sein Blick ließ mein Gesicht nicht los. Ihm entging keine meiner Reaktionen.

»Wo haben Sie den denn gefunden?« fragte ich.

Der Polizist zeigte auf eine Schublade in der Kommode neben meinem Bett. »Da ganz hinten drin.« Die Schublade war vollständig herausgezogen, und meine Socken lagen sämtlich auf dem Bettvorleger verstreut.

»Sie wissen doch ganz genau, wo er war«, sagte Powell.

Ich wurde wütend. Ich hatte richtig gelegen mit meinem Mißtrauen gegen Powell. »Den haben Sie mir untergeschoben«, murmelte ich.

Powell lachte nur. »Das sagen sie alle. Jedesmal. Sie hätten sich wirklich was Originelleres einfallen lassen können, wo Sie so ein schlauer Junge sind. Los, Männer, weitersuchen!«

Aber sie fanden nichts mehr. Etwa eine halbe Stunde später verließen sie meine Wohnung, ein völliges Chaos zurücklassend, den Ohrring und meine Aktienbelege nahmen sie als Beute mit.

Beim Hinausgehen sagte Powell höhnisch: »Warten Sie nur, mein Junge, jetzt haben wir's bald. Noch ein paar Tage, und dann werden wir uns mal richtig ausführlich miteinander unterhalten. Bis dann.«

Ich räumte auf und ging laufen. Dabei legte ich ein höllisches Tempo vor, die Wut machte mir Beine. Wäh-

rend ich um den Park keuchte, wuchs meine Entschlossenheit. Cathy hatte verdammt recht: Ich hatte viel zu lange in Selbstmitleid verharrt. Ich steckte bis zum Hals in Schwierigkeiten, doch ich würde mich durchbeißen. Ich wußte zwar noch nicht genau, wie, aber ich war entschlossen, einen Ausweg zu finden.

Powell begann, mir wirklich Sorgen zu machen. Ich hatte keine Ahnung, wie der Ohrring in meine Wohnung gekommen war. Er mußte ihn mir untergeschoben haben. Aber warum hatte er mich dann nicht gleich verhaftet? Ja, warum eigentlich nicht?

Ich rannte weiter.

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: der Einbruch am letzten Abend! Irgendwer mußte meine Wohnung betreten und mir den Ohrring untergeschoben haben. Deshalb war auch nichts gestohlen gewesen. Irgendwie hatte derjenige, wer immer es sein mochte, erfahren, daß Powell für heute die Durchsuchung meiner Wohnung plante. Oder er selbst hatte Powell den Tip gegeben. Warum hatte ich den Einbruch nur nicht der Polizei gemeldet? Jetzt war es zu spät dazu, und nachweisen ließ sich die Sache sowieso nicht.

Powell hatte behauptet, wir würden uns bald wiedersehen, und ich hegte daran keinen Zweifel. Eine Mordanklage war eine ernste Angelegenheit. Theoretisch wäre ich zwar durchaus bereit gewesen, darauf zu vertrauen, daß die britische Justiz einen Unschuldigen schon erkennen würde. Aber Powell war offensichtlich davon überzeugt, daß er gute Karten gegen mich hatte. Und er wirkte ganz wie ein Polizeibeamter, der im Notfall der Wahrheit auch auf die Sprünge half.

Ständig wanderten Unschuldige ins Gefängnis.

Ich lief noch schneller, spürte den Schmerz in meinen Beinen und Lungen jedoch kaum. Mechanisch folgte ich meiner üblichen Route und wich den Spaziergängern im Park aus, ohne den Schritt zu verlangsamen.

Und das alles wegen Rob! Er mußte der Polizei erzählt haben, daß er mit angesehen habe, wie ich Debbie ins Wasser stieß. Vielleicht hatte er mir sogar den Ohrring untergeschoben. Aber warum nur? Ich beschloß, das herauszufinden.

Rob lebte in einer Souterrainwohnung, ein paar Schritte von der Earls Court Road entfernt. Es war nur eine Viertelstunde zu Fuß, doch ich beschloß, bis halb acht zu warten, um sicher zu sein, daß er da war.

Dann war es soweit. Ich öffnete die Eisenpforte und ging ein paar Schritte bis in einen kleinen Innenhof. Ein paar traurige kleine Büsche wuchsen in Töpfen, in denen hauptsächlich Unkraut wucherte. Ich läutete.

Rob machte auf. Er war barfuß und trug ein altes T-Shirt und alte Jeans. In der linken Hand hielt er eine Bierdose. Er war nicht gerade erfreut über meinen Anblick.

»Was willst du denn hier?«

»Kann ich reinkommen?«

»Nein.«

Ich schob den Fuß in die Türöffnung. Rob zuckte mit den Achseln und wandte sich in Richtung Wohnzimmer. »Okay, dann tu's eben«, brummte er.

Er ließ sich in einen großen, grauen Sessel fallen, der auf den Fernseher ausgerichtet war. Das Zimmer war or-

dentlich, einfach möbliert, unauffällig. Neben seinem Sessel auf dem Boden standen bereits vier leere Bierdosen.

Ich setzte mich aufs Sofa.

Rob nahm einen langen Zug aus der Dose. Mir bot er nichts an. »Also, was willst du?«

»Ich werde es kurz machen«, sagte ich. »Ich weiß, daß du Debbie in der Nacht, als sie starb, gefolgt bist.«

Rob blickte mich unverwandt an, und seine Miene verriet weder Überraschung noch Protest.

»Und weshalb sollte ich das getan haben?«

»Weil du eifersüchtig auf mich und Debbie warst.«

»Das ist doch lächerlich.«

»Du hattest vor zwei Jahren ein Verhältnis mit ihr.«

»Wie du selbst sagst, war das vor zwei Jahren.«

Es ärgerte mich, wie er sich da auf seine verbockte Art in dem dicken Sessel herumlümmelte. Meine Stimme wurde lauter: »Debbies Wohngenossin Felicity hat mir erzählt, daß du sie noch ganz kurz vor ihrem Tod förmlich belagert hast. Und Cathy sagt, du hättest ihr erzählt, du wärst Debbie an dem Abend, als sie in den Fluß gestoßen wurde, gefolgt. Du siehst also, ich weiß Bescheid. Und ich finde es ekelhaft, wenn jemand auf diese Weise hinter Frauen herschleicht.«

Die letzte Bemerkung saß. Rob wurde plötzlich lebendig. Seine Augen funkelten zornig. Seine Wangen röteten sich. Er fuchtelte so heftig mit der Dose in meine Richtung, daß das Bier auf den Teppich spritzte.

»Du bist ein Scheißkerl«, fauchte er. »Ein verdammter Scheißkerl. Erst nimmst du mir Debbie weg und jetzt Ca-

thy. Aber jetzt weißt du ja, daß du mir nicht einfach ungestraft die Frauen ausspannen kannst. Daß das klar ist!« Die letzten Worte brüllte er heraus.

»Ich hatte nicht die Absicht, dir Cathy wegzunehmen«, sagte ich. »Du hast sie ganz allein verloren.«

Das gefiel Rob nicht. Er stemmte sich aus seinem Sessel hoch und schrie: »Erzähl keinen Scheiß! Du wußtest genau, was du tatest. Du hast mir das Leben zur Hölle gemacht. Zur reinen Hölle. Also sitz hier nicht rum und sag, du hättest nicht die Absicht gehabt, du selbstgefälliger Scheißkerl!«

Er schwankte und sackte wieder in seinen Sessel. »Ich habe Debbie geliebt! Und wie ich sie geliebt habe! Es war schwer für mich, als wir uns getrennt haben.« Seine Stimme senkte sich plötzlich zu einem Flüstern. »Wenn man so will, waren alle Frauen, denen ich später hinterhergerannt bin, nur ein Mittel, um nicht mehr an sie denken zu müssen. Und ich habe ganze Arbeit geleistet. Ich habe meine Gefühle für sie irgendwo tief in mir vergraben.«

Er trank wieder einen Schluck Bier. »Dann bist du aufgetaucht. Ich konnte sehen, daß Debbie dich mochte. Die Art, wie sie mit dir geflirtet hat und zum Essen oder auf einen Drink mit dir ausgegangen ist. Ich wußte, was da vor sich ging. Es spielte sich ja unmittelbar vor meiner Nase ab, und ich mußte etwas dagegen unternehmen. Also habe ich Debbie gebeten, mich zu heiraten. Sie hat zwar nicht gewollt, aber ich habe nicht lockergelassen. Bis sie mich endgültig zum Teufel geschickt hat. Ich war am Boden zerstört. Eine Woche später wurde sie dann umgebracht.«

Er schluckte, legte den Kopf zurück und rieb sich die Augen. Sie schimmerten feucht.

»Ich war völlig fertig. Und dann kam Cathy daher. Die einzige Frau, die sich mit Debbie vergleichen ließ. Und so attraktiv. Ich war zwar zunächst verwirrt, doch sie machte bald schon alles viel klarer für mich. Ich fühlte mich wohl mit ihr. Wirklich wohl. Und dann mußte ich entdecken, daß du ebenfalls die ganze Zeit hinter ihr her warst.«

Rob starrte mich aus haßerfüllten Augen an. Er würde mir nicht verzeihen. Ich war zum Knackpunkt seiner ganzen Unzufriedenheit mit sich selbst und seinen Frauenbeziehungen geworden.

Aber ich wollte Antworten haben. »Hast du gesehen, wer Debbie getötet hat?« fragte ich.

Rob entspannte sich. Er nahm einen ausgiebigen Schluck und lächelte. »Kann schon sein.«

»Hast du sie getötet?«

»Selbstverständlich nicht.« Er lächelte immer noch.

Ich hatte Mühe, meine Wut im Zaum zu halten. »Du hast doch der Polizei erzählt, du hättest gesehen, wie ich Debbie in den Fluß gestoßen habe, gib's schon zu!«

Rob lächelte nur. Mir juckten die Fäuste.

»Dabei weißt du so gut wie ich, daß das nicht stimmt! Und auf Falschaussage steht eine ziemlich hohe Strafe.«

Rob schien das weiter kein Kopfzerbrechen zu bereiten. »Die Polizei hat mich natürlich vernommen«, sagte er. »Was ich nun letztlich gesagt habe, wird wahrscheinlich irgendwann vor Gericht zur Sprache kommen. Und ich kann dir versichern, ich werde keinen Zentimeter von dem abrücken, was ich denen gesagt habe – nämlich die Wahrheit.«

»Und was ist mit dem Ohrring?«

»Welchem Ohrring?«

»Debbies Ohrring. Der, den sie an dem Abend trug, als sie ermordet wurde. Den du in meine Wohnung geschmuggelt hast.«

Rob wirkte echt verblüfft. »Ich weiß nicht, wovon du redest. Doch ich darf dich vielleicht daran erinnern, daß der Versuch, Zeugen einzuschüchtern, auch nicht gerade ein leichtes Vergehen ist. Ich werde Inspektor Powell anrufen, sowie du gegangen bist, und ihn über deinen Besuch informieren.«

Ich sah, daß ich hier nicht weiterkommen würde. Ich konnte mir höchstens noch mehr Schwierigkeiten einbrocken, als ich ohnehin schon am Hals hatte. Rob würde bei seiner Lüge bleiben. Sein Wort stand gegen meins.

Ich erhob mich und ging.

Eine Viertelstunde später war ich zu Hause. Ich war müde, durcheinander und wütend. Rob haßte mich, Rob hatte die Polizei belogen, und ich würde demnächst unter Mordanklage stehen. Und es gab nichts, was ich dagegen hätte unternehmen können. Oder doch?

Gedanken an Rob, Waigel und Joe wirbelten mir durch den Kopf. Mein Gehirn war so müde, daß es seinen Dienst zu versagen drohte. Erschöpft fiel ich ins Bett.

ke hervor, zog meine Laufsachen an und machte mich auf den Weg um den Park. Ich lief zwei Runden. Nach so wenig Schlaf war das ein hartes Stück Arbeit, doch es beruhigte mich. Ich kehrte nach Hause zurück, badete, machte mir Toast und Kaffee und fühlte mich schon besser. Ich rief Cathy bei Bloomfield Weiss an. Sie war gerade dort eingetroffen. Ich bat sie und Cash, so rasch sie konnten vorbeizukommen. Es sei dringend.

Etwa um zehn trafen sie ein. Ich berichtete ihnen von der Wohnungsdurchsuchung und meinem Besuch bei Rob.

Schließlich faßte ich zusammen: »Wir wissen immer noch nicht, wer Debbie umgebracht hat. Ich habe mittlerweile den Verdacht, daß Rob da mit drinsteckt, und ich glaube auch, daß der Tremont-Capital-Betrug eine wichtige Rolle dabei spielt. Aber ich kriege die Zusammenhänge einfach nicht in den Griff, und wenn ich mich noch so anstrengt. Ich selbst bin ernsthaft in Schwierigkeiten: Powell braucht nur noch einen einzigen Beweis aufzutun, und offenbar gibt es reichlich Leute, die ihm gern dabei behilflich sind, und ich werde verhaftet. Wenn ich nicht dahinterkomme, wer Debbie umgebracht hat, erwartet mich eine Mordanklage. Hat einer von euch vielleicht eine Idee – ich habe jedenfalls absolut keine.«

Cash atmete hörbar aus. »Mann. Das ist alles ein bißchen komplex für mich. Ich weiß nicht.«

Cathy sagte nichts. Sie dachte nach. Ich verhielt mich still, in der Hoffnung, daß sie irgend etwas anzubieten hätte. Schließlich sagte sie: »Gehen wir's doch noch mal systematisch an: Was wissen wir über Debbies Mörder?«

»Vor allem muß er in London gewesen sein, als Debbie getötet wurde«, sagte ich mit einem Unterton von Galgenhumor.

»Genau. Und er könnte durchaus auch der Mann sein, der die Fäden bei der Phoenix Prosperity zieht.«

Ich nickte. »Das stimmt. Fest steht, daß dieser Jack Salmon immer mit jemandem Rücksprache halten muß. Und dieser Jemand kennt sich auf den Märkten aus.« Ich erinnerte mich daran, wie dieser Jemand Salmons Vorschlag gebilligt hatte, Fairway-Anleihen zu kaufen.

Cathy unterbrach mich in meinen Gedanken. »Waigel hat Glück gehabt, daß niemand die Bürgschaft der Tremont Capital überprüft hat. Da lag ein gewisses Risiko für ihn.«

»Es war ja eine private Emission«, sagte ich. »Die Unterlagen mußten nirgendwo ausliegen, und es gab nur eine begrenzte Kundenliste.«

»Eine sehr begrenzte, in der Tat«, sagte Cathy. »Ganze zwei: De Jong und die Harzweiger Bank.«

»Sie haben gesagt, Waigel habe Harzweiger vorgeschlagen, und Sie selbst hätten De Jong ins Spiel gebracht?« fragte ich Cash.

»Das stimmt«, sagte er. »Nachdem Hamilton sein Interesse an hochrentierlichen Triple-A's bekundet hatte.«

»Wir können wohl ziemlich sicher sein, daß Dietweiler mit Waigel zusammengearbeitet hat. Er hat die Tremont-Anleihen wahrscheinlich auf irgendwelche Kundenkonten gestopft, in der Hoffnung, daß es keiner merken würde«, sagte ich. »Aber Hamilton: Es ist schon höchst merkwürdig, daß er die Bürgschaft nicht überprüft oder

sie wenigstens von Debbie hat überprüfen lassen. So was passiert ihm so gut wie nie.«

Und plötzlich stand die unausweichliche Schlußfolgerung klar vor mir im Raum und starrte mir förmlich ins Gesicht. Wieso nur war vorher noch keiner darauf gekommen?

Hamilton.

Aber nein, das durfte nicht wahr sein! Hamilton mochte mich rausgeschmissen haben, aber er war doch immer noch wichtig für mich. Ich bewunderte den Mann, er war der einzige, der in diesem ganzen schmutzigen Schlamsel kein Blatt vor den Mund genommen hatte. Es ergab einfach keinen Sinn, ich war nicht bereit, das zu akzeptieren.

Doch sowie man Hamilton als Möglichkeit sah, begannen die Dinge ein stimmiges Bild zu ergeben. Mit Waigel, seinem alten Business-School-Kumpel, als Partner hatte Hamilton sich den ganzen Plan ausgedacht. Er hatte die Tremont-Capital-Plazierung von Cash gekauft, wobei er genau wußte, was für ein windiges Geschäft das war. Er war verantwortlich für die Investition der Tremont in die Phoenix Prosperity und leitete Jack Salmon bei seinen Geschäften an, seit er dort eingestiegen war. Die Fairway-Geschichte? Ich selbst hatte Hamilton gesagt, ich hielte Fairway für eine gute Investition.

Hamilton war das fehlende Glied. Und was das schlimmste überhaupt war: Er hatte Debbie getötet.

Er hatte in Debbies Kalender ihren Termin mit Mr. De Jong gesehen. Er hatte den angestrichenen Tremont-Prospekt auf ihrem Schreibtisch gesehen. Er wußte, daß

sie mit De Jong über die gefälschte Bürgschaft sprechen wollte, und er mußte sie daran hindern. Also hatte er sie getötet.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen.

»Paul? Was hast du denn?« Cathy berührte meine Hand.

Stammelnd erklärte ich, was mir durch den Kopf ging.

Die beiden sahen mich bloß an. Ihnen fehlten die Worte.

Ich trat an das Fenster meines kleinen Wohnzimmers und schaute auf die kleine Straße, die von der Morgen-sonne durchflutet wurde.

Je länger ich darüber nachdachte, desto wütender wurde ich. Ich hatte mich wie ein dummer Junge hereinlegen lassen. Ich wollte Rache, für mich und für Debbie.

»Ich glaube das nicht«, sagte Cash. »Hamilton ist doch ein echter Musterknabe. Unter einem ausgekochten Kriminellen stelle ich mir was anderes vor. Er ist zu ...« Cash suchte nach dem richtigen Ausdruck und fand ihn: »Er ist einfach zu langweilig.«

»Damit habe ich keine Mühe«, sagte Cathy. »Ich habe ihn noch nie leiden können. Das ist kein Mensch, das ist eine Maschine. Aber weshalb hat er das bloß getan?«

Die Frage konnte ich beantworten. Ich wußte, wie Hamiltons Hirn funktionierte. »In Hamiltons Vorstellung besteht das Leben nur darin, zu spielen und zu gewinnen. Er ist vom Geldverdienen besessen. Dabei geht es ihm nicht um das Geld als solches, sondern um den Akt des Geldmachens. Und er riskiert gern etwas. Ich denke, daß ihn der normale Handel zu langweilen anfangt, er wollte etwas Aufregenderes. Und das hier schien das per-

fekte Verbrechen. Millionen stehlen, ohne jemals entdeckt zu werden. Ich wette, daß ihm das einen grandiosen Kick verschafft hat.«

»Aber warum soll man das Geld denn stehlen, wenn die Leute es sowieso jeden Tag der Woche wegwerfen«, sagte Cash. Solange jede Minute ein neuer Trottel geboren wurde, würde ihm das Geld nie ausgehen.

»Das steht jetzt hier nun wirklich nicht zur Debatte«, sagte Cathy. Dann sah sie mich an: »Und was ist mit dir? Wie kommt es, daß er dich so lange hat herumschnüffeln lassen?«

»Er hatte wohl kaum eine andere Wahl«, meinte ich. »Er wußte doch, sobald ich erst einmal argwöhnisch würde, würde ich Fragen stellen. Er wird gedacht haben, besser damit zu fahren, wenn er weiß, was ich tue, und mich lenkt, als wenn er mich auf eigene Faust weitermachen läßt. Er hat mich ja auch überredet, niemandem zu erzählen, was ich rausgefunden hatte, unter dem Vorwand, daß wir die Betrüger sonst alarmieren würden, ehe wir das Geld zurückbekommen hätten. Ich muß zugeben, daß ich geglaubt habe, er würde die ganze Sache aufklären. Vermutlich hat er die Angelegenheit mit den Anwälten auf den Niederländischen Antillen nur erfunden. Vielleicht ist er nicht mal dort gewesen.«

»Aber warum hat er dich denn nicht umgebracht, so wie er es mit Debbie getan hat?«

Ich schwieg. »Das weiß ich auch nicht. Wahrscheinlich hätten zwei tote Angestellte binnen eines Monats doch einige Verdacht erregt.« Vielleicht mochte er mich auch, dachte ich insgeheim. Der Stolz darauf, Hamiltons Hät-

schelkind gewesen zu sein, ließ sich nicht so ohne weiteres abschütteln. Erneut verspürte ich eine Welle von Ekel in mir aufsteigen. Wenn ich mir vorstellte, daß ich einen derartigen Menschen bewundert hatte!

Er hatte jedoch versucht, mich auszuschalten, und es wäre ihm auch beinah gelungen. Plötzlich fügte sich auch die Gypsum-Untersuchung ins Bild: »Berryman hatte recht: Hamilton hat nie eine Abmachung mit der TSA getroffen«, sagte ich.

Cathy sah mich verblüfft an.

»Hamilton hat die Untersuchung über mein Geschäft mit den Gypsum-Aktien zum Vorwand genommen, um mich rauszuschmeißen. Sobald ich gekündigt hatte, war es ihm ein leichtes, das Gerücht zu verbreiten, ich wäre bei Insidergeschäften erwischt worden, womit ich für die Branche erledigt war. Und dann hat er noch, nur um ganz sicherzugehen, Rob dazu gebracht, mich als Mordverdächtigen ins Spiel zu bringen, und ist in meine Wohnung eingebrochen, um mir einen von Debbies Ohrringen unterzuschieben, den sie verloren hatte, als er sie in den Fluß stieß. Dieser eiskalte Kerl: Den muß er doch bewußt für so einen Zweck mitgenommen haben.«

»Aber warum hat Rob ihm denn geholfen?«

Darauf wußte ich keine Antwort.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Cash.

»Zur Polizei gehen?« fragte Cathy.

Ich schüttelte den Kopf. »Das können wir nicht. Wir haben keinerlei Beweise. Sobald Hamilton rauskriegt, daß die Nachforschungen über ihn anstellen, wird De Jong das Geld nie wiedersehen. Und vergeßt nicht, ich bin

immer noch der Mann, den Powell hinter Gitter bringen will. Der läßt sich nicht so einfach von seiner Fährte abbringen.«

Cathy nickte besorgt. »Der wäre nicht gerade beeindruckt, wenn du ihm damit kommst, daß dein einstiger Chef, der dich rausgeschmissen hat, in Wahrheit Debbies Mörder ist.«

»Außerdem«, sagte ich, »möchte ich den Dreckskerl Hamilton selber festnageln.«

»Und wie?«

»Wir holen De Jongs Geld zurück.«

Die beiden sahen mich verständnislos an.

»Wir holen De Jongs Geld zurück«, wiederholte ich, »und gleichzeitig decken wir Hamiltons Beteiligung an der ganzen Angelegenheit auf. Dann wird Powell wohl oder übel zuhören müssen.«

»Das klingt zwar alles ganz prima«, meinte Cash. »Aber wie zum Teufel sollen wir das anstellen?«

»Jetzt, wo wir Roß und Reiter kennen, muß das doch möglich sein. Laßt mich mal einen Augenblick nachdenken.«

Es gab ganz bestimmt einen Weg.

Ich skizzierte ihnen den Ansatz einer Idee. Wir erörterten sie und feilten während der nächsten Stunden so lange daran herum, bis wir am Ende einen brauchbaren Plan hatten.

Ich begleitete Cash und Cathy im Taxi zurück zu Bloomfield Weiss. Dort wartete ich etwa eine Stunde am Empfang. Schließlich kam Cathy mit einem ganzen Stapel

Prospekte, Jahresberichte und Computerausdrucke zurück. Ich nahm sie entgegen und fuhr auf dem schnellsten Weg in meine Wohnung zurück.

An die Arbeit. Ich hatte Informationen über fünf amerikanische Unternehmen, die gegenwärtig in großen Schwierigkeiten steckten. Ich ordnete die Sammlung der Jahresberichte und Langzeitcharts und die Berichte von *Standard and Poor's*, *Moody's*, *Valueline* und verschiedenen Börsenmaklern in fünf säuberliche Stapel.

Es ging los. Ich brauchte ein Unternehmen, das genau richtig aussah. Dabei ging es um drei verschiedene Gesichtspunkte: erstens, was ich persönlich von den Aussichten des Unternehmens hielt, zweitens, was Hamilton von ihm halten würde, und drittens, wie der Markt es einschätzen würde. Alles mußte genau passen.

Gegen vier machte ich eine Pause. Ich mußte ein paarmal telefonieren. Der erste Anruf galt De Jong & Co. Karen war am Apparat.

»Hi, Karen. Paul. Wie geht's?«

Karen schien erfreut, meine Stimme zu hören. »Prima, und dir?«

»Ist Hamilton da?«

Karens Stimme wurde sehr viel ernster. »Ich seh mal eben nach.«

Ich wartete ein paar Sekunden, dann kam Hamiltons Stimme aus dem Hörer. »McKenzie.«

Ich war nicht vorbereitet auf meine Reaktion: Hamiltons Stimme löste körperlichen Ekel in mir aus. Das Blut rauschte mir in den Ohren, und die Härchen auf meiner Haut wurden plötzlich sehr empfindlich, so daß ich spür-

te, wie mein Hemd daran entlangscheuerte. In meinem Magen stellte sich ein Gefühl der Übelkeit ein. Ich hatte zwar begriffen, daß Hamilton mich betrogen hatte, aber wie tief mich das seelisch berührte, war mir noch nicht klar gewesen.

»Hallo, Hamilton, hier ist Paul.«

»Ah, Paul, wie geht's Ihnen?«

»Gut, würde ich denken. Ich wollte Sie etwas fragen.«

Ich spürte geradezu, wie Hamilton am anderen Ende der Leitung erstarrte. »Was denn?«

»Ich wollte fragen, ob ich wohl für den Rest meiner Kündigungszeit ins Büro kommen könnte? Sie hatten es mir ja schon angeboten. Ich habe bisher mit meiner Jobsuche nicht viel Glück gehabt, so daß ich mich jetzt für alle möglichen Bankjobs bewerbe. Da würde ich gern meine Kenntnisse auf dem Kreditsektor etwas auffrischen. Außerdem langweilt mich das Herumsitzen zu Hause.«

Eine kurze Pause trat ein, als Hamilton sich das durch den Kopf gehen ließ. Schließlich hörte ich ihn Luft holen: »Das wäre prima. Ich kann Sie zwar keine Geschäfte machen lassen, aber, ehrlich gesagt, kämen Sie uns nicht ganz ungelegen: Wir brauchen dringend die eine oder andere Analyse.«

»Gut«, sagte ich. »Dann bis morgen früh.«

So weit, so gut. Die nächste war Claire. Wie erwartet, war sie sofort bereit zu helfen. Mit Denny war es schwieriger. Ich wußte, ich verlangte viel von ihm. Er würde einiges an Arbeit leisten müssen, wofür er, falls unser Plan fehlschlug, nicht bezahlt werden würde. Ich glaubte zwar

nicht, daß das, was wir vorhatten, richtig illegal war, doch viel fehlte da bestimmt nicht. Es dauerte eine halbe Stunde, bis Denny zu meiner ungeheuren Erleichterung endlich seine Unterstützung zusicherte.

Nun der Anruf, auf den ich mich geradezu freute: Ich wählte eine Nummer in Las Vegas.

»Sekretariat Irwin Piper«, sagte die Stimme einer Sekretärin, die Bildung, Höflichkeit und Autorität ausstrahlte. Ich fragte nach Piper. »Mr. Piper ist leider gerade nicht da. Kann ich etwas ausrichten?«

Ich hatte erwartet, daß es schwierig werden würde, zu ihm durchzudringen, und mir meine Nachricht für ihn deshalb schon vorher zurechtgelegt. »Ja, gewiß. Könnten Sie ihm bitte sagen, Paul Murray hätte angerufen? Und sagen Sie ihm doch bitte auch, wenn er mich nicht innerhalb der nächsten zwei Stunden zurückruft, werde ich mich mit der Nevada State Gaming Commission in Verbindung setzen und mit ihr über sein Geschäft mit den Gypsum-of-America-Anleihen sprechen, das er über seine Liechtensteiner Bank abgewickelt hat.«

Es war nicht gerade subtil, aber es funktionierte. Piper war binnen zehn Minuten am Apparat. Ich wiederholte meine Drohung nicht, ich hatte sie einmal ausgesprochen, und das würde genügen. Statt dessen bat ich Piper höflich um seine Unterstützung. Ich erklärte ihm, inwiefern sie auch in seinem eigenen Interesse lag: daß seine Mithilfe sein Problem genauso lösen würde wie meines. Dann erläuterte ich ihm im einzelnen, was wir von ihm wollten.

Seine Reaktion überraschte mich. Er war geradezu be-

geistert. »Aber gewiß, warum nicht?« sagte er. »Ich habe einiges aufgewendet, um sicherzustellen, daß das Tahiti pieksauber ist, und diese Geschichte mit der Tremont Capital hat fast alles versaut. Das verspricht doch ganz lustig zu werden. Ich hatte sowieso vor, demnächst nach England zu kommen, und es wäre erfreulich, diese Geschichte endlich vom Hals zu haben.«

Ich versicherte ihm, daß ich alles vergessen würde, was ich je über ihn gehört hätte. Wir erörterten noch ein paar Minuten lang Daten und Einzelheiten und legten auf.

Ich rief Cash an. »Wie kommen Sie voran?« fragte er.

»Alle sind bereit mitzumachen. Piper schien die Vorstellung geradezu zu genießen«, sagte ich. »Und ich glaube, ich habe das Unternehmen gefunden, das wir suchen.« Ich nannte ihm den Namen. »Können Sie mal rumhören, wie die gehandelt werden? Wer Anleihen hält, ob es irgendwelche Verkäufer gibt, die man in den nächsten Tagen mobilisieren kann – diese Art Dinge.«

»Okay. Ich melde mich später wieder.«

Es war wohltuend, wieder einen Anzug zu tragen. Als ich das Gebäude der Colonial Bank betrat, verspürte ich zwar eine gewisse Anspannung, aber ich war bereit.

Im Handelsraum von De Jong war es mucksmäuschenstill, als ich in die Tür trat. Jeff, Rob, Gordon und Karen starrten mich einen Augenblick an, ehe sie die Köpfe wieder über ihre Unterlagen und Telefone beugten. Hamilton nahm keine Notiz von mir. An Debbies Schreibtisch saß ein junger Mann mit Brille, ihr Nachfolger. Ich war froh, daß Hamilton für mich noch keinen gefunden hatte.

Mit einem lauten »Guten Morgen allerseits« trat ich an meinen Schreibtisch. Allgemeines Gemurmel war die Antwort. »Hallo, Karen. Hast du mich vermißt?« rief ich ihr zu. Wenigstens sie lächelte. Das war doch immerhin etwas.

Ich ging zu Debbies Schreibtisch, um mich mit dem jungen Mann bekannt zu machen. Er stellte sich als Stewart vor. »Ich heiße Paul. Ich arbeite hier«, sagte ich. Aus dem Augenwinkel sah ich Jeff erstarren. Stewart stürzte mein Auftritt in die totale Verwirrung, und er stieß irgendwelches unzusammenhängendes Zeug hervor. Er wußte eindeutig, wer ich war, und war hin- und hergerissen zwischen natürlicher Höflichkeit und der Vorstellung, sich mit einem Verbrecher gemein zu machen.

Hamilton beendete sein Telefonat und kam herüber. Er war freundlich, jedenfalls für seine Verhältnisse. »Morgen, Paul. Schön, daß Sie wieder da sind. Ja, setzen Sie sich ruhig an Ihren alten Schreibtisch.« Das Wort »alt« schmerzte. »Nur ein paar grundsätzliche Regeln: Ich hätte gern, daß Sie, während Sie im Büro sind, keinerlei Kontakt zum Markt haben, also gehen Sie nicht ans Telefon, und rufen Sie keine Verkäufer an.«

»Sie haben aber doch nichts dagegen, wenn ich das Telefon wegen meiner Jobsuche benutze?« fragte ich.

»Nein, das geht in Ordnung.« Er ließ verschiedene Unterlagen auf meinen Schreibtisch fallen. »Ich habe hier ein paar regionale US-Banken, würden Sie mal einen Blick darauf werfen? Sind gerade auf Triple-B runtergestuft worden, und ihre Anleihen bringen fast zwölf Prozent. Wenn die unbedenklich sind, würde ich gern ein paar kaufen.«

Typisch Hamilton, dachte ich. Er würde soviel wie möglich aus mir herausholen, wo ich schon mal da war. Aber ich war froh, daß ich wirklich etwas zu tun hatte. Wenn ich die Nase in einen Jahresbericht steckte, war ich weniger auffällig, als wenn ich nur herumlungerte und mir mit Gewalt irgendwelche Arbeiten ausdenken mußte.

Niemand sprach mit mir. Ich fing nur ab und zu einen Seitenblick auf. Ich konnte es ihnen nicht einmal verargen, niemand mag Betrüger. Aber es war traurig. Wahrscheinlich fühlten sie sich von mir verraten. Nun, das würde bald vorbei sein. Ich versuchte, Robs Blick einzufangen, doch der wollte davon nichts wissen. Er sorgte dafür, daß er unablässig mit Telefonieren beschäftigt war, und hielt den Blick starr auf die Monitore gerichtet.

Der Vormittag verstrich. Ich sah auf die Wanduhr. Um Punkt elf hörte ich Rob rufen: »Hamilton! Claire auf Leitung zwei.«

Ich beobachtete Hamilton, wie er mit Claire sprach. Ich wußte zwar, was sie sagte, doch Hamiltons Reaktion ließ sich unmöglich erkennen. Sie sprachen fünf Minuten. Als sie fertig waren, lehnte Hamilton sich zurück und strich sich über den Bart. Ein gutes Zeichen. Er schien angebissen zu haben. Zwei, drei Minuten verharrete er so, dann sprang er plötzlich auf und kam auf mich zu. Ich starrte schnell auf die Bilanz vor mir.

»Paul, könnten Sie etwas für mich nachsehen?«

»Selbstverständlich. Was denn?«

»Es geht um ein Unternehmen namens Mix N Match. Haben Sie davon schon mal gehört?«

Ich schürzte nachdenklich die Lippen. »Doch, ich

glaube schon. Eine Ladenkette mit Sitz in Florida. Hatte in letzter Zeit mit Schwierigkeiten zu kämpfen, glaube ich.«

»Stimmt«, sagte Hamilton. »Wissen Sie sonst noch was darüber?«

»Nein, leider nicht«, log ich.

»Ich habe gerade einen Anruf von Claire bekommen. Die Anleihen des Unternehmens werden offenbar zu zwanzig Cents pro Dollar gehandelt. Man nimmt allgemein an, daß sie Konkurs anmelden werden. Claire behauptet jedoch, es ginge das Gerücht, die Japaner wollten die Firma in Kürze übernehmen.«

Ich hob die Brauen. Es entging Hamilton nicht. »Ja, ich weiß«, sagte er, »es ist nur ein Gerücht. Und Claire kennt sich mit Junk Bonds kaum aus. Doch wenn sie recht hat, verdienen wir sicher achtzig Cents. Wenn nicht, können wir allenfalls zwanzig verlieren. Ich meine, es könnte sich lohnen, einen Blick drauf zu werfen. Claire wird wohl bald ein paar Informationen faxen. Sehen Sie mal, was Sie davon halten.« Er kehrte zu seinem Schreibtisch zurück, zögerte jedoch nach ein paar Schritten. »Aber denken Sie daran, daß Sie mit niemandem außerhalb der Firma darüber sprechen.«

»In Ordnung«, sagte ich und machte mich an die Arbeit. Ich trug sämtliche Daten über Mix N Match zusammen, die wir in unseren Akten hatten, und ich brauchte auch nicht lange auf Claires Fax zu warten. Ich umgab mich mit Papieren und gab finanzielle Daten in meinen Computer ein.

Mix N Match war in meinen Augen das geeignetste

von den fünf Unternehmen gewesen, die ich mir am Tag zuvor angesehen hatte. Zu zwanzig Cents schien es keine schlechte Investition zu sein, selbst im Fall eines Konkurses sollten die Anleihenbesitzer mindestens fünfzig Cents auf den Dollar bekommen können. Wenn man obendrein noch ein Übernahmespielchen mitnehmen konnte, dann sah das nach einem wahnsinnig guten Geschäft aus. Einem unwiderstehlichen, so hoffte ich.

Während der nächsten vier Stunden erstellte ich eine gründliche Analyse des vor dem Bankrott stehenden Unternehmens. Ich taxierte sorgfältig sämtliche Aktiva und trug die Ergebnisse in eine Kalkulationstabelle ein, die ich ausdruckte und Hamilton zeigte. Einen großen Teil der Zeit hatte er mir immer wieder über die Schulter gesehen und einiges Material selbst gelesen. Jetzt studierte er die Tabelle und strich sich nachdenklich den Bart.

Ich überließ ihn sich selbst und machte schnell ein Telefonat. Cathy war am Apparat. »Er ist soweit. Laß Cash ihn jetzt anrufen«, flüsterte ich und legte auf.

Binnen dreißig Sekunden leuchtete das Lämpchen auf dem Board auf. Karen nahm ab. »Hamilton! Cash auf Leitung eins!« rief sie.

Hamilton war tief in Gedanken. »Sagen Sie ihm, ich rufe gleich zurück«, sagte er. Mist! Ich hatte nicht bedacht, daß Hamilton sich erst mal zieren würde.

Karen wimmelte Cash ab und rief: »Rufen Sie ihn zurück, sowie Sie einen Moment Zeit haben. Es geht um Mixer Mash oder so etwas.«

Hamiltons Miene wurde leicht starr. Ich wußte, er würde Cash nicht sofort zurückrufen, weil das zu gierig

aussähe. Er wartete fünf Minuten, ehe er den Hörer aufnahm. Er und Cash sprachen eine halbe Stunde. Als er fertig war, kam er zu mir herüber.

»Sie haben sich einen guten Tag für Ihre Rückkehr ausgesucht. Ich bin froh, daß Sie da sind, Sie können sich nützlich machen. Mix N Match ist unter Umständen interessanter, als wir dachten.«

»Ach ja?« sagte ich. Meine Freude war ungeheuchelt.

»Das war Cash. Ulkigerweise wollte auch er über Mix N Match sprechen. Offenbar schwirrt die Börse in Tokio nur so von Gerüchten, daß das Unternehmen in Kürze von einer der größeren japanischen Einzelhandelsketten übernommen werden soll.«

Ich unterbrach ihn. »Aber was das angeht, kann man sich nun mal nicht auf Cash verlassen.«

»Das stimmt zwar, doch es ist immerhin erfreulich, daß Claires Gerücht auf diese Weise bestätigt wird. Das eigentlich Interessante dabei ist, daß Cash gerade ein Konsortium von Investoren koordiniert, die die ausstehenden Schuldtitle von Mix N Match aufkaufen sollen.«

»Und was soll das für einen Sinn haben?«

»Es ist beabsichtigt, eine Zweckvereinigung zu bilden, die den größten Teil der Schuldverschreibungen von Mix N Match besitzt, um die Japaner dann zu zwingen, die Anleihen zu pari zu kaufen, wenn das Unternehmen übernommen wird.«

»Verstehe. Wer sind denn die anderen Investoren?«

»Bisher gibt es erst einen. Aber dafür einen großen: Irwin Piper.«

»Aber dem ist doch nun wirklich nicht zu trauen«, sag-

te ich. »Mit dem wollen Sie doch wohl nichts zu schaffen haben.«

»Er hat vielleicht nicht gerade die weißeste Weste, aber er ist gerissen«, sagte Hamilton. »Er steckt da zwanzig Millionen Dollar rein. Cash will auch zwanzig von uns, und er meint, er hätte einen Investor in den Vereinigten Staaten, von dem er noch mal zwanzig kriegen kann.«

»Ich habe doch richtig verstanden?« sagte ich. »De Jong investiert zwanzig Millionen in eine Zweckvereinigung, dazu kommen die zwanzig Millionen von Piper und diesem anderen Investor. Die Vereinigung verwendet die sechzig Millionen dazu, Anleihen auf dem offenen Markt zu kaufen. Mix N Match wird von den Japanern übernommen, die sich einem mächtigen Besitzer der Mehrheit sämtlicher im Umlauf befindlicher Anleihen gegenübersetzen. Und wir können dann einen saftigen Rückzahlungspreis aushandeln.«

»Genau«, sagte Hamilton. »Und falls die Übernahme nicht stattfindet und das Unternehmen pleite geht, dann würden wir Ihrer Analyse zufolge immer noch Gewinn machen.«

»Okay. Was soll also als nächstes geschehen?«

»Piper lässt offenbar bereits den Vertrag aufsetzen. Sein Anwalt ist Denny Clark. Piper kommt morgen früh nach England. Wir können uns mit ihm in Denny Clarks Kanzlei treffen. Wenn Sie möchten, können Sie mitkommen.«

Rob stand untätig herum und bemühte sich, soviel von unserem Gespräch mitzubekommen wie möglich. »Könnte ich auch mitkommen?« fragte er Hamilton. »Ich

würde gern etwas über den Junk-Bond-Markt dazulernen, und Sie brauchen doch wahrscheinlich auch Hilfe, wenn Paul endgültig weg ist.« Rob sah mich nicht an, während er das sagte.

Hamilton runzelte die Stirn, überlegte einen Augenblick und nickte dann.

Ich kehrte an meinen Schreibtisch zurück. Karen sagte, ein John Smith von einer Agentur sei für mich dran. Er stellte sich als Cash heraus.

»Ein besserer Name fiel Ihnen wohl auch nicht ein!« sagte ich, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß sich niemand im Raum für mich und mein Telefongespräch interessierte.

»Na, irgend jemand muß ja nun auch John Smith heißen«, sagte Cash. »Hat er es geschluckt?«

»Köder mitsamt Haken«, sagte ich. »Hoffentlich kriegt Piper es genauso gut hin wie Sie.«

»Keine Sorge. Der Typ ist ein echter Profi, wenn's drum geht, Leute aufs Kreuz zu legen. Was glauben Sie denn, wie der an sein Geld gekommen ist?«

»Das leuchtet ein«, gab ich zu.

»Ich muß wieder an die Arbeit«, sagte Cash. »Muß noch einer gewissen Sparkasse in Arizona einen Deal verkaufen.«

Denny, Irwin Piper, Cash und Felicity. Das Porträt von Dennys Vorfahren starzte auf uns herab und mahnte uns, daß wir uns hier in den Räumen einer höchst angesehenen Anwaltskanzlei befänden und uns besser dementsprechend benähmen. Denny übernahm die Vorstellung und erwähnte, daß Felicity die Dokumente aufgesetzt hätte. Sie sah müde aus, was wahrhaftig kein Wunder war. Sie hatte in sehr kurzer Zeit ungeheuer viel zu tun gehabt.

Bei Licht besehen, handelte es sich nur um ein Zweiertreffen: zwischen Hamilton und Piper.

Piper begann: »Cash hat mir viel von Ihrer Firma erzählt, Mr. McKenzie. Ich muß sagen, das hört sich alles sehr überzeugend an. Und ich weiß, wovon ich rede. Ich kenne eine ganze Reihe von ähnlichen Unternehmen in den USA, die alle sehr tüchtig sind.«

Hamilton ignorierte die Schmeichelei völlig. Er kam direkt zur Sache. »Erzählen Sie mir von Mix N Match«, sagte er.

Piper lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. Weißgestärkte Manschetten und mit Monogramm versehene goldene Manschettenknöpfe lugten aus seinen Jackenärmeln hervor. »Ich habe in den letzten zwanzig Jahren auf die eine oder andere Weise in irgendwelche Unternehmen investiert und verstehe einiges davon. Einmal alle zehn Jahre kommt eine Gelegenheit, die man einfach nicht auslassen darf, eine Gelegenheit, eine beträchtliche Summe einzusetzen, weil man so gut wie sicher sein kann, einen Volltreffer zu landen. Jedem bieten sich derlei Gelegenheiten, doch die meisten erkennen sie nicht. Die machen ein Schnäppchen nebenher, weiter

nichts. Mix N Match ist nun eine solche Gelegenheit. Begrenztes Verlustrisiko, riesige Gewinnchancen. Das Unternehmen wird von den Japanern übernommen werden.« Piper machte eine Pause, um seiner Überzeugung Nachdruck zu verleihen. »Und wenn das eintritt, werde ich eine Menge Geld verdienen.«

Hamilton betrachtete ihn mit ausdrucksloser Miene.

»Wollen Sie mitmachen?« fragte Piper.

Hamilton schwieg, wohl in der Erwartung, daß Piper noch mehr sagen würde. Aber der hatte zunächst mal gesagt, was er sagen wollte. Das Schweigen dauerte wohl eine Minute. Keiner von den anderen wagte es zu brechen.

Schließlich stellte Hamilton eine weitere Frage: »Soweit ich weiß, haben Sie keine große Erfahrung im Einzelhandelsgeschäft, Mr. Piper ...«

»Nennen Sie mich doch einfach Irwin«, unterbrach Piper ihn.

»Also gut, Irwin«, sagte Hamilton zögernd. »Wie gesagt, Sie haben auf diesem Sektor keine große Erfahrung. Wie sind Sie da auf diese Gelegenheit gestoßen?«

Ich rutschte unbehaglich auf meinem Stuhl hin und her. Wir befanden uns auf gefährlichem Boden. Das war eine Frage, die wir nicht geprobt hatten.

Piper stand auf, trat ans Fenster und sah auf die stille Straße hinab. Er versucht, Zeit zu gewinnen, dachte ich.

Er wandte sich um. »Die Familie meiner Frau hat mal in Japan gelebt, und sie hat immer noch japanische Freundinnen. Eine davon ist mit dem Generalmanager einer japanischen Einzelhandelsfirma verheiratet. Sie war gerade in Amerika und hat ins Tahiti hereingeschaut, auf

dem Weg nach Florida zu ihrem Mann, der sich dort geschäftlich aufhielt. Ich habe daraufhin über das Unternehmen ihres Mannes ein paar Erkundigungen eingeholt. Die Firma hatte kurz vorher bekanntgegeben, daß sie in diesem Jahr in Amerika eine Übernahme machen wolle. Die haben offensichtlich Mix N Match im Auge. Ich habe mit Cash gesprochen, der mir weitere Auskünfte über das Unternehmen besorgt hat, und nun sind wir hier.« Piper hob lächelnd die Arme. »Ich möchte Sie bitten, daß diese Dinge unter uns bleiben.«

Wieder trat Schweigen ein, während Hamilton Pipers Antwort abwägte. Ich fand sein Schweigen zwar unhöflich und einschüchternd, doch der zuvorkommende Piper schien sich dadurch nicht anfechten zu lassen.

»Weshalb sollen wir denn dann überhaupt zusammenarbeiten?« fragte Hamilton schließlich. »Was hindert mich, einfach hinzugehen und mir die Anleihen auf eigene Faust zu kaufen?«

»Das würde mich doch sehr enttäuschen«, sagte Piper, »insbesondere deshalb, weil der Einfall über Cash direkt von mir kam.« Es gelang ihm dabei, einen Unterton moralischer Bestürzung anklingen zu lassen. Er stand am Fenster, groß, schlank und jederzeit Herr der Situation, und blickte auf den immer noch sitzenden Hamilton herunter. Ich bewunderte Pipers Fähigkeit, unter derart zweideutigen Umständen auch noch den moralisch Überlegenen zu spielen. »Es gibt jedoch auch einen pragmatischen Grund für einen solchen Zusammenschluß: Wenn wir an einem Strang ziehen, werden wir bei dem Käufer von Mix N Match, sobald die Übernahme stattgefunden

hat, weit mehr erreichen können. Und wir werden wesentlich besser fahren, wenn wir die Anleihen alle zum selben Einstandskurs erwerben. Wenn wir hingegen alle losstürzen und als Konkurrenten auftreten, wird der Kurs hochschießen, und am Ende hat keiner von uns etwas davon. Da ist es doch wesentlich besser, wenn wir langsam und umsichtig vorgehen und unsere Interessen in einer Vereinigung zusammenfassen.«

»Da ist was dran«, sagte Hamilton.

»Also, machen Sie nun mit?« fragte Piper. »Wenn wir uns zum Handeln entschließen, dann sollten wir nicht zu lange damit warten.«

»Das muß ich mir erst noch durch den Kopf gehen lassen«, sagte Hamilton.

Cash räusperte sich. »Sicher, ich verstehe, daß Sie darüber noch nachdenken wollen. Aber falls Sie sich zum Mitmachen entschließen sollten, beeilen Sie sich. Die Gerüchte greifen allmählich um sich. Ich kenne eine paar Investoren mit großen Beständen von Mix-N-Match-Anleihen, die darauf brennen zu verkaufen, nur sollten wir sie in den nächsten Tagen ansprechen. Das heißt, wir müssen bereit sein, das Zweckbündnis binnen kürzester Frist in die Tat umzusetzen. Warum sehen Sie sich die Dokumentation nicht jetzt gleich an? Sie verstehen, was ich sagen will?« Cash nickte in die Richtung des Papierstoßes vor Felicity. Man mußte Cashs Verkaufstalent bewundern, fand ich.

Hamilton aber zierte sich noch. »Ich verstehe schon, was Sie sagen wollen, Cash. Ich bin auch einverstanden, daß wir die Dokumentation jetzt gleich überprüfen. Aber

nehmen Sie das noch nicht als Zeichen für eine Beteiligung meinerseits.«

Piper trat auf den Tisch zu. »Das ist absolut in Ordnung, dafür habe ich Verständnis. Sie werden mich doch hoffentlich jetzt entschuldigen? Mr. Denny kennt meine Ansichten zu den rechtlichen Vereinbarungen. Hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, Hamilton, und ich hoffe, daß wir miteinander ins Geschäft kommen.«

Piper strotzte nur so vor Selbstsicherheit und Charme, als er ihm die Hand reichte. Es gefiel Hamilton offensichtlich gar nicht, daß er sich hier ausnahmsweise in der Rolle des griesgrämigen Pedanten wiederfand. Er stand auf, schüttelte Piper rasch die Hand und wandte sich wieder dem Tisch und den Dokumenten zu. »Dann wollen wir uns das hier mal ansehen.«

Cash entschuldigte sich ebenfalls und nahm Cathy mit. Rob folgte ihnen wenig später. Blieben also nur Denny, Felicity, Hamilton und ich, um die Dokumentation zu besprechen. Felicity hatte nicht die Zeit gehabt, den Vertrag gründlich auszuarbeiten. Sie hatte keine schlechte Arbeit geleistet, doch es gab noch eine ganze Reihe von Lücken. Wir hatten vorher vereinbart, daß Denny Hamilton, falls dieser sich an irgendwas stieß, in allen Punkten entgegenkommen sollte. Wir konnten es uns nicht leisten, stundenlang rechtliche Aspekte auszuhandeln, die sich später ohnehin als bedeutungslos erweisen würden. Hamilton brachte verschiedene Einwände vor, Denny lenkte, nach kurzem Widerspruch, ein. Nach zwei Stunden hatten wir einen Vertrag, mit dem alle einverstanden waren. Hamilton brauchte ihn nur noch zu unterzeich-

nen, sowie er sich entschließen würde, dem Konsortium beizutreten.

Im Taxi, das uns ins Büro zurückbrachte, saß Hamilton in Schweigen versunken. Er starrte aus dem Fenster auf das rot-schwarz-graue Gewoge der Busse, Taxen und Geschäftsanzüge.

Nach fünf Minuten murmelte er etwas, das ich nicht ganz mitbekam.

»Wie bitte?«

»Das Ganze gefällt mir nicht«, sagte Hamilton.

Ich dachte einen Augenblick über seine Erklärung nach. »Und warum nicht?«

»Das geht alles zu glatt. Irgendwas stimmt daran nicht. Und Piper hat gelogen, als er erzählt hat, wie er von dem Deal gehört hat. Ich weiß zwar nicht, welches Spiel er spielt, doch irgendwas führt er im Schilde.«

Das gefiel mir nun wieder überhaupt nicht. Auf mich hatte Piper absolut überzeugend gewirkt, Hamilton jedoch hatte er nicht täuschen können. Ich wollte trotzdem nicht allzu offensichtlich darauf drängen, daß Hamilton bei dem Geschäft mitmachte, so verzweifelt ich das auch hoffte.

»Was kann er schon anrichten?« fragte ich. »Das Vertragswerk zumindest ist wasserdicht.« Was es in der Tat war. Grundsätzlich konnte weder Piper noch irgend jemand sonst im Hinblick auf das Konsortium etwas unternehmen, ohne zuvor De Jong & Co. zu fragen. De Jong konnte durch ein Vetorecht die Zu- und Abgänge jeglicher Vermögenswerte blockieren.

»Ich weiß nicht recht«, sagte Hamilton. »Ich komme

einfach nicht dahinter, was er im Sinn hat.« Er sah mich an. »Mit größeren Kursverlusten ist ja wohl tatsächlich nicht zu rechnen, oder?«

»Nein.« Ich hielt seinem bohrenden Blick stand. »Man weiß natürlich nie mit letzter Sicherheit, was sich hinter einem Unternehmen alles verbirgt, aber, und das ging ja schon aus meiner Analyse hervor: Wenn die Verbindlichkeiten für zwanzig Cent pro Dollar gehandelt werden, wäre ein Bankrott keine schlechte Sache; der Wert der Schuldtitle müßte steigen, so oder so.«

Hamilton sah mich an. Aus seinem Lächeln schien echte Zuneigung zu sprechen. »Ich bin froh, daß Sie an dieser Sache mitarbeiten. Ihnen zumindest kann man vertrauen.« Die Überraschung, die ein derartig offener, bis dahin einmaliger Sympathiebeweis von seiner Seite in mir auslöste, muß sich in meiner Miene ausgedrückt haben, denn Hamilton wandte sich verlegen ab und schaute wieder aus dem Fenster. »Es tut mir leid, daß Sie nicht mehr bei mir arbeiten können.«

Für einen Augenblick verspürte ich angesichts dieses Eingeständnisses eine Anwandlung von Stolz. Aber nur für einen Augenblick. Hamilton mochte mich ruhig für einen Menschen halten, dem er vertrauen konnte, ich würde ihm bald schon zeigen, wie sehr er sich irzte.

Wir kamen am Büro an, und ich entschuldigte mich, um »rasch einen Happen zu essen«. Von einer Telefonzelle zwei Ecken weiter rief ich Cash an.

»Hat Piper seine Sache nicht großartig gemacht?« fragte er.

»Ja, das dachte ich auch, aber Hamilton ist mißtrauisch.«

»Will er etwa nicht einsteigen?«

»So, wie er die Dinge augenblicklich sieht, nicht«, sagte ich.

»Was paßt ihm denn nicht?«

»Er traut Piper nicht und Ihnen wohl auch nicht. Er ist überzeugt davon, daß ihr irgendwas im Schilde führt, doch weiß er nicht, was. Und ich glaube fast nicht, daß er hartes Geld dafür riskieren wird, um das herauszufinden.«

»Mist«, sagte Cash. »Hören Sie, ich kann ihn bestimmt breitschlagen.«

»Das würden Sie nicht schaffen. Hamilton ist sowieso ziemlich mißtrauisch, was Sie angeht. Sie würden ihn nur in seinen schlimmsten Befürchtungen bestätigen.«

»Und wenn Piper noch mal mit ihm redet? Oder vielleicht können Sie ihn ja überzeugen.«

»Er wird nicht auf Piper hören. Und es sähe auch merkwürdig aus, wenn ich mich für den Deal stark machen würde. So geht es sicher nicht.«

Wir schwiegen beide nachdenklich.

»Wie sind Sie denn mit der Phoenix Prosperity klargekommen?« fragte ich.

»Jack Salmon findet die Idee großartig«, sagte Cash. »Doch er muß darüber nachdenken. Das heißt: sich mit Hamilton besprechen.«

»Und wir ahnen alle, was der bei seiner gegenwärtigen Einstellung sagen wird. Ich gehe jetzt was essen. Ich melde mich nachher noch mal«, sagte ich und legte auf.

Ich zermarterte mir den Kopf. Wir standen so nahe vor der Verwirklichung unseres Plans, und nun sah es tat-

sächlich so aus, als würde er wegen Hamiltons Argwohn womöglich in letzter Minute noch danebengehen.

Ich kaufte mir ein Sandwich, hockte mich damit auf ein kleines Klappstühlchen und geriet ins Grübeln. Ohne Erfolg. Bevor ich zurück ins Büro ging, rief ich noch einmal bei Bloomfield Weiss an. Cathy ging ran.

»Ich habe eine Idee«, sagte sie sofort.

Mein Puls beschleunigte sich. »Raus damit!«

»Hamilton mag ja Cash nicht trauen und auch Piper nicht und nicht mal dir, aber mir wird er glauben.«

»Du meinst, wenn du ihm sagst, daß er in das Geschäft investieren soll?« fragte ich zweifelnd.

»Nein, wenn ich ihm sage, daß er nicht investieren soll.« Sie erklärte mir ihre Idee.

Cathy rief um Punkt halb vier an. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich genau zu der Zeit vor Hamiltons Schreibtisch stand, in der Hoffnung, daß er mich würde mithören lassen. Und wie nicht anders zu erwarten, bedeutete er mir, sowie klar war, worüber Cathy sprechen wollte, den Hörer hochzunehmen.

Ich hörte, wie Cathys klare Stimme zögernd sagte: »Cash war sehr daran gelegen, daß ich doch mal hören sollte, ob Sie sich wegen Ihrer Beteiligung an dem Konsortium schon entschieden haben.« Es gelang ihr, etwas wie ein leichtes Widerstreben in ihre Stimme zu legen, als wolle sie die Antwort eigentlich gar nicht hören.

»Ich denke, es ist unwahrscheinlich, daß ich mitmache«, sagte Hamilton.

»Okay«, sagte Cathy. »Ich werde es Cash sagen. Er wird sehr enttäuscht sein.«

»Tun Sie das.«

Hamilton wollte schon auflegen, als es aus Cathy herausplatzte: »Darf ich Ihnen eine einzige Frage stellen?« Sie klang nervös.

»Ja?«

»Warum wollen Sie eigentlich nicht mitmachen?«

Hamilton schwieg. Dann aber schien er zu dem Schluß zu gelangen, daß es nicht schaden konnte, ihr die Wahrheit zu sagen, und erklärte: »Das Geschäft kommt mir nicht astrein vor. Ich weiß auch nicht, warum ich diesen Eindruck habe, doch irgendwas ist da im Gange, wovon Piper nicht reden wollte.«

»Ich bin froh, daß Sie das sagen und sich da raushalten wollen«, sagte Cathy jetzt schon mit ruhigerer Stimme. »Alle sind völlig überzeugt, daß diese Übernahme stattfinden wird. Ich weiß zwar nicht, woher sie die Information haben, aber ich mache mir Sorgen, daß das alles nicht legal ist.« Da war es wieder, der nervöse Unterton. »Ich würde mit der ganzen Angelegenheit lieber nichts zu tun haben. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ob ich das jemandem melden muß?«

Hamilton antwortete nicht.

Cathy fuhr fort: »Cash würde mich umbringen, wenn er das erführe. Und wenn dann am Ende mit dem Deal doch alles in Ordnung ist ...«

Hamilton wirkte eine Spur angespannt. Er hörte Cathy Wort für Wort aufmerksam zu. »Nein, das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun«, sagte er jetzt endlich. »Solange Sie nicht wissen, woher die Information stammt, dürfen Sie sich da nicht einmischen.«

»Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher.«

»Also gut.« Cathy schien aber noch Zweifel zu haben.

»Was wird Cash tun, wenn ich nicht investiere?«

»Na ja, da gibt es noch einen weiteren Investor in den USA, der darüber nachdenkt, und wenn der es nicht nimmt, dann haben wir noch Michael Hall von der Wessex Trust: Der ist bereit, die ganzen vierzig Millionen zu nehmen.«

Hamiltons Augen verengten sich. Michael Hall galt nicht nur unter Eingeweihten als ausgekochter Fuchs. Er war schon verschiedentlich in Zeitschriften porträtiert und für seine Fähigkeit gepriesen worden, zum richtigen Zeitpunkt zu kaufen und zu verkaufen. Hamilton weigerte sich zwar, Interviews zu geben, und behauptete, Hall als publicitysüchtig zu verachten, doch in Wirklichkeit neidete er ihm seinen Ruf. Wenn Mix N Match wirklich eine goldene Gelegenheit war und Hall zugriff und er nicht – das würde Hamilton sich nie verzeihen.

»Eine Kleinigkeit gibt es da, die verstehet ich nicht ganz«, sagte er jetzt. »Warum nur soll Piper ausgerechnet an mich gedacht haben?«

»Ach, das hat er gar nicht«, sagte Cathy. »Cash wollte das unbedingt. Tatsächlich glaube ich, daß er die treibende Kraft hinter der ganzen Sache ist. Ich glaube, er macht sich Sorgen, daß er De Jong, nachdem Paul unter so heiklen Umständen bei Ihnen hat gehen müssen, jetzt als Kunden verlieren könnte. Deshalb will er Sie um jeden Preis dabeihaben.«

»Verstehe.«

»Dann sage ich Cash also, daß Sie nicht interessiert sind?«

»Ja«, sagte Hamilton und legte auf.

Verdammter Mist, dachte ich. Cathy hatte ihre Sache ausgezeichnet gemacht, aber wie es aussah, biß Hamilton dennoch nicht an.

Rob kam herübergeschlendert. »Machen wir diese Mix-N-Match-Sache denn nun?« Hamilton lehnte sich zurück und strich sich wieder mal seinen Bart. »Das Mädchen redet zuviel«, sagte er.

»Ich glaube, sie hat Angst«, sagte ich. »Nur gut, daß wir da nicht einsteigen.«

»Ich denke nicht, daß wir das nicht tun«, sagte Hamilton. »Ich glaube ihr. Ich glaube, Cash weiß wirklich etwas, und uns so an der Angel halten zu wollen, das entspricht genau seiner Art. Ich werde den Teufel tun und zulassen, daß dieser Großkotz Hall sich das unter den Nagel reißt.«

»Dann machen wir es also?« fragte Rob.

»Ja.«

Hamilton rief Cash an. Als er am Apparat war, sagte er: »Cathy hört doch wohl nicht mit, oder?«

»Nein«, sagte Cash.

»Na ja, ich denke, Sie sollten etwas mehr auf sie aufpassen. Ich habe gerade mit ihr gesprochen und habe den Eindruck, sie ist ein bißchen ...«, Hamilton suchte nach dem passenden Wort, »besorgt wegen dieses Deals. Nur zu meiner eigenen Gewissensberuhigung: Da ist doch nichts Illegales dran an der Transaktion oder an der Art, wie Sie an die Information gekommen sind?«

»Also, Hamilton, Sie wissen doch, daß ich ehrlich bin«, ereiferte sich Cash. »Dieser Deal ist hundert Prozent koscher, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

Hamilton glaubte ihm selbstverständlich nicht, aber der gerissene Hund wollte sich absichern für den Fall, daß irgend etwas schiefgehen sollte.

»Gut. Also, dann bin ich mit zwanzig Millionen im Geschäft. Schicken Sie die Dokumente per Boten zur Unterschrift rüber. Und lassen Sie Cathy nicht wissen, daß ich mitmache. Halten Sie sie irgendwie von diesem Deal fern.« Er legte auf, wandte sich mir zu und lächelte. »Das wird klappen«, sagte er. »Ich weiß, daß es klappen wird.«

Ich kehrte an meinen Schreibtisch zurück, und als Hamilton kurz darauf mal raus mußte, rief ich Cathy an. Rob und die anderen schienen ausreichend in ihre Arbeit vertieft.

»Gut gemacht! Du warst glänzend!« sagte ich.

»Du meinst, er hat endgültig angebissen?«

»Endgültig.«

»Ich fahre morgen für vier Tage nach New York«, sagte Cathy. »Ich muß mich um ein paar Kunden kümmern, die Cash und ich, als wir drüben waren, getroffen haben. Halt mich auf dem laufenden. Cash wird dir sagen können, wo ich jeweils bin.«

»Keine Sorge, das mache ich«, sagte ich. Ich hatte irgendein ungutes Gefühl. »Cathy?«

»Ja?«

»Nimm dich vor Waigel in acht.«

»Wieso?«

»Nur einfach so. Er ist gefährlich.«

»Mach dir keine Sorgen. Ich werde kaum in seine Nähe kommen. Außerdem besteht ja für ihn kein Anlaß, sich meinetwegen zu beunruhigen.«

»Wahrscheinlich hast du recht.« Ich war jedoch nicht überzeugt davon.

Die Dokumente wurden noch am selben Nachmittag unterzeichnet, und Hamilton erteilte den Auftrag, zwanzig Millionen Dollar auf das Konto der neuen Zweckvereinigung einzuzahlen. Die Phoenix Prosperity unterzeichnete ebenfalls noch am selben Nachmittag und überwies zwanzig Millionen Dollar auf dasselbe Konto. Cash behauptete später, Jack Salmon sei gar nicht zu halten gewesen und habe sich schrecklich aufgeregt, weil sein Chef ihm nicht auf der Stelle grünes Licht gegeben hatte. Piper unterschrieb zwar die Subskriptionsvereinbarung, zögerte die Überweisung seiner zwanzig Millionen Dollar auf das Konto der Gemeinschaft jedoch hinaus.

So war das Konsortium binnen vierundzwanzig Stunden ins Leben gerufen worden und hatte einen Fonds von vierzig Millionen zur Disposition.

Während der nächsten zwei Tage hatte ich große Mühe, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren oder auch nur so zu tun, als konzentrierte ich mich. Hamilton war natürlich cool wie immer und vergewisserte sich lediglich einmal, daß der Kurs der Mix-N-Match-Anleihen nicht gefallen war.

Sobald Denny als Treuhänder des Konsortiums bestätigte, daß alle Gelder eingetroffen waren, handelte ich. Ich hatte nicht viel Zeit: Ich mußte die knappe Viertelstunde

abwarten, in der Hamilton seinen Schreibtisch verließ, um sich ein Sandwich zu kaufen. Die meisten anderen waren ebenfalls zum Mittagessen, allerdings saß Stewart, Debbies Nachfolger, an seinem Schreibtisch und blätterte eine Fachzeitschrift durch. Er würde womöglich mitbekommen, was ich da machte. Damit mußte ich leben.

Als erstes rief ich Denny an. Über die Leitung, deren Gespräche aufgezeichnet wurden, verkaufte ich unsere Zwanzig-Millionen-Tremont-Capital-Position, die von De Jong gehalten wurde, zu pari an das Konsortium. Dann verkaufte ich De Jongs Zwanzig-Millionen-Dollar-Anteil am Konsortium ebenfalls zu pari an das Konsortium zurück. Das dauerte nur eine Minute. Stewart warf mir einen kurzen Blick zu, während ich telefonierte, und widmete sich wieder seiner Zeitschrift.

Dann holte ich zwei Auftragszettel heraus und trug die Einzelheiten der Geschäfte ein, die ich gerade abgeschlossen hatte.

Wenn die Auftragszettel bearbeitet waren, würde das bedeuten, daß die Tremont-Capital-Anleihen von der Chase Manhattan Bank, wo sie für De Jong verwahrt wurden, an die Depotbank des Konsortiums, die Barclay's, transferiert würden. In gleicher Weise würden die Anteilsscheine des Konsortiums, die De Jong gerade von Denny Clark erhalten hatte, durch Boten zurückgebracht werden. Und das wichtigste: De Jongs Bank würde unterrichtet werden, daß eine Einzahlung von vierzig Millionen Dollar des Konsortiums zu erwarten war.

Ich sah auf die Uhr. Viertel nach eins. Genau die richtige Zeit für ein Sandwich.

Während ich in dem kleinen Sandwichladen Schlange stand, ließ ich mir alles noch ein weiteres Mal durch den Kopf gehen. Unterm Strich bedeutete dieses ganze Hin und Her, daß De Jong die zwanzig Millionen zurück erhalten hatte, die die Firma für die gefälschten Tremont-Capital-Anleihen bezahlt hatte. Das Konsortium verfügte jetzt über zwanzig Millionen Dollar in Form von Anleihen der Tremont Capital, die wiederum durch den Zwanzig-Millionen-Aktienanteil der Phoenix Prosperity finanziert worden waren. Da das ganze Vermögen der Tremont Capital in ihrer Beteiligung an der Phoenix Prosperity oder »Uncle Sam's Geldmaschine« bestand, hatte die Phoenix Prosperity letztlich ihre eigenen Aktien zurückgekauft. Wenn man das alles auseinanderfieselte, ergab sich also, daß die zwanzig Millionen Dollar, die De Jong & Co. via Tremont Capital in die Phoenix Prosperity investiert hatte, zurückgezahlt worden waren. Alles, wie es sich gehörte.

Ich war zufrieden mit mir. Ich hatte Hamilton mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Debbie konnte ich zwar nicht wieder lebendig machen, doch immerhin würde ihr Mörder seiner gerechten Strafe zugeführt werden, De Jong würde sein Geld wiederbekommen, und ich würde einer Mordanklage entgehen. Alles in allem ein zufriedenstellendes Ergebnis.

Ich kehrte mit einem Schinken-Käse-Sandwich in einer Papiertüte in der einen und einem Becher schwarzen Kaffees in der anderen Hand an meinen Schreibtisch zurück. Der Kaffee von der Imbißstube war viel besser als das Zeug, was aus unserem Automaten tröpfelte. Stewart war

auch auf einen Sprung weggegangen, um einen Happen zu essen. Die einzigen zwei Menschen im Raum waren Hamilton, der völlig versunken in irgendeine Arbeit schien, und Rob, der über der Financial Times, die aufgeschlagen auf seinem Tisch lag, ein Sandwich mampfte.

Ich setzte mich und streckte die Hand nach den Auftragszetteln aus.

Sie waren nicht mehr da.

Ich durchwühlte die Unterlagen auf meinem Schreibtisch. Ich blätterte den Stapel Prospekte durch. Hatte ich sie etwa in die Verwaltung gebracht? Nein. Vielleicht hatte ich sie in meine Aktenmappe gesteckt? Ich war mir ganz sicher, daß das nicht der Fall war, schaute aber trotzdem nach. Nichts. Hatte ich sie versteckt? Auch nicht. Endlich erinnerte ich mich, was ich mit ihnen gemacht hatte. Ich hatte sie zwischen zwei Prospekte geschoben. Und sie waren nicht mehr da.

Mein Herz begann schneller zu schlagen. Ich holte tief Luft und drehte mich um. Hamilton stand hinter mir und hielt die Abschnitte in der Hand. Er las sie durch.

»Was ist das, Paul?« fragte er in neutralem Tonfall.

Ich stand auf und lehnte mich gegen meinen Schreibtisch, so daß ich ihm ins Gesicht sah. Ich versuchte, beißig zu klingen. »Diese Auftragszettel holen De Jong das Geld aus der Tremont-Transaktion zurück«, sagte ich.

»Sehr schlau gemacht«, antwortete er. Er sah auf und starre mich an. Seine kalten, blauen Augen durchdrangen die schwache Hülle meiner Nonchalance und legten meine verborgenen Gedankengänge bloß. Er wußte Bescheid.

»Sie haben sich die Tremont Capital ausgedacht«, sagte ich. Meine Stimme klang leise und dünn, als gehörte sie einem anderen. »Sie haben Debbie umgebracht.«

Hamilton starrte mich immer nur weiter an.

Wut kochte in mir hoch. Wie hatte das alles nur jemand tun können? Wie konnte Hamilton dazu fähig sein? Der Mann, der mein Lehrmeister gewesen war, der mir geduldig alles beigebracht hatte, was ich vom Geschäft wußte, der mich zu außergewöhnlichen Leistungen angespornt hatte, war nichts als ein Dieb und ein Mörder. Trotz oder vielleicht gerade wegen seiner kühlen Art war Hamilton mehr als nur ein Chef für mich gewesen: Er war ein Mentor, ein Vorbild, ein Vater gewesen. Und die ganze Zeit über hatte er mich nur benutzt, bis er mich schließlich fallengelassen hatte.

»Warum haben Sie das getan?« stieß ich mit zusammengebissenen Zähnen hervor. Ich war so wütend, daß ich die Worte nur mit Mühe herausbrachte. »Warum mußten Sie alles kaputt machen, was wir hier haben? Und warum haben Sie Debbie umgebracht?« Die Stimme versagte mir, als ich die letzten Worte aussprach.

»Nun beruhigen Sie sich mal, junger Mann«, sagte Hamilton. »Wozu diese ganze Gefühlsduselei?«

Das brachte das Faß zum Überlaufen. »Was soll denn das heißen: Beruhigen Sie sich mal?« brüllte ich. »Begreifen Sie nicht, was Sie angerichtet haben? Für Sie ist das alles nur irgend so ein Scheißspielchen, wie? Aber Menschen lassen sich nicht einfach so weggeschmeißen, wenn sie Ihnen im Weg stehen.« Ich rang nach Atem. »Ich habe Sie respektiert. Mein Gott, wie sehr ich Sie respektiert ha-

be. Ich kann gar nicht glauben, wie unsäglich blöd ich war. Und ich frage mich, warum Sie mich nicht auch einfach umgebracht haben.«

Hamilton starrte mich an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Da haben Sie recht«, sagte er. »Ich hätte Sie umbringen sollen. Das war ein Fehler. Ich war zu weich. Es war traurig, daß Debbie sterben mußte, aber es war die einzige Lösung.«

Ich mußte dem Drang widerstehen, Hamilton mit aller Macht ins Gesicht zu schlagen. Ich sah zu Rob hinüber, der kerzengerade auf seinem Stuhl saß und uns beobachtete.

»Der da steckt vermutlich auch mit drin«, sagte ich verächtlich.

»Ach, Rob ist nur ein verängstigter kleiner Insidertrader«, sagte Hamilton. »Er hat auch seine fünfhundert Pfund an den Gypsums verdient, und nun hat er Angst, seinen Job zu verlieren wie Sie. Also habe ich ihn gebeten, der Polizei doch eine kleine Geschichte zu erzählen. Allerdings scheint ihm das geradezu Vergnügen bereitet zu haben. Ich glaube nicht, daß er Sie besonders gut leiden kann.«

Rob wurde rot und rutschte auf seinem Stuhl hin und her.

»Und Debbies Ohrring haben Sie vermutlich auch in meiner Wohnung plaziert?«

Hamilton zuckte nur mit den Achseln.

Ich beruhigte mich. »Aber jetzt ist es vorbei mit Ihnen.«

Ein dünnes Lächeln umspielte Hamiltons Lippen. »Nein, das ist es nicht.« Er klang zuversichtlich.

»Was meinen Sie damit?« fragte ich.

»Sie werden jetzt diese Auftragszettel da zerreißen.«

»Tun Sie's doch!« antwortete ich höhnisch.

Hamilton lächelte wieder und griff nach dem Telefonhörer auf dem Schreibtisch hinter sich. Er wählte elf Zahlen. Amerika.

»Dick? Hamilton.« Eine Pause trat ein, in der Waigel antwortete. »Hör zu, Dick, kann sein, wir kriegen hier Ärger. Ich kann dir das im Augenblick nicht erklären. Aber wenn ich in fünf Minuten nicht zurückrufe, dann greif dir unsere Freundin Cathy und tu, was wir abgesprochen haben. Danach verläßt du dein Büro und verschwindest. Verstanden?«

Mir wurde schlagartig kalt. Cathy!

Wieder trat eine Pause ein, in der Waigel eine rasche Antwort gab. Hamilton sah auf die Wanduhr. »Okay, hier ist es jetzt dreizehn Uhr dreiunddreißig. Wenn ich mich bis dreizehn Uhr achtunddreißig nicht wieder gemeldet habe, dann tu's.«

Er legte den Hörer auf und wandte sich mir zu. »Cathy hat mir Kopfzerbrechen bereitet, seit sie mir eröffnet hat, mit dem Gedanken zu spielen, wegen Cash und Piper zu ihren Chefs zu gehen. Also habe ich, eine reine Vorsichtsmaßnahme, Waigel gebeten, jemanden anzuheuern, der sie beschattet, so daß wir schnell an sie herankommen, falls wir sie brauchen.«

Cathy! schrie es in mir. Nicht auch noch Cathy! Sie war jetzt irgendwo in New York, und irgend so ein Schwein folgte ihr, beobachtete sie und wartete auf das Zeichen von Waigel, sie umzubringen. Das durfte ich nicht zulas-

sen! Oder ob Hamilton etwa nur bluffte? Ich mochte nicht ausschließen, daß er zu so etwas imstande war. Und wenn er bluffte, dann würde er es überzeugend tun, darüber war ich mir im klaren.

Hamilton folgte meinem Gedankengang. »Sie glauben mir nicht?« sagte er. »Das Risiko wollen Sie doch wohl nicht eingehen. Vielleicht lüge ich, aber auf diese minimale Chance hin werden Sie Cathys Leben sicher nicht aufs Spiel setzen wollen.«

Er hatte recht. Es wäre leichtfertig von mir, auf einen Bluff zu bauen, und Hamilton wußte, daß ich das nicht tun würde.

Sein starrer Blick blieb unentwegt auf mich gerichtet und deutete jede meiner Reaktionen. Er lächelte. »Sie mögen unsere Cathy, wie? Sie ist mehr für Sie als nur irgendeine Wertpapierverkäuferin?« Er lachte in sich hinein. »Dann werden Sie diese Aufträge jetzt wohl endgültig zerreißen müssen, hm?«

Ich war wütend. Er hatte recht: Ich hatte keine Wahl.

Doch ich haßte diesen Schritt. Ich haßte es, von ihm ausgetrickst zu werden, wo ich so nah daran war, ihn auszuhebeln. Da stand er nun vor mir, mit einem kleinen Lächeln wog er alle Gesichtspunkte ab und lag völlig richtig mit seiner Einschätzung. Wie üblich.

Ich schaute auf die Uhr. Ein Uhr fünfunddreißig. Noch drei Minuten, bis er Waigel anrufen mußte.

Hamilton sagte: »Und nachdem Sie diese Zettel zerrissen haben, schreiben Sie ein paar neue aus und erwerben den Anteil der Phoenix Prosperity an dem Konsortium für zwanzig Millionen Dollar, Abrechnungstermin heute.

Ich möchte, daß Sie die Verwaltung anweisen, das Geschäft unverzüglich abzuwickeln und Sie zurückzurufen, sowie der Transfer der Summe bestätigt worden ist. Ich werde Sie dabei beobachten.«

Wenn ich Hamiltons Anweisung folgte, bedeutete das, daß die Phoenix Prosperity ihre zwanzig Millionen Dollar am Ende doch nicht verlor.

Hamilton fuhr fort: »Ich werde Dick Waigel alle fünf Minuten anrufen. Wenn Sie versuchen, krumme Sachen zu machen, oder er nichts von mir hört, ist Cathy tot.«

Ich seufzte. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu tun, was Hamilton verlangte. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und holte ein paar unbeschriebene Auftragszettel heraus. In diesem Augenblick leuchtete ein Lämpchen am Telefon auf. Hamilton streckte die Hand aus, um mich am Abnehmen zu hindern, aber ich war schneller.

»Paul, hier ist Robert Denny.«

»Oh, hallo«, sagte ich.

»Ich weiß, daß Sie jetzt nicht reden können«, sagte er, »aber wir sind soweit, daß Sie mit Hamilton und Rob herkommen können. Die Polizei wartet bereits.«

»Powell?«

»Inspektor Powell ist hier und auch sein Chef, Oberinspektor Deane. Außerdem noch zwei Männer vom Betrugsdezernat. Auch bei Ihnen unten stehen ein paar Beamte. Und das FBI wartet auf unseren Anruf, um sich Waigel in New York zu greifen.«

Hamilton konnte zwar nicht hören, was Denny sagte, aber er beobachtete mich eindringlich. Ich starrte zur

Wanduhr hinauf. Ein Uhr siebenunddreißig. Hamiltons Blick folgte meinem. »Noch eine Minute«, sagte er.

»Stehen die etwa direkt vor seinem Büro?« fragte ich Denny.

»Warten Sie«, sagte er. Ich hörte gedämpfte Stimmen vom anderen Ende der Leitung. Es dauerte ewig, ich beobachtete den Sekundenzeiger, der auf die Zahl zwölf zurraste. Ich wußte, unsere Uhren gingen auf die Sekunde genau, und hoffte, daß Waigels genauso präzise war. »Ja, sie sind direkt dort.«

»Ich werde Dick Waigel nicht anrufen, wenn Sie nicht sofort auflegen«, sagte Hamilton. Ich sah ihn an. Er meinte es ernst.

In meinem Hirn arbeitete es fieberhaft. Eine solche Chance, Hamilton das Handwerk zu legen, würde ich nicht noch einmal bekommen. Ich konnte ihn nicht einfach so seiner Wege gehen lassen. Ich faßte einen Entschluß.

»Hören Sie genau zu«, sagte ich zu Denny und sprach sehr schnell. »Sagen Sie dem FBI, daß sie Waigel auf der Stelle festnehmen sollen, und die Männer unten sollen schnellstens hochkommen. Beeilen Sie sich! Wir haben nur Sekunden Zeit! Ich erkläre Ihnen alles später.«

»In Ordnung«, sagte Denny und legte auf.

Mein Herz pochte wild. Ich sah Hamilton direkt ins Gesicht. Aus seinen weit aufgerissenen Augen sprach Überraschung. Damit hatte er nicht gerechnet.

»Ich habe nicht geblufft«, sagte er. »Cathy ist tot.«

Er bückte sich langsam, nahm seine Aktenmappe und entfernte sich rückwärts in Richtung Tür, den Blick unentwegt auf mein Gesicht gerichtet.

Aus dem Augenwinkel bekam ich mit, daß irgend etwas auf den Schreibtisch neben Hamilton zuschoß. Rob setzte darüber hinweg, ein Computer fiel krachend zu Boden, und er stürzte sich auf Hamilton. Die beiden schlugen hart auf den Boden, aber Hamilton gelang es, sich wieder hochzurappeln. Ich ging auf ihn los. Er wehrte sich, doch Rob stand mir bei, und binnen weniger Augenblicke hatten wir ihn am Boden, Rob auf den Beinen, ich auf seinen Schultern kniend.

»Fessle ihm die Hände«, schrie Rob.

Ich sah mich nach etwas um, das sich als Fessel benutzen ließ, und griff nach dem Kabel des Computers, der zertrümmert am Boden lag. Ich riß es heraus und versuchte es Hamilton um die Hände zu schlingen. Das war nicht leicht. Obwohl wir zu zweit waren, bäumte Hamilton sich auf und trat um sich.

»Halten Sie still!« brüllte ich.

Hamilton achtete nicht darauf, und irgendwie gelang es ihm, Rob mit aller Kraft in die Rippen zu treten.

Ich nahm das Kabel und schlang es ihm um den Hals, um seinen Kopf zurückzureißen.

»Halten Sie still, habe ich gesagt!«

Hamilton bäumte sich auf und warf mich fast von seinen Schultern ab. Ich riß das Kabel mit einem harten Ruck zurück. Eine unbändige Wut packte mich. Hier lag der Schweinehund, der mich betrogen und getäuscht hatte, ein Betrüger, Lügner und ein Mörder. Cathy! Vielleicht hatte er auch sie noch auf dem Gewissen!

Ich knirschte mit den Zähnen und riß stärker. Das Blut rauschte mir in den Ohren. Der Körper unter mir hörte

auf, sich zu bewegen. Mit halbem Ohr hörte ich Rob meinen Namen rufen.

Dann spürte ich, wie kräftige Hände nach dem Kabel griffen und es mir entrissen. Andere Hände zerrten mich von Hamilton weg. Ich starrte auf ihn nieder. Sein Kopf war auf den Boden gesackt, und er schnappte keuchend nach Luft. Speichel lief ihm aus dem Mund. Sein Gesicht war krebsrot.

Ich sackte auf einen Stuhl, und mein Zorn verebbte. Eine Stimme in meinem Kopf sagte mir, daß ich froh sein konnte, ihn nicht umgebracht zu haben. Ein Polizist kniete über Hamilton, ein anderer hatte die Arme fest auf meine Schultern gelegt. Zwei weitere beobachteten die Szene, und einer davon sprach eindringlich in sein Walkie-talkie.

Ich kam zur Besinnung. Cathy! Ich stürzte an meinen Schreibtisch und rief Denny an.

Binnen Sekunden hatte ich ihm und Oberinspektor Deane berichtet, was passiert war. Deane hatte ein paar Fragen.

Ich beantwortete sie nicht. Ich mußte erst wissen, was mit Cathy war. »Hat das FBI Waigel geschnappt?« fragte ich atemlos. »Hatte er den Killer schon verständigt? Könnten Sie das bitte klären?«

»Mache ich«, sagte Deane. Ich bekam undeutlich mit, daß über Funk gesprochen wurde, ohne die Worte zu verstehen. Währenddessen legten zwei der Polizisten Hamilton Handschellen an und schleppten ihn aus dem Büro. Er keuchte immer noch. Ich war froh, ihn aus den Augen zu haben.

Nach einer unendlich scheinenden Minute kam Deanes Stimme wieder aus dem Telefon. »Sie haben Waigel geschnappt«, sagte er.

»Hatte er schon telefoniert?«

»Er hat gerade den Hörer aufgelegt, als sie in sein Büro kamen.« Deanes Stimme war grimmig. »Er will nicht sagen, wen er angerufen hat, aber so, wie er sich aufführt, gehen die FBI-Männer davon aus, daß es der Killer gewesen sein muß.«

Oh, mein Gott. Ich hatte alles vermasselt. Cathy, Cathy, Cathy!

»Mr. Murray?« Deanes Stimme war eindringlich. »Wir müssen herausbringen, wo sie ist.«

»Ich erkundige mich.«

Ich ging aus der Leitung und rief Cash an.

»Hallo?«

»Cash. Alles geht schief. Waigel hat einen Killer auf Cathy angesetzt. Wissen Sie, wo sie ist?«

»Was ist denn los? Ich dachte, Sie würden heute nachmittag zu Denny rübergehen. Was ist passiert?«

»Hören Sie, ich habe es verdammt eilig. Sagen Sie mir nur, wo Cathy ist!«

»Okay, okay. Ich habe ihren Terminplan hier. Warten Sie mal.«

Na los schon! Ich beschwor ihn stumm, sich zu beeilen.

»Hier steht es: Sie hat um neun einen Termin bei der Arab Investment. Die ist in der Madison Avenue, Nummer 520. Und sie wohnt im Interconti. Wie ich sie kenne, ist sie wahrscheinlich im Augenblick zu Fuß dahin unterwegs.«

»Danke. Wir reden später.«

Ich legte auf und rief Deane wieder an. Ich teilte ihm mit, was Cash mir gesagt hatte. »Gut«, sagte er. »In New York müßte es jetzt, warten Sie, zehn vor neun sein. Sie müßte also ganz in der Nähe sein. Ich setze das FBI darauf an.«

Ich legte auf. Zusammengesunken hockte ich an meinem Schreibtisch und starre die Monitore an. Die grünen Ziffern und Buchstaben vor meinen Augen drangen nicht in mein Hirn. In Gedanken war ich auf der Madison Avenue und hielt nach Cathy Ausschau.

Die Uhr tickte laut. Die Polizeifunkgeräte im Hintergrund knisterten. Ich befand mich in meiner üblichen Position: am Schreibtisch und auf einen Anruf wartend. Nur daß diesmal kein Geld auf dem Spiel stand, sondern Cathys Leben.

Wie hatte ich nur so dumm sein können? Warum war ich das Risiko eingegangen? Es ging schließlich nicht nur um irgendein Geschäft! Ich Idiot! Ich verdammter Idiot!

Ein Lämpchen leuchtete auf. Ich nahm ab. Undeutlich hörte ich Verkehrslärm.

»Paul! Hier ist Cathy« Ich konnte ihre Stimme kaum hören. Sie sprach gepreßt, im Flüsterton. Aber, mein Gott, sie lebte! Bis jetzt wenigstens noch.

»Ja?«

»Ich habe Angst. Ein Mann folgt mir, ich bin mir vollkommen sicher. Er ist mir den ganzen Weg vom Hotel nachgegangen.«

»Was macht er jetzt?«

»Er lehnt an der Mauer einer Kirche und liest Zeitung. Er tut ganz vertieft.«

»Ist viel Betrieb?«

»Ja. Ich stehe an einem Telefon ganz dicht bei der Fifth Avenue. Genau am Eingang der U-Bahn an der 53.«

»Warte.« Ich drehte mich um und gab die Information an den Polizisten hinter mir weiter, der sie in sein Funkgerät sprach.

»Paß auf, Cathy, bleib einfach dort, wo du bist. Die Polizei wird in wenigen Minuten dort sein. Bleib am Telefon.«

»Wer ist denn das? Was will er?« Cathy klang verängstigt.

»Waigel hat ihn auf dich angesetzt. Aber mach dir keine Sorgen, im Moment scheint er ja noch nichts unternehmen zu wollen.« Ich versuchte, so zuversichtlich wie möglich zu klingen, und hoffte, recht zu haben, doch eigentlich wußte ich es auch nicht.

Wir blieben am Telefon, zu angespannt, um sprechen zu können.

Der New Yorker Straßenlärm kam knisternd durch die Leitung, Autogeräusche, Gesprächsfetzen von Passanten.

Ich beobachtete den Sekundenzeiger, der an der Uhr über mir weiterkroch. Wo die Polizei wohl inzwischen war? Während der Stoßzeit hatten es auch die Streifenwagen schwer.

Ich schreckte hoch. Wo war Cathy? Ich konnte sie nicht hören. »Cathy?«

»Ja, Paul, ich bin hier.«

Erleichterung.

»Hat der Mann sich von der Stelle gerührt?«

»Nein, er steht immer noch drüben an der Kirche.«

»Gut. Sag mir Bescheid, wenn er sich bewegt, ja?«

»Paul, ich habe Angst.« Cathys Stimme klang sehr verzagt und ganz weit weg.

»Nur ruhig, jetzt dauert es nicht mehr lange.«

Dann hörte ich es. Das lauter werdende Sirenengeheul.

»Oh, Gott!« sagte sie. »Er kommt über die Straße. Er kommt direkt auf mich zu!«

»Laß den Hörer los und lauf!« schrie ich. »Lauf!«

Ich hörte den Hörer gegen etwas Hartes schlagen.  
Dann einen Knall und das Splittern von irgendwas.

Für einen Sekundenbruchteil herrschte Stille.

Dann setzten Schreie ein. Frauen kreischten, Männer brüllten, die Sirenen wurden lauter. Ein Schrei: »Er hat sie erwischt!« Eine andere Stimme: »Sie blutet!« Die Sirenen wurden sehr laut. Kräftige Polizistenstimmen befahlen den Leuten, Platz zu machen, zurückzutreten.

»Cathy!« schrie ich. »Cathy!«

Dann kam ihre Stimme. Cathys liebe Stimme. Gepreßt zwar, schluchzend, aber doch ihre Stimme. »Paul?«

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Ja. Er hat eine Frau getroffen, mir fehlt nichts. Mir fehlt nichts.«

## 23

Ich beobachtete den Monitor vor mir mit Genugtuung. Während des Vormittags hatte der Staatsanleihenmarkt eine flotte Rallye hingelegt, er hatte jetzt einen Tagesgewinn von eineinhalb Punkten. Hamilton hatte das Portfolio wie gewöhnlich perfekt positioniert. Wir würden ei-

niges Geld verdienen. Ich hatte gerüchteweise von einer neuen großen Emission für die Weltbank gehört, die am Nachmittag erfolgen sollte, und ich wollte dafür sorgen, daß ich ein Stück davon abbekam. Bei der positiven Stimmung auf dem Eurobondmarkt würde sie sofort einen Kurssprung machen.

Ich sah auf die Uhr. Schon zwanzig nach zwölf! Dabei schien erst eine Stunde vergangen zu sein, seit ich um halb acht an meinem Schreibtisch erschienen war, um zum erstenmal wieder richtig zu arbeiten, seit ich entlassen worden war. Es war ein gutes Gefühl. Jeff war jetzt zwar nominell unser Vorgesetzter, aber er hatte schon durchblicken lassen, daß er mir eine Menge Spielraum gewähren wollte. Ich war zuversichtlich, daß ich sein Vertrauen rechtfertigen würde.

Um halb eins sollte ich Denny, Cash und Cathy im Bill Bentley's treffen. Denny hatte uns alle zum Essen eingeladen. Ich griff nach meinem Jackett und eilte zum Lift.

Als ich im Erdgeschoß ausstieg, sah ich Rob dort auf jemanden warten. Ich übersah ihn und durchquerte das Foyer, um durch die Drehtür zu gehen.

»Paul!« Ich blieb stehen. Er rief mir nach. »Hast du 'ne Minute Zeit?« Er wies mit dem Kinn auf eine ruhige Ecke der Eingangshalle. Ich folgte ihm zögernd.

Wir setzten uns nicht, sondern blieben neben den Stühlen dort stehen. Rob trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Ich hatte nicht die Absicht, ihm zu helfen. Endlich hob er den Blick und nahm seinen ganzen Mut zusammen. »Es tut mir wirklich leid, daß ich die Polizei angelogen habe, was dich betrifft.«

Ich sagte nichts. Ich würde Rob unmöglich verzeihen können. Was mich betraf, war es mit unserer Freundschaft vorbei.

»Die letzten Monate waren für mich eine schlimme Zeit«, fuhr Rob fort. »Eine sehr schlimme. Ich habe viele Dinge getan, die ich bereue. Ich wollte dir nur sagen, daß mir das, was passiert ist, aufrichtig leid tut.«

»Okay«, sagte ich in neutralem Ton. Ich wußte, daß Rob in Schwierigkeiten steckte. Die TSA untersuchte jetzt auch den Ankauf von Gypsum-Aktien, den er in aller Heimlichkeit getätigt hatte, und die Polizei war ganz und gar nicht erbaut von seinen irreführenden Zeugenaussagen. Immerhin hatte Rob versprochen, gegen Hamilton auszusagen, und bei seiner Verhaftung mitgewirkt, was zu seinen Gunsten sprach. Was immer auch geschehen mochte, seinen Job bei De Jong & Co. war er wahrscheinlich los. Ich war froh darüber. In meinen Augen war Rob zwar eher schwach als bösartig, doch ich hatte weiß Gott keine Lust, ihm jeden Tag begegnen zu müssen.

»Wie geht es Cathy?« fragte Rob.

»Gut. Es geht ihr gut.«

»Schön. Sie ist ein wundervolles Mädchen. Verlier sie nicht.«

Es mußte Rob schwer gefallen sein, mir das mit Cathy zu verzeihen.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte ich und eilte auf den Ausgang zu. Als ich durch die Drehtür hinausging, kam ein sehr großes blondes, vielleicht zwanzigjähriges Mädchen herein. Sie trug ein schlabbiges T-Shirt, keinen BH und sehr kurze Wildledershorts, die endlos lange, goldbraune

Beine sehen ließen. Alle Köpfe wandten sich um, meiner inbegriffen. Ich blieb gerade lange genug stehen, um zu sehen, wie sie hüftschwingend in die Richtung weiterging, wo Rob stand. Sein Gesicht leuchtete auf, und als er ihr entgegenging und ihr einen Kuß gab, nahm sein Gesicht jenen Ausdruck an, den ich nur zu gut bei ihm kannte.

Wie machte er das bloß? Was fanden sie bloß an ihm? Ich schüttelte verwundert den Kopf und schlug die Richtung zum Restaurant ein.

Ich stieg genau um halb eins die Stufen zum Bill Bentley's hinab. An der Bar herrschte Gedränge. Denny hatte einen Tisch im Untergeschoß bestellt.

Denny, Cash und Cathy waren bereits da. Cash und Denny schüttelten mir herzlich die Hand. Cathy gab mir einen Kuß. Es war herrlich, sie gesund und munter wiederzusehen.

»Ich freue mich, daß du wieder da bist.«

»Ich auch.«

Die New Yorker Polizei war bisher erfolglos hinter dem Mann her gewesen, der auf Cathy geschossen hatte, und man hatte ihr geraten, die Reise besser abzukürzen. Nur für den Fall ... Sie glaubten jedoch nicht, daß auf längere Sicht noch irgendwelche Gefahr bestand. Jetzt, da Waigel und Hamilton im Gefängnis saßen, war es sehr unwahrscheinlich, daß sie weiter verfolgt wurde.

»Mein Gott, was habe ich mich gesorgt, als ich diese Schreie durchs Telefon hörte«, sagte ich.

»Du hast dich gesorgt? Ich war rasend vor Angst! Gott sei Dank ist die Frau nicht schlimm getroffen worden.«

Cash goß mir ein Glas aus der offenen Champagnerflasche ein, die in einem Kübel neben dem Tisch stand. »Auf uns alle!« sagte er und nahm einen kräftigen Schluck. »Und auf Hamiltons Urlaub. Ich bin zuversichtlich, daß er von langer Dauer sein wird.«

Wir tranken Champagner, und ich fühlte mich herrlich. Ich hatte meinen Job wieder und würde es mir jetzt doch leisten können, das Häuschen meiner Mutter zu kaufen. Und ich konnte weiter mit Wertpapieren handeln. Aber das Wichtigste überhaupt: Ich hatte Cathy. Ich fing ihren lächelnden Blick ein, mit dem sie mich über ihr Glas hinweg ansah.

Ich wandte mich an Denny. »Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, Ihnen richtig zu danken«, sagte ich.

Denny hob abwehrend die Hand. »Aber nicht doch. Es war mir ein aufrichtiges Vergnügen, Ihnen zu helfen. Debbie war eine gute Anwältin. Ich bin froh, daß ich dabei mithelfen konnte, ihren Mörder hinter Schloß und Riegel zu bringen.«

Wir bestellten unsere Menüs, und Cash verlangte eine weitere Flasche Champagner.

»Haben Sie irgendwas von Jack Salmon gehört?« fragte ich ihn.

»Ich habe gestern mit ihm gesprochen«, sagte er. Cash schwieg, während der Kellner einen Suppenteller vor ihn hinstellte. »Er ist vollkommen in Panik. Er sagt, die Untersuchungskommission hätte sich eingeschaltet. Natürlich behauptet er, von alledem nichts gewußt zu haben, doch ich bezweifle, daß er die nächste Woche überstehen wird.«

»Wieder ein Kunde den Bach runter«, sagte ich.

»Ja, leider«, sagte Cash. »Und die Phoenix Prosperity wird eine bankrote Sparkasse mehr sein, die der US-Regierung gehört. Immerhin werden die noch haufenweise Anleihen zu verkaufen haben.« Cash schwieg einen Augenblick und dachte über die Möglichkeiten nach, die sich daraus ergaben.

In diesem Augenblick trat ein Kellner an unseren Tisch.

»Ein Anruf für Mr. Murray«

Cashs Blick folgte mir, als ich zur Bar hinüberging und den Anruf entgegennahm. Es war Jeff.

»Paul, gut, daß ich Sie erreiche. Es kommt gleich ein neuer Jumbodeal für die Weltbank heraus. Sieht sehr preiswert aus. Harrison Brothers ist der Konsortialführer. Könnten Sie schnell rüberkommen?«

»Bin gleich da«, sagte ich und legte auf.

Ich kehrte zum Tisch zurück und entschuldigte mich.

Cashs Augen verengten sich argwöhnisch. »Was war denn?«

»Ach, ich muß bloß los und ein paar Anleihen kaufen.« Ich zwinkerte Cathy zu, die breit zurückgrinste, und schon eilte ich aus dem Restaurant, wobei Cash mich vergeblich einzuholen versuchte.

»He, warten Sie doch«, rief er mir nach. »Was ist das für ein Deal? Wer hat die Hand drauf? Ich bin sicher, Bloomfield Weiss kann Ihnen da sehr behilflich sein. Unternehmen Sie nichts, ehe ich nicht wieder an meinem Schreibtisch bin!«

Ich achtete nicht auf ihn und eilte ins Büro zurück,

während ich im Kopf bereits überschlug, wie viele Weltbank-Anleihen ich kaufen würde.

